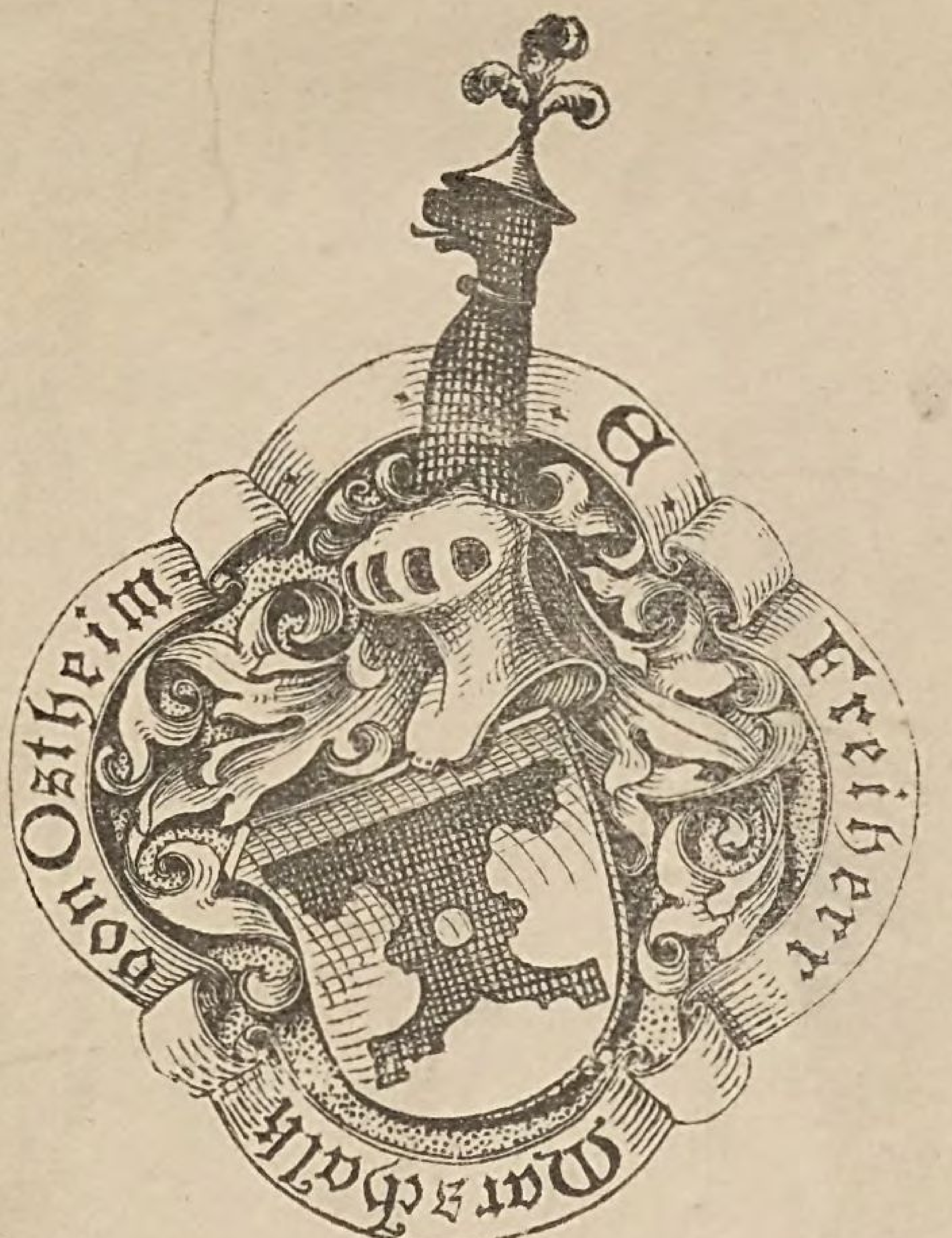

Freiherr
Marschalk
von Ostheim



Erinnerungsblätter

an die

schleswig-holsteinischen Feldzüge

von 1848—51

zum

vierzigjährigen Gedächtnistage der Erhebung der Herzogtümer

Schleswig-Holstein

und

im Auftrage der Versammlung ehemaliger schlesw.-holst. Offiziere, Ärzte und Beamten

gesammelt und herausgegeben

von

F. Möller,

ehemals Leutnant im 3. schlesw.-holst. Jägerkorps.

Altona.

Verlag von A. C. Reher.

1888.

Druck von H. W. Köbner & Co. in Altona.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Titelbild: Der Untergang des Studenten- und Turnerkorps bei Bau (Flensburg).	
Vorwort	V
Dem schleswig-holstein. Heer gewidmet	VII
Die Kieler Studenten zur Zeit der Erhebung 1848	1
Erinnerungen eines Freiwilligen, Bau	13
Die Gefangenschaft auf „Dronning Maria"	39
Das Gefecht bei Altenhof	55
Die beiden ersten Tage meiner Feldzüge	63
Die Expedition gegen die Korvette „Galathea"	67
Das Gefecht bei Hoptrup	78
Das Gefecht bei Eckernförde am 5. April 1849	91
Kolding am 20. und 23. April	106
Das Gefecht bei Gudsoe	134
In der Blockhaus-Schanze vor Fridericia	137
Die Schlacht bei Fridericia	144
Eine Rekognoszierung im November 1849	158
Der Einmarsch in Schleswig 1850	173
Der Untergang des Dampfkanonenboots „v. d. Tann"	176
Meine Verwundung am 24. Juli 1850	179
Die Schlacht bei Idstedt	204
Hinterlassene Tagebuchblätter aus dem Felde und aus der Gefangenschaft 1850/51	225
Gefecht bei Missunde am 12. September 1850	261
Der Sturm auf Friedrichstadt, Oktober 1850	264

Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung. [illegible] (Einleitung)
Vorwort [illegible]
[illegible]
[illegible] zur Zeit der Gründung 1848 [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] am 6. März 1849 [illegible]
[illegible] am 20. und 22. April [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] im Dezember 1849 [illegible]
[illegible] 1850 [illegible]
[illegible]
[illegible] 1851 [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] am 12. Dezember 1853 [illegible]
[illegible] Oktober [illegible]

Vorwort.

In der Versammlung ehemaliger schleswig-holsteinischer Offiziere, Ärzte und Beamten in Schleswig am 22. August 1886 wurde beschlossen, „Erinnerungsblätter an die schleswig-holsteinischen Feldzüge von 1848—51" zu sammeln, und der Unterzeichnete, als Schriftführer genannter Vereinigung, mit der Herausgabe derselben beauftragt.

Nach geschehener Aufforderung an alle Kampfgenossen zur Einsendung von Beiträgen, sind dem Herausgeber eine große Menge alter Erinnerungen zugegangen, wofür den Einsendern an dieser Stelle der herzlichste, kameradschaftliche Dank ausgesprochen wird.

Es war natürlich nicht möglich, alle diese Artikel in das Buch aufzunehmen, da jede Episode doch nur durch eine Erzählung vertreten sein durfte; doch sind die übrigen Einsendungen nicht ganz vergebens gemacht, da dieselben, wenn auch nicht so vielen Kameraden, doch durch mündlichen Vortrag in den Versammlungen der Vereine manchen eine frohe Stunde der Erinnerung bereitet haben und noch bereiten werden.

Welche Begeisterung ergriff ganz Deutschland, als es galt, die deutschen Herzogtümer Schleswig-Holstein von dem dänischen Joche zu befreien; von allen Seiten strömten Männer und Jünglinge herbei, um deutschen Boden zu verteidigen und deutsche Ehre zu wahren.

Wo sind alle diejenigen geblieben, die damals zu inniger Waffengenossenschaft vereint, so oft dem Tode ins Auge gesehen und Mühen und Entbehrungen mit einander getragen? Viele haben mit ihrem Blute ein Opfer auf dem Altar des Vaterlandes gebracht; viele, ihrer angestammten Heimat beraubt, sich eine neue im fremden, fernen Lande gegründet; viele widerwillig lange Jahre den Druck der Dänenherrschaft ertragen, und nur wenigen war es vergönnt, die Morgenröte der Freiheit über das geliebte Vaterland heraufsteigen zu sehen und den Glanz der siegreichen, deutschen Waffen über fremde Anmaßung zu erblicken.

Längst hat die Geschichte den ersten Akt des großen Dramas deutschen Kampfes für deutsches Recht und deutsche Unabhängigkeit gerichtet. Vierzig Jahre sind seitdem verflossen und die Thaten und Bestrebungen der Männer von damals sind jetzt fast vergessen; aber in den Herzen der alten Kampfgenossen schlummert die Erinnerung fort, und wo zwei oder drei dieser alten Kämpfer zusammenkommen, da wird sie wach und es tauchen die Gestalten längst verblichener Kameraden und die Bilder längst vergessener Schlachten und Gefechte vor ihren Augen aus der Erinnerung auf.

Solche Bilder will das vorliegende Buch den alten Kameraden im leichten Gewande der Skizze und Schilderung verschiedener Episoden aus den Feldzügen von 1848—51 vor Augen führen und sein Zweck ist erfüllt, wenn es durch Auffrischung mancher schönen, alten Jugenderinnerung, trotz der späteren, bewegten Zeiten und der neueren welterschütternden Ereignisse, auch nur auf kurze Zeit in den alten Herzen ein wehmütiges und freudiges Gefühl der Erinnerung erweckt.

Wenn nun dieses Buch vorzugsweise den alten Kampfgenossen aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen von 1848—51 in treuer Kameradschaft gewidmet ist, so werden die darin enthaltenen Erzählungen doch auch jedem eine nicht unwillkommene Lektüre darbieten, der einst für das Schicksal der Herzogtümer ein Herz hatte, oder sich noch jetzt dafür interessiert.

Mit diesem Vorwort schickt der Herausgeber die „Erinnerungsblätter" in die Welt als schlichte Erzählungen selbsterlebter Ereignisse, dargebracht den alten Waffengefährten und allen Schleswig-Holsteinern zum vierzigjährigen Erinnerungstage der Erhebung der Herzogtümer Schleswig-Holstein.

Unter Berücksichtigung des Zweckes und der Entstehung dieses Buches bittet um wohlwollende Aufnahme desselben

der Herausgeber.

Dem schleswig-holsteinischen Heer gewidmet

von

Heinrich Zeise.

Es steigen der Erinn'rung Bilder
Aus Sturm und Drang und blut'ger Schlacht,
Vor meinem Aug' empor, in wilder,
In farbenreicher, hoher Pracht.
Der Freiheit Banner sah ich ragen
In Fülle, Glanz und Herrlichkeit,
In der Erhebung sel'gen Tagen,
Als uns're Herzen laut geschlagen
Der unvergeßlich schönen Zeit!

Begeistert wird die Nachwelt singen, —
Wie hier an Eckernfördes Strand,
Wie Preusser im gewalt'gen Ringen
Den Sieg an uns're Fahnen band.
Wie er nach heißen Kampfes Stunden
Dem Feinde Hülf' und Rettung bot.
So steht er vor uns, glanzumwunden,
Ein Held wie keiner, der gefunden,
Im Liebeswerk den schönsten Tod!

Und Kolding, Tag des Ruhms, der Ehre,
Wo wir gekämpft begeist'rungsvoll,
Wo bei dem Knattern der Gewehre
Der Siegesjubel rings erscholl.
Wo wir den Feind mit scharfen Hieben,
In Todesmut und schlachtenfroh,
Im wilden Sturm von dannen trieben,
Und wo der Trommler ihm beschrieben
Den Weg, auf dem er nordwärts floh.

Auch denkt an Idstedts blut'ge Auen,
Im Lied und Sang des Preises wert,
Wo wir mit gläubigem Vertrauen
Gekämpft für uns'rer Heimat Herd.
Denkt Oberstolks, wo tapf'res Ringen,
Des Feindes Reihen jäh durchbrach,
Wo noch einmal im Vorwärtsdringen
Der Adler hob die stolzen Schwingen,
Bis er im Kampfe unterlag.

Doch aus dem Blut, das dort vergossen,
Die Eiche herrlicher erstand,
Sie ragt mit jugendfrischen Sprossen
Weit über alles deutsche Land.
Hier liegt der Keim zu Deutschlands Ehren,
Aus dem nach banger, trüber Zeit,
Nach Kämpfen sich, nach bittern, schweren,
Erhob das Deutsche Reich zur hehren
Und nie geahnten Herrlichkeit!

Denkt liebreich jener, die gefallen,
In ihrer Brüder stolzen Reihn,
Sie schritten, ruhmgekrönt vor allen
In Walhalls hohen Tempel ein,
Die jetzt mit seligem Vertrauen,
Geläutert von des Schicksals Hand,
Mit hellen Blicken niederschauen
Auf uns'rer Marken freie Auen,
Und aufs geeinte Vaterland.

Laßt blüh'nde Rosen stets uns streuen,
Voll Farbenschmelz, voll Glanz und Duft,
Auf der Verklärten, der Getreuen,
Auf uns'rer Brüder stille Gruft.
Stets laßt uns ihr Gedächtnis hüten
Bis in die fernste, fernste Zeit,
Es seien der Erinn'rung Blüten
Den Kämpfern, die für Freiheit glühten,
Aus tiefstem Herzensgrund geweiht!

Die Kieler Studenten zur Zeit der Erhebung 1848,

von W. Bahnson,

ehemals Leutnant im 4. schlesw.-holst. Jäger-Corps.

Sonnabend, den 26. Februar 1848, saßen die Kieler Burschenschafter bei Wichmann in der Dänischen Straße in gewohnter Weise hinten im Gartenzimmer. Es mochte wohl schon 11 Uhr abends sein, als der Advokat Richard v. Neergaard erschien und als neueste Nachricht mitteilte, daß König Louis Philipp verjagt, Frankreich zu einer Republik erklärt und eine provisorische Regierung eingesetzt sei, zu der die bekannten Führer der Opposition Arago, Ledru-Rollin, Dupont de l'Eure, Lamartine und unter andern auch ein Arbeiter, namens Albert gehörten. Namentlich der letztere Umstand wurde von dem bekannten Demokraten hervorgehoben und machte auf uns einen besonderen Eindruck. Ja, Neergaard wußte uns so zu begeistern, daß wir um Mitternacht auf den Markt zogen und ein Hoch ausbrachten auf die französische Republik. Nur Einer, der Philologe K., wollte von dieser Schwärmerei für die französische Republik nichts wissen und blieb zurück. Aber gerade dieser Eine führte die Studenten auf die richtige Bahn.

Als die Bewegung, die von Paris ausgegangen, ganz Deutschland erfaßte, da schien auch für Schleswig-Holstein die Zeit gekommen, nähern Anschluß an Deutschland zu gewinnen und sich von der Dänenherrschaft zu emanzipieren. Dabei konnten die Studenten unmöglich die müssigen Zuschauer spielen und als der Studiosus K. bei der Burschenschaft den Antrag stellte, alle Studenten zu veranlassen, gemeinschaftlich Waffenübungen und militärische Exerzitien

vorzunehmen, fand dieser Vorschlag begeisterten Anklang. Die drei Verbindungen*) welche damals beanspruchten, den Kern der Studentenschaft zu bilden, veranlaßten eine allgemeine Studentenversammlung. Der Wichmann'sche Saal war gedrängt voll, die Holsaten hatten das Präsidium und es wurde in lebhafter Debatte die Frage verhandelt, ob man ein eigenes Studentenkorps errichten oder sich den Übungen der Bürgerwehr anschließen solle. Der Verbindungs-Furor war freilich nicht sogleich zu beschwichtigen; die Gegner der Verbindungen, die sogenannten „Radikalen“ oder mit dem Spitznamen „Wurzelfinken“ durften nicht mitreden und unter anderen wurden dem später bekannt gewordenen Theodor Lehmann das Wort entzogen. — Die Majorität beschloß, ein besonderes Studentenkorps zu gründen und die Waffenübungen sofort zu beginnen, während manche von den Wurzelfinken sich den Bürgern anschlossen. Das Studentenleben wurde mit einem Schlage ein ganz anderes. Das banausische Treiben des Kneipens und Spielens, des Kontrahierens und Losgehens hörte mit einem Schlage auf. Dieselben Studenten, die bis tief in die Nacht hinein zu kneipen und am Morgen frühestens um 10 Uhr aufzustehen pflegten, erhoben sich um 5 Uhr morgens, um nach Bellevue zu gehen und sich im Scheibenschießen zu üben. Statt ins Kolleg zu gehen exerzierte man eifrig im Wichmannschen Saal und ließ sich von den dänischen Unteroffizieren das dänische Exerzierreglement eindrillen. Wer nicht selbst exerzierte, sah den andern zu oder goß im Garten Kugeln, fertigte Scheiben oder traf andere Vorbereitungen für die Schießübungen. — Von Duellen war gar keine Rede mehr; die Mitglieder feindlicher Verbindungen, die sich sonst kaum begegnen konnten, ohne sich Bosheiten zu sagen, saßen abends im friedlichen Gespräch bei einander, sangen Freiheits- und Schlachtenlieder, und gingen rechtzeitig nach Hause, um den andern Tag frisch zu sein; diejenigen, die früher mit einander kontrahiert hatten, machten comment suspendu und haben niemals ihre Mensuren ausgefochten. Es war eine köstliche Zeit.

Dabei gingen die politischen Wogen immer höher. Den Mittelpunkt des politischen Treibens bildete der Bürgerverein, an dessen

*) Es waren die Kieler Burschenschaft, früher Albertinen, und die beiden Korps Holsaten und Sachsen.

Spitze Theodor Olshausen stand, ein Demokrat vom reinsten Wasser, aber von der edlen Sorte. Am 4. März schon erörterte man auf das Lebendigste die Notwendigkeit einer sofortigen Bürgerbewaffnung und des Strebens nach einem Deutschen National-Parlamente. Am folgenden Tage wurde eine Petition um Preß- und Versammlungsfreiheit mit fast 1000 Unterschriften nach Kopenhagen geschickt. Die Polizei wollte die Versammlungen des Bürgervereins verbieten, aber dieser protestierte und versammelte sich nach wie vor. Der Rektor der Universität riet der Polizeibehörde von militärischen Maßregeln abzulassen; er könne sonst für die Ruhe der sehr erregten Studenten nicht einstehen.

Ja, es kam sogar soweit, daß die Polizeibehörde selbst die Errichtung einer Bürgergarde wünschte und der dänische Kommandant unter gewissen Bedingungen die Waffen zu liefern versprach, aber zunächst scheiterte die Sache an dem philiströsen Bedenken von Magistrat und Stadtdeputirten.

Wie die Stimmung damals war, davon giebt ein charakteristisches Bild die Erklärung, welche der Bürgerverein auf des Advokaten Hedde Vorschlag am 14. März faßte:

„Im Angesicht der großartigen Revolutionen, welche in einer Reihe europäischer Staaten die Knechtschaft aufgehoben haben, im Angesicht der gewaltigen Bewegung, welche die Freiheit in Deutschland zum Siege bringt, fühlen wir lebendiger als je die ganze Schmach unserer Unfreiheit. Wir sind fast der einzige Volksstamm Deutschlands, der die Freiheit nicht errungen hat. Solche Schande können wir nicht ertragen. Auch wir verlangen volle Freiheit, Gewährung aller unser gerechten Forderungen! Ohne Erfüllung werden wir uns nie zufrieden geben. Wir fordern eine unsern Herzogtümern gemeinschaftliche, wahrhaft konstitutionelle Verfassung auf der Grundlage allgemeiuen Wahlrechts und allgemeiner Wählbarkeit, Eintritt Schleswigs in den Deutschen Bund, eine in voller Wahrheit, nicht bloß zum Scheine freie Presse, welche durch die provisorische Verordnung vom 10. März d. J. nicht erreicht ist, unbeschränktes Recht der Versammlung und Vereinigung, Schwurgerichte, allgemeine Volksbewaffnung, namentlich sofortige Errichtung von Bürgergarden, schleunige Organisation eines volkstümlichen Deutschen Parlaments. Eine Politik, die Deutschland durch Freiheit und Einheit stark macht,

muß von unserm Herzog*) sofort eingeschlagen werden. Die Entlassung des Staatsministers, Grafen v. Moltcke und des Regierungspräsidenten Scheel, und die Berufung von Männern, die in unserm Lande Achtung und Vertrauen genießen, sei das erste Zeichen derselben. Für unser Deutsches Vaterland sind wir bereit, alle Opfer zu bringen, aber nicht in einem ungerechten Kampfe gegen die Freiheit Frankreichs, nicht in einem verhaßten Bündnisse mit den Russen. Kein Russe und kein Däne setze seinen Fuß auf deutsches Gebiet. Wir dulden keine Verletzung deutscher Grenzen und bieten unserm Herzog zur Wahrung derselben alle unsere Kräfte, unsern ganzen begeisterten Willen an."

Wichtiger als solche Stimmung machenden und Stimmung beweisenden, im übrigen resultatlosen Resolutionen waren nun die Beschlüsse der am 18. März unter dem Vorsitz von Beseler in Rendsburg versammelten 70 Ständemitglieder Schleswig-Holsteins, denn diese Beschlüsse führten unmittelbar zu Thaten. Es wurde ein permanenter Ausschuß von 3 Mitgliedern, nämlich Beseler, Reventlow-Preetz und Bargum, ernannt, dann eine Deputation an den König gesandt, die folgende Desideria vortragen sollte:

1) Sofortige Zusammenberufung eines vereinigten Schleswig-Holsteinischen Landtages,
2) Vorlagen eines Konstitutions-Entwurfes für die vereinigten Herzogtümer an diese Versammlung,
3) sofortiger Eintritt des Herzogtums Schleswig in den Deutschen Bund,
4) sofortige Organisation einer Nationalbewaffnung in beiden Herzogtümern,
5) Entlassung des jetzigen Regierungspräsidenten v. Scheel.

Diese Deputation, deren Mitglieder der Kammerherr v. Neergaard, der Advokat Clausen, der Eisenbahndirektor Olshausen, der Dr. Gülich, der Regierungsrat Engel waren, fuhr am Dienstag, den 21. März, mit einem dänischen Kriegsschiffe von Kiel fort, unter Hurrahrufen und Segenswünschen der Bevölkerung. Ihre Rückkehr wurde am folgenden Sonnabend, den 25. März, erwartet, aber die Mehrheit

*) So wurde damals der König von Dänemark genannt.

der Studenten hat den Tag in Kiel nicht erlebt. Der Einfluß jenes permanenten Ausschusses machte sich vielfach im Geheimen geltend. Ein Beispiel: An einem Abend bekamen ungefähr 20 Studenten den Befehl sich bewaffnet am Bahnhof zu versammeln, und zwar um die Bevölkerung, welche die Straßen frequentierte, nicht aufzuregen, in kleinen Trupps von 3 oder 4 Mann auf verschiedenen Wegen dorthin zu marschieren. Die Studenten pflanzten sich in Reih und Glied auf, der Führer trat vor, verlangte den Eisenbahndirektor Diez zu sprechen und als dieser erschien, forderte jener im befehlenden Tone, daß eine Lokomotive fortwährend geheizt bereit gehalten werde. Als der Direktor Einwendungen machte, wurden Drohungen hinzugefügt, bis jener nachgab und erklärte das thun zu wollen, wozu man ihn zwinge. — Die Studenten, die nicht wenig stolz waren auf ihren Einfluß, erfuhren freilich später, daß die ganze Geschichte abgekartet und auf den Wunsch des Direktor Diez, der ein guter Patriot war, in Scene gesetzt war; aber bald wurden ernstere Thaten beansprucht.

Am 23. März kamen Gerüchte in Umlauf, daß in Kopenhagen eine Revolution ausgebrochen sei, die Eiderdänenpartei zur Herrschaft gekommen und die Mission unserer Deputirten gänzlich gescheitert sei. Die Aufregung in Kiel war groß. Die Bürgergarde, die seit einigen Tagen eingerichtet war, bezog mit dem Militär gemeinschaftlich die Hauptwache, die Soldaten, d. h. die Lauenburger Jäger, die in Kiel lagen, fraternisierten mit den Bürgern, rissen ihre dänischen Kokarden ab und steckten sich schwarz-roth-goldene an, welche die Studenten schon lange an ihren Mützen trugen, da sie als Zeichen des deutschen Patriotismus galten. Die Studenten versammelten sich wie gewöhnlich bei Wichmann in der Dänischen Straße und harrten Stunde auf Stunde und zwar ohne zu trinken, um würdige Zeugen des historischen Aktes zu sein, den sie erwarteten.

Da, nach Mitternacht, kam der Befehl auf dem Marktplatz Aufstellung zu nehmen. Es versammelte sich dort auch das Turnerkorps und ein Teil des in Kiel garnisonirenden 5. Jägerbataillons. Philister waren kaum sichtbar, Kiel war zur Ruhe gegangen und schlief. — Da tönte etwa um 1 Uhr die sonore Stimme Beselers vom Rathaus herab, ohne daß man ihn bei der Dunkelheit sah, aber jedes Wort war verständlich:

Mitbürger!

Unser Herzog ist durch eine Volksbewegung in Kopenhagen gezwungen worden, seine bisherigen Ratgeber zu entlassen und eine feindliche Stellung gegen die Herzogtümer einzunehmen. Der Wille des Landesherrn ist nicht mehr frei und das Land ohne Regierung. Wir werden es nicht dulden, daß deutsches Land dem Raube der Dänen preisgegeben werde. Große Gefahren erfordern große Entschließungen; zur Verteidigung des Ganzen, zur Aufrechthaltung der Ordnung bedarf es einer leitenden Behörde. Folgend der dringenden Notwendigkeit und gestärkt durch das uns bisher bewiesene Zutrauen, haben wir, dem ergangenen Rufe folgend, vorläufig die Leitung der Regierung übernommen, welche wir zur Aufrechthaltung der Rechte des Landes und der Rechte unseres angestammten Herzogs in seinem Namen führen werden. Wir werden sofort die vereinigte Ständeversammlung berufen und die übernommene Gewalt zurückgeben, sobald der Landesherr wiederum frei sein wird oder von der Ständeversammlung andere Personen mit den Landesangelegenheiten beauftragt werden. Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands anschließen. Wir fordern alle wohlgesinnten Einwohner des Landes auf, sich mit uns zu vereinigen. Laßt uns durch Festigkeit und Ordnung dem deutschen Vaterlande ein würdiges Zeugnis des patriotischen Geistes geben, der die Einwohner Schleswig-Holsteins erfüllt. Der abwesende Advokat Bremer wird aufgefordert werden, der provisorischen Regierung beizutreten.

Beseler. Friedrich, Prinz zu Schleswig-Holstein.
F. Reventlow. M. T. Schmidt.

Ein Hoch endigte den feierlichen Akt.

Der andere Morgen (Freitag, d. 24. März) bot ein bewegtes Bild, die Straßen belebt, die Menschen voll Jubel, die Häuser mit schwarz-rot-goldenen und blau-weiß-roten Flaggen geschmückt. Um 6 Uhr war zum zweiten Mal auf dem Marktplatz die provisorische Regierung proklamiert. Jetzt war das nächste Ziel die Einnahme der Festung Rendsburg. Dazu waren die Jäger, Studenten und

Turner auserſehen. Aber ſiehe da! Von den Gewehren, die zur Ausrüſtung der Studenten und Turner dienen ſollten, waren die Schlöſſer abgeſchraubt und mußten erſt wieder angeſchraubt werden. Gefahr war im Verzuge. So fuhr, um 7 Uhr etwa, zunächſt der Prinz von Nöer mit dem Jägerbataillon nach Rendsburg, um 9 Uhr in einem Extrazuge die Studenten und Turner, die auf dieſe Weiſe um die Ehre kamen, an der unblutigen Eroberung von Rendsburg teilzunehmen.

Alſo die Studenten verließen Kiel. Alle? Ja, alle, bis auf einige Wurzelfinken, die ſich ſpäter dem Ranzau'ſchen Freikorps anſchloſſen. Wir verließen Kiel ohne Gepäck, die meiſten ohne Geld, in ihren gewöhnlichen Zivilkleidern, teilweiſe mit ihren bunten Verbindungsmützen, aber alle bewaffnet mit einer Muskete. Wir wußten nicht recht, was wir in Rendsburg ſollten, wir glaubten, daß wir in einigen Tagen wieder zurück ſein würden, da die Dänen doch nachgeben müßten, wenn ſie ſähen, daß die Schleswig-Holſteiner ernſtlich auf ihren Forderungen beſtänden.

Unterwegs überall, namentlich in Neumünſter, großer Jubel, warmer Empfang in Rendsburg, wo wir bei den Bürgern einquartiert wurden, die uns auf das Beſte bewirtheten. Abends war frei Bier, aber als uns Löhnung angeboten wurde, lehnten wir ſolche ab, weil wir keine Landsknechte wären, obgleich die meiſten keinen Schilling in der Taſche hatten.

Am andern Morgen verſammelten wir uns im Exerzierhauſe und wählten unſere Führer, Offiziere und Unteroffiziere. Unſere Bewaffnung wurde vervollſtändigt, die ſchlechten Musketen wurden mit beſſeren, geriffelten vertauſcht, wir erhielten Patronentaſchen, Seitengewehr, Munition, Feldmäntel. Von dort begaben wir uns vor die Wohnung des Prinzen von Nöer, der uns inſpizierte und mit folgender Anrede begrüßte: „Ich freue mich ſehr, meine Herren, und danke Ihnen für Ihren Eifer, den Sie hiemit zur Ehre Ihres Vaterlandes beweiſen. Ich hoffe zwar, daß es nicht zum Blutvergießen kommen wird, aber ſollte es dazu kommen, ſo rechne ich auf Sie zuerſt. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie bereit ſein werden, ſich jeder Gefahr fürs Vaterland zu unterziehen, und hoffe daher, ſtets Sie an der Spitze zu ſehen. Ich möchte für dieſen Augenblick mich nicht gern von Ihnen trennen. Ich glaube, daß ich

Sie noch einige Tage hier behalten werde, dann wird es wohl nötig sein, daß Sie einige Tage auf dem Lande kampieren, teils um den ersten Stoß auszuhalten, teils um im schnellen Laden und Schießen, wie Sie gewünscht haben, praktisch geübt zu werden. Auf das Exerzieren gebe ich gar nichts, das schnelle und sichere Laden und Abfeuern ist Hauptsache. Zu diesem Zweck habe ich die Turner, die Studenten und das 5. Jägerkorps unter den Oberbefehl des Kapitän v. Michelsen gestellt; an diesen haben Sie sich zunächst zu halten und von ihm weitere Befehle zu erwarten".

Hierauf begaben wir uns nach dem Paradeplatz. Der Kapitän Michelsen setzte uns in beredter Weise unsere fernere Bestimmung auseinander, worauf wir ihm ein Hoch ausbrachten, das er mit den Worten erwiderte: „Meine Herren, ich kann Ihnen auf dieses Hoch nicht besser antworten, als mit dem Rufe: Es lebe unser deutsches Vaterland!"

Am Sonntag, den 26. März, mittags, zogen wir nordwärts, von nun an immer mit den Kieler Turnern und Jägern vereinigt. Das Ziel des ersten kleinen Marsches war ein elendes Dorf Rickert, wo wir bei 60 Mann in einem Bauerhof einquartiert wurden.

Es wurden Feldwachen mit Doppelposten ausgestellt während der Nacht, Patrouillen gingen von einer Feldwache zur anderen. Die Posten hatten Befehl, jeden niederzuschießen, der auf das „Halt werda!" nicht mit der Losung antwortete. Zum Glück ist es nicht die Gewohnheit der Bauern, nachts auf ihren Feldern herumzuwimmeln, sonst hätte leicht ein Unglücklicher sein Leben büßen können. Aber jene Nacht wird doch gewiß den meisten Theilnehmern erinnerlich sein. Sie war dunkel, etwas regnerisch; die Patrouillen geriethen in der unbekannten Gegend in Gräben oder Sümpfe, Schüsse gingen unversehens los und alarmierten, die Führer der Feldwachen hatten selbst keine Ahnung vom Dienst; die Sache war recht ungemütlich.

Um 4 Uhr wurden die Feldwachen eingezogen und nach einer Stunde kam Befehl zum Aufbruch. Auf Wagen ging die Fahrt über Schleswig nach Norden. In der Stadt Schleswig empfing uns unermeßlicher Jubel, man brachte uns Erfrischungen aller Art an die Wagen, aber weiter ging es, bis eine Meile über Schleswig hinaus. Da mußten wir von den Wagen herunter und nach kurzer

Rast den Weg zu Fuß fortsetzen. Dieser Marsch mit voller militärischer Ausrüstung, nach einer schlaflosen Nacht, war für uns verwöhnte Menschen sehr beschwerlich, so daß manche von uns, als wir auf dem Marktplatze in Flensburg ankamen, umfielen wie die Fliegen.

Im Lokale des Bürgervereins wurden die Studenten und Turner einquartiert. Es war dort Essen für uns bereitet und Stroh zum Nachtlager aufgeschüttet.

Den andern Tag erschien ein dänisches Kriegsschiff im Hafen, es wurde mit Musketen beschossen, denn Kanonen hatten wir nicht; die Dänen legten sich außer Schußweite und lachten uns aus. An demselben Tage wurde auch etwas Geld verteilt und von den meisten sofort verjubelt. Die Disziplin war noch mangelhaft. Die Offiziere, die von den Studenten in Rendsburg gewählt waren, hatten unter sich den einen zum Hauptmann gewählt, der den andern Studenten nicht genehm war. Hier in Flensburg schlug einer der Studenten vor, sämtliche Offiziere abzusetzen und neue zu wählen. Der Vorschlag wurde angenommen und man wählte zwar im übrigen dieselben Offiziere, aber einen andern Hauptmann und zwar den Studiosus Kiär*), der sich durch Muth und ruhige Besonnenheit auszeichnete; Michelsen war inzwischen zum Major avanziert und stand zunächst unter dem General Krohn, dessen Brigade außerdem aus dem 14. und 16. Infanterie-Bataillon, 2 Kanonen und verschiedenen Freischaaren bestand. Adjutant bei Michelsen war der Student Kirchhoff.**) Aus dem Studentenkorps wurde eine Elite-Abteilung ausgesondert, welche „Schützen" hießen und mit Büchsen bewaffnet waren; sie bestanden hauptsächlich aus solchen, die sich dem Studentenkorps angeschlossen hatten, das nunmehr aus ungefähr 150 Mann bestand.

Am 30. März rückte Major Michelsen nach Apenrade vor, aber den Strandweg, der vom Süden in die Stadt führt, bestrich eine dänische Kriegsbrigg mit unausgesetzten Kartätschenschüssen, indes gelang es, ohne Verlust auf Umwegen vom Norden her in die Stadt zu kommen. Unter ungeheurem Jubel aller Einwohner rückten wir in Apenrade ein, vor dem Rathhaus wurden Reden und Gegenreden

---

*) Jetzt Landrath in Heide.

**) Der 1850 bei Friedrichstadt fiel.

gehalten, aber die Freude war von kurzer Dauer. Da der Feind in der Nähe war, so wagte Major Michelsen nicht, seine Leute bei den Bürgern einzuquartieren, die mit Vergnügen uns aufgenommen hätten. Wir verschanzten uns unmittelbar bei Apenrade in einem Hause und kampierten die Nacht auf dem bloßen Fußboden schlafend, die Patronentasche als Kopfkissen benutzend. Um 4 Uhr des morgens alarmirte uns ein Schuß, da ein Posten unsere eigenen Dragoner für dänische angesehen hatte. Nach einer übelzugebrachten Nacht war es rührend zu sehen, wie die Apenrader ihre Dienstmädchen zu uns hinausschickten mit allen möglichen Speisen im Ueberfluß. Man ging von einer zur andern, um sich das beste auszusuchen oder den hübschesten Mädchen auf ihre Bitten die dargebrachten Gaben abzunehmen; manche ging weinend davon, weil sie ihre Speisen nicht losgeworden war. — Aber die Nachrichten vom Feinde wurden immer drohender, er schien uns in Apenrade einschließen zu wollen, so daß Major Michelsen sich zu unserm großen Bedauern entschloß, uns auf geheimen Wegen über Berg und Thal, durch Wald und Busch wieder südwärts zu führen, und glücklich war, als wir wieder nicht weit von Flensburg die Chaussee erreichten, da er uns gleichsam aus einer Mausefalle gerettet habe, nicht ahnend, daß wir bald in eine andere unrettbar hineingeraten würden.

Unser Nachtquartier war auf dem Hofe Seegaard, auf halbem Wege zwischen Apenrade und Flensburg. Es wurden am folgenden Tage Barrikaden auf der Chaussee errichtet, als ob wir die Stellung behaupten wollten, aber Nachmittags rückten wir mißvergnügt wieder nach Flensburg, nachdem wir die Vorratskeller des Hofes auf ziemlich barbarische Weise geplündert hatten, um dem nachfolgenden Feinde nichts zu hinterlassen.

Major Michelsen besetzte Mittwoch, den 5. April, die Krusauer Kupfermühle, wo er das 4. Jägerkorps von den Vorposten ablöste. Hier wurde die Zeit in freudlosem, unbehaglichem Dasein verbracht. Die mangelhafte Verpflegung — wir mußten selbst kochen — erregte Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Flensburgs und Apenrades; der Aufenthalt in den dumpfen Ställen oder im Freien bei schlechtem Wetter erregte Langeweile. Zuweilen wurde exerziert, aber das ging noch recht schlecht. So geschah es, daß beim Quarre bilden, wobei die Tirailleure unter die schräg emporgehaltenen Gewehre der äußeren

Reihe kriechen mußten, einem Studenten, der freilich ziemlich lang war, ein Bajonett in den Hinterkopf gerannt wurde. Hier in Krusau war es auch, wo die Lauenburger Jäger, die nicht gegen Dänemark kämpfen wollten, mit den klassischen Worten entlassen wurden, daß sie nun nach Hause gehen und Kohl pflanzen könnten, weshalb noch heute die Lauenburger von den Schleswig-Holsteinern „Kohlplanter" genannt werden.

Am 6. April stießen wir zum ersten Mal auf den Feind. Auf einer Rekognoscierung, welche 2 Kompagnien Jäger machten, jagten diese den Feind aus dem Dorfe Rinkenis, wobei mehre Schüsse gewechselt und ein Mann auf unserer Seite verwundet wurde. — Diese unbedeutende Affaire wurde von uns als besonders interessant angesehen.

Endlich ging die Sonne des verhängnisvollen 9. April auf, der dem Studentencorps und manchem jungen Studentenleben ein jähes Ende bereitete. Schon früh hörten wir Schüsse im Nordwesten, deren Schall sich langsam weiter nach Süden zog. Major Michelsen hatte mit dem offenbar im Gefecht stehenden, weiter westlich befindlichen Truppen keine Verbindung, und vom General Krohn, der in Flensburg war, den Befehl, sich möglichst lange zu halten und nur langsam sich zurückzuziehen. Als das Schießen im Westen sich in bedenklicher Weise immer weiter nach Süden zog, da entschloß sich Major Michelsen, um nicht abgeschnitten zu werden, mit seinem ganzen Bataillon, gegen 1000 Mann, Krusau zu verlassen und sich langsam Flensburg zu nähern. Nicht weit von Flensburg wurde die Chaussee von den im Flensburger Hafen liegenden Schiffen mit Granaten bestrichen. Wir wichen westwärts aus und stießen bald auf den von Bau kommenden Feind. Ein lebhaftes Gefecht begann. Statt so rasch wie möglich die Thore Flensburgs zu erreichen, machten zuerst die Jäger, dann die Studenten und Turner einen Angriff auf die Dänen, aber diese, uns weit überlegen, lagen in dichten Reihen sicher hinter den Knicken und schlugen jeden Angriff ab. Mancher der Unsrigen mußte ins Gras beißen; auch Major Michelsen wurde früh am Arm verwundet und erlag später seiner Wunde. Der liebenswürdige Offizier Philipp Schwarz flehte, tötlich getroffen, seine Leiden durch einen Gnadenstoß zu enden; der ehrenfeste Schneider und der gescheute Fuchs Dresen waren sofort tot. Das

waren allein 3 von den 20 Mitgliedern der Kieler Burschenschaft! Es fielen von den Studenten außerdem Lorenzen, Versmann, Wendt, Gülich und viele, z. B. unser Hauptmannn Kiär wurde verwundet.

Da erscholl der Ruf „nach Flensburg", aber der Weg dahin war nicht ohne große Gefahren, da er von den dänischen Schiffen beherrscht wurde. Die meisten gelangten indes zu der nördlichen Vorstadt von Flensburg, warfen sich in die Häuser und schossen aus den Fenstern auf die heranziehenden Dänen. In der Eisengießerei war ein großer Raum von den Unsrigen besetzt; während diese aus den westlichen Fenstern schossen, kamen ganze Kartätschenladungen von den Schiffen durch die östlichen Fenster und prasselten auf die aufgespeicherten Eisenwaaren. Eine halbe Schwadron feindlicher Dragoner wollte die Verwirrung der Unsrigen benutzen und sprengte zwischen die in den Gassen Umherirrenden, aber diese drückten sich mit dem Rücken gegen die Wand und knallten die Dragoner von den Pferden herunter, so daß wenige mit dem Leben davon kamen. Indes wurde der Kampf immer hoffnungsloser; die Dänen besetzten das Norderthor von Flensburg, so daß wir ganz abgeschnitten waren. Das Schießen ertönte immer seltener, zuletzt hielten sich etwa 40 Mann von uns in der Eisengießerei, denen die Dänen sich nicht zu nähern wagten. Als wir keinen Ausweg sahen, berieten wir, meistenteils Studenten, was wir thun wollten. Zwei Studenten, Boje und Widing, bestanden darauf, daß wir uns halten sollten, bis der letzte Mann gefallen sei, während die Lauenburger Jäger vor uns auf den Knieen lagen und uns anflehten, daß wir uns ergeben möchten. — Das Resultat der Beratung war Ergebung, wir vernichteten so viel als möglich unsere Waffen und gingen waffenlos den am Norderthor stehenden Dänen entgegen.

Sic transit gloria mundi!

Erinnerungen eines schleswig-holsteinischen Freiwilligen aus dem Frühjahr 1848,

von

F. v. Wardenburg, Großhzgl. Sächs. Wirklicher Geheimer Rat.*)

Graf Massimo d'Azeglio, der italienische Staatsmann und Dichter, sagt in seinen „Erinnerungen" in Anlaß der sich eröffnenden Aussicht, den Feldzug von 1815 gegen Napoleon mitzumachen: „Man kann sich meine Freude denken, als es hieß: „in den Krieg ziehen!" Jung, schlank, jeglichem Leben und jeglichen Strapatzen gewachsen, wie ich damals war" und führt dann noch den Ausspruch des Cesare Balbo an: „Es giebt zwei Freuden im Leben: in den Krieg zu ziehen und zu lieben", seinerseits nicht mit Unrecht die Bemerkung hinzufügend: „Wenn man jung ist."

Jung war ich nun im Frühjahr 1848 und mit voller Freudigkeit schloß ich der Erhebung Schleswig-Holsteins mich an. Gar herrlich aber waren bei uns die Märztage, eine Zeit des schönsten Enthusiasmus für die Jugend der Herzogtümer. Fast alle waffen-

*) Eine Aufforderung des Komitees der Offiziere und Beamten von der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee Folge leistend, übergebe ich nachstehende Mitteilungen der Öffentlichkeit; dieselben sind im Wesentlichen einem Vortrag entnommen, der vor mehren Jahren im sog. Schlüssel-Verein zu Weimar gehalten wurde, jedoch habe ich denjenigen Teil, welcher von den Erlebnissen nach dem 9. April handelt, einer Umarbeitung unterzogen. Es fanden sich neuerdings unter meinen Papieren Aufzeichnungen, die dabei benutzt werden konnten. — Für die Richtigkeit aller Einzelheiten kann eine Verantwortlichkeit nicht übernommen werden; vielfach mußte das Gedächtniß aushelfen, und was insbesondere das Treffen bei Flensburg betrifft, so ist es kaum nötig, ausdrücklich hervorzuheben, wie wenig zuverlässig die Wahrnehmungen des einzelnen Soldaten während eines Gefechts sind, zumal wenn dieses Gefecht sein erstes ist.

fähigen jungen Männer der höheren Stände traten als Freiwillige ein, teils in die neu errichteten Freikorps, teils in diejenigen Truppenteile, der dänischen Armee, welche der vaterländischen Sache sich angeschlossen hatten.

In und bei Flensburg kantonierte in den letzten Tagen des März die schleswig-holsteinische Armee, wenn es erlaubt ist, mit diesem Namen ein Gemisch sehr verschiedener Bestandteile zu bezeichnen, die kaum durch etwas anderes zusammengehalten wurden, als durch den heißen Wunsch, recht bald die Dänen zu schlagen und ein einiges Deutschland entstehen zu sehen. Die verhältnismäßig reiche Handelsstadt bot mancherlei Genüsse und fand die jungen Vaterlandsverteidiger sehr geneigt, mit vollen Zügen zu genießen. Der Anblick, welchen die Stadt darbot, war der eigentümlichste. In den Straßen bewegten sich Gestalten, die durch ihre phantastische Ausstattung daran zweifeln ließen, ob man wirklich sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts befinde; Anzüge wie Bewaffnung erinnerten gar oft an das 17. Jahrhundert, an Wallensteins Lager. Hohe Reiterstiefel von allen Formen und Farben, Filzhüte mit breiten Krempen, geziert mit wallender Feder, ein langer Pallasch an gelbem Bandelier schmückten vielfach den deutschen Jüngling, der sich dies Mal in Wahrheit anschickte, „fürs Vaterland in den Kampf und Tod zu gehn". Die reichen, meist deutsch gesinnten Kaufherrn der Stadt betrachteten das lustige Treiben der Jugend sehr bald nicht ganz ohne Bedenken; das niedere, dänisch gesinnte Volk aber sah in diesen Gestalten Wesen, von denen man das Äußerste zu gewärtigen habe. — Da waren sie leibhaftig erschienen, und zwar in bedenklicher Anzahl, jene „Tydske Windbydel" (ein Beiname, mit welchem der Däne den Deutschen zu bezeichnen liebte) und es schien so ganz ausgemacht doch nicht, ob man dieselben in kürzester Frist wieder los werde.

Die Deutschen von jenseit der Elbe waren anfangs noch wenig zahlreich vertreten, allmählich aber trafen sie ein und in manchem wildaussehenden Gesellen begrüßte man einen alten Bekannten, mit dem man vor wenig Jahren in den Hörsälen deutscher Hochschulen gesessen hatte oder vielleicht öfter in den Kneipen studentischer Verbindungen.

Was mich betrifft, so war ich gleich am Tage nach der Besetzung von Rendsburg in das 5., seither in Kiel garnisonierende

Jägerkorps eingetreten; es wurde mit Rücksicht darauf, daß es sich teilweise aus dem Herzogtum Lauenburg rekrutierte, gewöhnlich mit „Lauenburger Jäger“ bezeichnet. Von meiner Studentenzeit her kannte ich fast alle Offiziere dieses Bataillons, deren es — leider — jetzt sehr wenige gab, denn sämmtliche geborene Dänen waren mit Erlaubnis der am 24. März für die Herzogtümer gebildeten provisorischen Regierung nach Dänemark übergetreten. Mit 2 Studenten, den Herren v. Abercon und v. Krohn, war ich der 1. Kompagnie unter Hauptmann von Gönner zugeteilt worden; diese hatte außer dem Chef nur noch einen Offizier, den soeben aus dem Kadettenkorps in Kopenhagen entlassenen Leutnant v. Hennings. Wir 3 Freiwilligen waren zu sogen. Offiziersaspiranten ernannt worden mit der Aufgabe, Offiziersdienst zu thun. Während der Ruhetage in Flensburg hatten wir es glücklich erreicht, uns die grüne Jägeruniform anfertigen zu lassen, in welcher kleidsamen Tracht wir uns ganz wohl gefielen. Gewöhnlich titulierte man uns „Herr Leutnant“, wogegen unsererseits ja nichts einzuwenden war; doch blieb das Gewissen bei diesem Titel nicht ganz ruhig, — denn ungemein bedenklich sah es aus mit der Kenntnis des Dienstes, — wir hatten davon keine Ahnung. Auch sahen die alten Unteroffiziere, von denen einige sich der Hoffnung hingegeben, wegen ihres Anschlusses an die schleswig-holsteinische Sache zu Offizieren ernannt zu werden, uns mit etwas scheelen Blicken an und nicht mit Unrecht, denn die wenigen Stunden, welche jetzt den Übungen gewidmet wurden, konnten uns unmöglich einweihen in die Praxis des Kriegshandwerks.

Indessen, wenn uns so ziemlich Alles fehlte, was für einen Offizier wünschenswert, wir beunruhigten uns darüber nicht allzusehr; der Gedanke tröstete, daß am Tage der Schlacht das Fehlende sich durch besonderen Mut wohl einigermaßen werde ersetzen lassen. — Solches mochte nun bei uns allenfalls erklärlich, vielleicht sogar verzeihlich sein, aber auffallend muß es erscheinen, daß beim General-Kommando sich Bedenken nicht geltend machten hinsichtlich der großen Mängel in der Zusammensetzung des Offizierkorps. Offiziere zu beschaffen, war zur Zeit allerdings unmöglich, aber fragen hätte man sich doch wohl sollen, ob — bevor solche gefunden — es statthaft war, ohne höchste Not die Truppen an den Feind zu bringen.

Erwägungen dieser Art lagen jedoch damals mir und meinen Kameraden sehr fern. Mit dem ganzen Leichtsinn der Jugend gaben wir uns der Hoffnung auf Sieg hin und nebenbei auch den Vergnügungen, welche die Stadt uns darbot. Es ist mir erinnerlich, wie unter denselben die Austernkeller nicht den letzten Platz einnahmen, zumal die Sitte herrschte, daß junge und zuweilen recht hübsche Mädchen die angenehmen Tiere in unserer Gegenwart öffneten, so daß sie frisch aus ihren Händen in den Mund gingen. Das weibliche Geschlecht — vornehm und gering — war überhaupt den Freiwilligen ungemein lieb und gut gesinnt und wir keineswegs abgeneigt, dieser besondern Gunst uns würdig zu erachten, obgleich wir in unserer Eigenschaft als Krieger noch Nichts gethan, um solche zu verdienen. Ein Streifzug, den unser Jägerkorps nebst den aus Studenten und Turnern gebildeten Abteilungen nach Nordschleswig unternommen, konnte nicht wohl für Etwas gerechnet werden. Vom Feinde hatten wir dabei nur insoweit etwas gespürt, als das im Hafen von Apenrade eingelaufene Orlogschiff unsere vor der Stadt in Front aufmarschierte Kompagnie mit einem scharfen Schuß begrüßte; die Kugel ging über unsere Häupter dahin, doch erhielt dieser Schuß dadurch seine Bedeutung, daß es der erste war, der abgegeben wurde, mit ihm also der Krieg Dänemarks gegen die Herzogtümer thatsächlich erklärt wurde.

Die dänische Armee, die in ihrer innern Haltung durch den Abfall der aus Schleswig-Holstein rekrutierten und in den Herzogtümern garnisonierenden Truppen an Mannschaften verhältnismäßig nur wenig, an innerer Haltung Nichts verloren hatte, rückte langsam nach Süden vor, begleitet von der Flotte, welche durch ihr Erscheinen in den verschiedenen Häfen die Küstenbevölkerung in große Aufregung versetzte. Vorläufig beschäftigten sich die Kommandeure der Landtruppen wie die Kapitäne der Kriegsschiffe vornehmlich damit, alle diejenigen Beamten, welche die provisorische Regierung anerkannt hatten oder welche auch nur deutscher Gesinnung verdächtig waren, sowie auch einflußreiche Privatpersonen in Haft zu bringen und in dänische Gefängnisse, teils nach Jütland, teils nach Kopenhagen, abzuführen. Unter den Fortgeschleppten befand sich auch mein Schwager, und mein Vater entging gleichem Schicksale nur durch den glücklichen Zufall, daß der Höchstkommandierende der dänischen Armee, General

von Hedemann, ihm nahe befreundet war. Die Behandlung der Gefangenen ist häufig eine barbarische gewesen; die Gerüchte, welche darüber nach den Herzogtümern gelangten, lauteten wahrhaft entsetzlich, waren aber allerdings zum Teil von Üebertreibungen nicht frei. Gewiß ist, daß für nicht wenige der Gefangenen jene schwere Kerkerhaft, welche sie ohne Untersuchung und Urteilsspruch zu erdulden hatten, eine lebenslängliche Schwächung der Gesundheit zur Folge hatte. In den dänischen Städten, durch welche die Gefangenen geführt wurden, erfolgten vielfach Mißhandlungen durch den Pöbel und that das weibliche Geschlecht — auch der höheren Gesellschaftskreise — sich ganz besonders hervor durch die drastische Weise, in welcher es seine patriotische Entrüstung mittels der Zunge kund zu thun wußte.

Das Herannahen der dänischen Macht veranlaßte den Höchstkommandierenden der schleswig-holsteinischen Truppen, Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, gewöhnlich Prinz von Noer genannt, alle nur irgend verfügbaren Kräfte um Flensburg zu konzentrieren; es schien sonach nicht zweifelhaft, daß man hier Widerstand leisten wolle — ein Plan, bei dem wohl lediglich politische Rücksichten maßgebend sein konnten. Eine Vorpostenstellung wurde nördlich von Flensburg bezogen und General von Krohn übernahm das Kommando der sog. Avantgarde, die aber in Wahrheit so ziemlich die ganze derzeitige schleswig-holsteinische Armee ausmachte, ca. 5—6000 Mann. Herr von Krohn war 1813 einmal dänischer Offizier gewesen und hatte als solcher das unbedeutende Gefecht von Sehestedt mitgemacht — das einzige während der französischen Kriege, an welchem dänische Truppen, die treuen Verbündeten Napoleons, teil genommen und das daher in „unserer" d. h. der dänischen Kriegsgeschichte einen solchen Platz einnahm, daß diejenigen, welche dabei gewesen, um deswillen allein schon eines gewissen Rufs sich erfreuten.

Seit jener Zeit hatte Herr von Krohn den Posten eines Hofchefs bei Sr. Durchlaucht dem Herzog Carl von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg bekleidet; jetzt war er, da es an höheren Offizieren gänzlich fehlte und solche doch vorhanden sein mußten, zum General-Major ernannt und das zur Zeit wichtigste Kommando seinen Händen anvertraut worden.

Das erste Anzeichen von dem Herannahen des Feindes wurde uns in Flensburg dadurch gegeben, daß ein dänisches Linienschiff, das Landungstruppen nicht an Bord hatte, in den Flensburger Hafen einlief, und eine Breitseite gegen die Stadt gekehrt, einen guten Büchsenschuß vom Ufer vor Anker ging. Es veranlaßte dies eine Alarmierung der Jäger und sämtlicher in Flensburg liegenden Freikorps. Die Häuser am Hafen und Alles was sonst einige Deckung gewähren konnte, wurden mit Schützen besetzt, eine den Umständen nach sehr gefährliche Maßregel, denn natürlich ließen einzelne Freischärler diese angenehme Gelegenheit sich nicht entgehen, ohne die Tragweite ihrer Büchsen zu versuchen, und leicht konnte dieser Spaß zu einer Beschießung der Stadt führen; — einer solchen aber hätte man durchaus nichts entgegen zu setzen vermocht.

Da ich nur persönlich Erlebtes mitteile, am wenigsten auf eine Kritik der militärischen Anordnungen mich einlassen will und kann, so bemerke ich bezüglich der von unseren Truppen eingenommenen Stellung nur ganz im Allgemeinen, daß dieselbe sich in einem Halbbogen nördlich um Flensburg herumzog. Der äußerste rechte Flügel, gebildet aus dem 5. Jägerkorps mit den Kieler Studenten und Turnern unter Major von Michelsen, lehnte sich an den Hafen und deckte die neue von Apenrade nach Flensburg führende Chaussee. Das Zentrum, aus einigen Linien-Bataillons zusammengesetzt, stützte sich auf das Dorf Bau an der alten Flensburg-Apenrader Landstraße; es wurde befehligt vom Obristleutnant Graf Baudissin. Links daran schlossen sich dann noch einzelne Infanterie-Abtheilungen, hauptsächlich aber die verschiedenen Freikorps, das Wasmersche, Kroghsche, Braklowsche, das berittene Eiderstädter u. s. w. sowie die beiden schleswig-holsteinischen Dragoner-Regimenter. Während die übrigen Positionen — wenn nun überhaupt einmal geschlagen werden sollte — sich zur Vertheidigung recht wohl eigneten, lag hier auf dem linken Flügel die Schwäche der ganzen Stellung. Etwa eine Meile westlich von Flensburg führt die von Norden nach Süden das ganze Herzogtum Schleswig durchschneidende Königsstraße vorüber, auch der große Ochsenweg genannt, zwei Namen, die in ihrem Zusammentreffen wohl etwas Auffallendes haben, an sich indessen durchaus berechtigt sind; denn diese Straße wurde sowohl von den dänischen Königen bei ihren Reisen nach den südlichen Teilen des

Reichs vorzugsweise gern benutzt, weil sie auf derselben alle an der großen schleswigschen Landstraße belegenen Städte vermieden, als auch von den dänischen Ochsentreibern, die seit Jahrhunderten auf diesem Wege in jedem Frühjahr das magere Vieh südwärts trieben und — wenn auch in geringerer Menge — noch heute treiben; erst nachdem das dänische Vieh auf den schleswig-holsteinischen Marschweiden fett gemacht war, ward es würdig, auf dem Markte von Hamburg zu erscheinen, um dort verkauft bezw. verspeist zu werden.

Da die vorhandenen Streitkräfte nun durchaus nicht ausreichten, um diesen über weite flache Haidestrecken hinführenden Weg in irgend genügender Weise zu decken, so blieb er offen für die Dänen, welche auf demselben die ganze Stellung zu umgehen vermochten; ihre Truppen aber waren den unsrigen schon an Zahl ungefähr um das 3fache überlegen.

Auf dem rechten Flügel befanden wir uns inzwischen recht wohl und der Gedanke, daß der linke in der Luft schwebe, beunruhigte uns keinen Augenblick. Während Major von Michelsen mit 3 Jäger-Kompanien in Krusau an der Flensburg-Apenrader Chaussee lag und links davon die Studenten und Turner biwakierten, hatte die 1. Jäger-Kompanie bei der Kupfermühle die äußerste Flankenstellung des Flügels. Diese Mühle lag reizend an einem kleinen Bache unfern dem Meeresstrande unter prachtvollen Buchen, und wenn den Bäumen auch das Laub noch fehlte, Wiesen und Felder waren grün und das nahe Meer schimmerte im schönsten Blau; über alles aber goß die warme Aprilsonne ihren Schein, der gar gut stimmte zu den frischen Hoffnungen, mit welchen wir in die Zukunft blickten. Dieses „wir" bezieht sich allerdings nur auf die unabhängigen, freiwillig in die Armee eingetretenen jungen Leute. Anders war die Stimmung bei den früher dänischen Offizieren, welche nach schwerem Kampfe zwischen Fahneneid und Vaterland für das letztere sich entschieden hatten, anders bei den Unteroffizieren und Soldaten, denen die Unterscheidung zwischen dem unfreien Herzog von Schleswig-Holstein und dem König von Dänemark, gegen welchen sie die Rechte des ersteren verteidigen sollten, keineswegs so recht in den Sinn wollte — und wahrlich dies war uns sehr begreiflich.

Wir anderen dagegen sangen das damals vielverbreitete Lied — ich glaube es ist von Herwegh —:

Und ein Frühling ist im Lande,
Wie die Welt noch keinen sah,
Denn es springen alle Bande,
Und die Freiheit sie ist da! u. s. w.

Die Freiheit, sie kam nun allerdings nicht, sondern für die meisten kam eine lange, harte Gefangenschaft auf dänischen Kriegsschiffen — aber etwas Schönes ist es doch um den Enthusiasmus der Jugend, und wenn dieser hier durch die kommenden Ereignisse auch nur zu bald gedämpft werden sollte, die Erinnerung an solche Tage möchte man um vieles nicht vermissen.

Unsere durch die Natur schon recht feste Stellung wurde künstlich noch auf alle Weise verstärkt, Feldwachen und Posten wurden ausgestellt, Patrouillen entsandt, größere Rekognoszierungen nach Norden unternommen. Diese letzteren gaben uns Freiwilligen auch Gelegenheit, einige Dienste zu leisten, und unser Verhältnis zu den Unteroffizieren und Soldaten gestaltete sich allmählich besser; diese bekamen das Gefühl, daß in Augenblicken der Gefahr wir doch vielleicht nicht so ganz übel sein möchten. Zusammenstöße mit den Vortruppen des von der Insel Alsen vorrückenden dänischen Armeekorps fanden statt, doch war unsere Kompanie dabei nicht beteiligt. Namen wurden genannt von solchen, die sich ausgezeichnet hatten, und es machte dies die Herzen der Unbeteiligten um so höher schlagen, als kaum irgend jemand genannt werden konnte, zu dem man nicht persönliche Beziehungen hatte oder dessen Name und Verhältnisse nicht wenigstens bekannt waren. Wie beneidete man diejenigen, welche etwas gesehen hatten vom Feinde!

Die freie Zeit verbrachten wir übrigens in angenehmster Weise; der Geldbeutel war gefüllt, Flensburg in der Nähe, alles Nötige und Unnötige in Menge vorhanden. Der Dienst wurde trotz der Nähe des Feindes nicht eben gar streng gehandhabt; die Offiziere der zunächst liegenden Abteilungen besuchten sich gegenseitig und zuweilen stattete man auch wohl einen kurzen Besuch ab bei dem jenseit Krusau liegenden Studentenkorps, in welchem zahlreiche Bekannte sich befanden. Das Biwak war reizend im Walde gelegen, Feuer brannten — ob sie als Wachtfeuer dienten, will ich dahin gestellt sein lassen — und immer ging es hoch her.

Selbst an weiblichem Umgang fehlte es nicht ganz, wenigstens finde ich in meinen Aufzeichnungen wiederholt die Bemerkung „Abends bei der schönen Schwäbin"; mehr ist nicht angeführt und da mein Gedächtnis nicht ganz treu, so kann ich auch ein Mehreres nicht angeben. Dies nur erinnere ich, daß, als am 9. wir zum Gefecht alarmiert wurden, jene niedliche Schwäbin aus der Kupfermühle diejenige Person war, von welcher ich noch in aller Eile einen Abschied nahm, — wie man eben in solchen Augenblicken Abschied zu nehmen pflegt.

Am 8. in den frühsten Morgenstunden unternahm unsere Kompanie noch eine größere Rekognoszierung über das am Strande gelegene Dorf Collund hinaus, ohne indessen auf feindliche Abteilungen zu stoßen. Vom hohen nördlichen Ufer des Fjords konnte man diesen und auch die südlich gelegene Halbinsel Hollniß ganz übersehen; auf den blauen Fluten schaukelten 3 dänische Korvetten und 2 Kriegsdampfer (Geiser und Hekla) nebst mehreren Kanonenboten und eins der Schiffe war gerade damit beschäftigt, einige Kugeln in den Ort Hollniß hineinzuwerfen, wahrscheinlich weil sich dort eine schleswig-holsteinische Uniform oder einige Freischärler hatten blicken lassen. Dieses an sich ziemlich unschuldige Vergnügen sollte für uns ziemlich ernste Folgen haben, indem der General durch jene unbedeutende Kanonade sich veranlaßt fand, von seinem schwachen Truppenkorps noch etwa 500 Mann — ich meine, es waren das 4. schleswigsche Jägerkorps und einige Infanterie-Kompanien — nach Glücksburg und Holniß zu entsenden, von wo dieselben am nächsten Tage nach Schleswig zurückgezogen wurden, ohne einen Schuß gethan zu haben.

An demselben Tage wartete meiner noch ein Kommando höchst unerfreulicher Art. — Wie schon bemerkt, wurde das 5. Jägerkorps zu dänischer Zeit teilweise aus dem Herzogtum Lauenburg rekrutiert. Unter diesen Lauenburgern nun hatte sich schon mehrfach ein Geist der Widerspenstigkeit gezeigt, genährt insbesondere durch Briefe aus der Heimat, in welchen ihnen vorgehalten wurde, daß sie keine S c h l e s w i g - H o l s t e i n e r seien, also auch nicht nötig hätten, für die Rechte Schleswig-Holsteins sich tot schießen zu lassen.

Je größer die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Zusammenstoßes mit der dänischen Armee wurde, desto klarer wurde es auch unseren

Lauenburgern, daß nach guten alten Begriffen sie durchaus Ausländer seien und immer entschiedener trat ihrerseits die Forderung auf, nach Hause entlassen zu werden. Von seiten des Korps hatte darüber an das General-Kommando berichtet werden müssen; nicht gering aber war unser Erstaunen, als am 8. April der Befehl aus Rendsburg eintraf, jedem Lauenburger, der es wünsche, die Entlassung sofort zu bewilligen. Unser Kompanie-Chef ließ antreten, las die Ordre vor und fragte, ob in seiner Kompanie es irgend jemanden gebe, der erbärmlich genug sei, seine Kameraden angesichts des Feindes zu verlassen; wenn dies der Fall, so möge er vortreten, ein Hindernis solle ihm nicht in den Weg gelegt werden. — Anfänglich rührte sich niemand und schon hofften wir, daß es gut vorüber gehen werde. Da trat zögernd Ein Mann aus dem Gliede und kaum war dies geschehen, als noch 24 folgten, darunter auch einige Unteroffiziere. Ein Schrei der Entrüstung wurde aus den Gliedern vernehmbar, Hauptmann von Gönner aber befahl Ruhe, ließ die Ausgeschiedenen bei Seite treten und stellte sie unter mein Kommando. — Ganz ohne Strafe sollte es indessen nicht abgehen und es entwickelte sich jetzt eine Scene, die zu komisch war, um nicht für einen Augenblick andere Gefühle zurückzudrängen. Bei dem ganz plötzlichen Ausmarsch aus Kiel hatte dem Zustande der verschiedenen Montierungsstücke keinerlei Aufmerksamkeit zugewendet werden können und so boten dieselben bei gar vielen der Leute bedenkliche Lücken dar. Da nun die in die Heimat abmarschierenden Lauenburger guter Kleidungsstücke fernerhin nicht mehr bedürftig erschienen, so wurden dieselben befehligt, auf einem nahen Walle sich nieder zu lassen und die Mannschaft der Kompanie erhielt Erlaubnis, ihnen alles dasjenige abzunehmen, was sie eben gebrauchen konnte, unter der Bedingung, ein entsprechendes Kleidungsstück wiederum dafür hinzugeben. Unverzüglich ging man ans Werk und zwar in der allerfreiesten, weitgehendsten Weise: in kürzester Frist — hätte der Ausdruck schon existiert, man würde gesagt haben, „mit affenähnlicher Geschwindigkeit" — waren die meisten Lauenburger ihrer Mäntel, Röcke, Stiefel und noch viel unentbehrlicherer Kleidungsstücke beraubt und die armen Kerls saßen da in einem Zustande, der wohl geeignet war, Schamgefühl in ihnen zu erwecken in doppelter Beziehung.

Nachdem die Kleidung jener Gesellschaft von der traurigen Gestalt einigermaßen wieder in Ordnung gebracht war, erhielt ich den Befehl, dieselbe nach Flensburg hineinzuführen und an das General-Kommando abzuliefern. Da die Dunkelheit eintrat, so gelang es mir, ziemlich unbemerkt in die Stadt zu kommen. Als ich meinen Rapport im Hauptquartier abgegeben, erschien der General von Krohn selbst und noch einmal bekamen meine unglücklichen Lauenburger die Wahrheit zu hören und dies nicht eben in den zartesten Ausdrücken: gewiß waren sie in diesem Augenblick von Scham erfüllt, aber ich möchte doch daran zweifeln, ob dieses Schamgefühl nicht schon 24 Stunden später sich in ein Gefühl der Genugthuung verwandelte, als am nächsten Abend auf ihrem Marsch nach Süden die Kunde zu ihnen drang von dem Schicksale, das inzwischen die Kameraden betroffen, welche nicht das Glück hatten, in Lauenburg geboren zu sein.

In Flensburg fand ich alles in der größten Aufregung; es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß das Dorf Bau vom Feinde genommen sei; dies Gerücht war falsch, es hatte sich nur um eine starke Rekognoszierung dänischer Infanterie gegen jenen Ort gehandelt, die zu einem leichten Gefecht Anlaß gegeben. Alle Welt aber hielt die Nachricht für wahr und wohl wäre es besser gewesen, wenn dieselbe sich bestätigt, denn ein solches Ereignis hätte den Erfolg haben müssen, daß die noch gegebene eine Nacht dazu benutzt wurde, die Truppen zurückzuziehen, -- nach Lage der Dinge ohne Zweifel das allein Vernünftige.

Im Hauptquartier hatte man indessen diesen Gedanken nicht oder brachte denselben wenigstens nicht zur Ausführung — vielleicht, daß man durch höhere Befehle gebunden war. Der jüngste Sohn des Generals v. Krohn stand bei unserer Kompanie; an diesen wurden vom Vater mir noch Grüße aufgetragen.

Man hielt mich noch einige Zeit zurück, um eine Ordre mitzunehmen an unsern Kommandeur. Diese Ordre soll — wie ich später erfahren — einen Inhalt gehabt haben, der schwere Folgen nach sich ziehen mußte: sie enthielt angeblich den Befehl, die eingenommene Stellung bis aufs äußerste zu halten!

Es wurde spät, bevor ich auf einem requirierten Wagen die Rückkehr zu den Vorposten antreten konnte. Das Wetter war

während der letzten acht Tage wunderbar schön gewesen, heute aber gegen Abend hatte sich der Himmel verdüstert und jetzt begann es stark zu regnen. — Ich und mein Begleiter, ein alter Oberjäger Namens Schmidt, hüllten uns in unsere dänischen, in ihrer etwas durchsichtigen Gestalt gegen Nässe und Kälte nur unzureichenden Schutz gewährenden Kommißmäntel und fuhren schweigend in die dunkle Nacht hinaus. Die Gedanken wandten sich den kommenden Ereignissen zu. Daß ein Angriff der Dänen in kurzer Frist, wahrscheinlich schon morgen, erfolgen werde, schien unzweifelhaft und jeder wird wohl mit ernsten Gedanken dem ersten Treffen entgegen gehen. Ich dachte an mancherlei und auch an den Tod — und dazu hatte ich einen besonderen Grund: Als ich in der Nacht vom 24. auf den 25. März auf dem Amthause zu Hadersleben, der nördlichsten Stadt Schleswigs, wo ich als Volontär arbeitete, durch den nach Kopenhagen flüchtenden Regierungsrat Grafen A. Reventlow die Nachricht erhalten hatte von der in Kiel erfolgten Proklamation der provisorischen Regierung, bestellte ich mir sogleich Postpferde, um mit Tagesanbruch südwärts zu fahren, ordnete das Nötigste und warf mich dann angekleidet aufs Bett, um noch ein Stündchen zu ruhen. Die Ereignisse der Nacht, Gedanken an die in Aussicht stehende soldatische Laufbahn, mochten stark auf die Einbildungskraft eingewirkt, und kurze Zeit konnte ich geschlafen haben, als ein sehr lebhaftes Traumbild mir vor die Seele trat: ganz deutlich sah ich mich auf einem Schlachtfelde als Leiche liegen und zwar — was mir besonders auffiel — die Oberlippe versehen mit einem kleinen Bärtchen, das ich damals nicht trug. Wenn ich auch nicht abergläubisch war, so machte doch zumal der letztere Umstand insoweit Eindruck auf mich, daß ich mir einige Haare abschnitt und Sorge dafür trug, daß dieselben im Falle meines Todes in die Hände meiner Eltern gelangten. — Der Schnurrbart war jetzt — wenn gleich in schwacher Gestalt — vorhanden und somit ja auch die Möglichkeit gegeben für das weitere.

Indessen solche Träumereien traten schnell zurück vor der Wirklichkeit; bald wurden wir angerufen von den Wachtposten der Studenten, deren Stellung wir berührten; ich mußte Feldgeschrei und Parole austauschen und manchem Bekannten Rede stehen über Geschehenes und zu Gewärtigendes. In Krusau hatte ich noch das

Schreiben des Generals an Major v. Michelsen abzugeben und die Nacht war schon weit vorgeschritten als ich bei der Kompanie eintraf; diese hatte inzwischen ihre Feldwache verstärkt und die Vedetten weiter vorgeschoben, mich aber erwartete der Befehl, morgen mit Tagesanbruch eine Patrouille über Collund hinaus zu führen, um mit Sicherheit festzustellen, ob die Dänen auch unserer Stellung gegenüber im Vorrücken begriffen seien.

Sonntag, den 9. April. Schon vor Sonnenaufgang ging ich mit einer Patrouille von 7 Mann in nordöstlicher Richtung vor. Weder in Collund noch nordwärts des Dorfes war vom Feinde etwas zu sehen; der Himmel wurde ganz klar und vom Kirchturm aus reichte der Blick weit hinaus in die Gegend; das Bild war ein durchaus friedliches; im Fjord lagen allerdings die Kriegsschiffe vor Anker, aber sie schienen noch nichts böses im Schilde zu führen und trugen nur dazu bei, den Reiz der Landschaft zu erhöhen. Mit Freude und Stolz ruhte mein Auge auf den Fluren und Wäldern, auf den blauen Fluten der so lieblichen Buchten meines teuren Heimatlandes, mir jetzt doppelt teuer im Hinblick auf die Gefahren, welche seine Zukunft bedrohten. Bauern, die vom Felde kamen, sagten aus, daß dänische Kolonnen von Hockerup auf Bau marschierten, und bald gewann ich die Ueberzeugung, daß ein Angriff auf unseren Flügel, heute wenigstens, nicht beabsichtigt werde. In der That sprachen alle Umstände dafür, daß die Dänen zunächst den linken Flügel und das Zentrum mit überlegener Macht angreifen würden, um diese auf, bezw. hinter den rechten Flügel zurückzudrängen und dann alles in den Flensburger Hafen hineinzuwerfen, wo kleinere Kriegsschiffe und insbesondere die Kanonenboote zum Empfang bereit waren. Um der Wahrheit treu zu bleiben, muß ich indessen gestehen, daß strategische und taktische Erwägungen am Morgen des 9. April 1848 mir sehr fern lagen; auf dem Rückmarsche ärgerte ich mich lediglich darüber, daß allem Anschein nach die Dänen zu uns nicht kommen würden. — Kaum war ich zurückgekehrt zur Kupfermühle und hatte dem Hauptmann Rapport erstattet, als von Bau her Geschützfeuer sich hören ließ. Es dauerte nicht lange, so kam eine Dragoner-Ordonnanz angesprengt und überbrachte dem Hauptmann v. Gönner einen Befehl. Hornsignale ertönten, Feldwache und Vedetten wurden eingezogen und in kurzer Frist stand die Kompanie zum Abmarsch

bereit. Wir rückten gegen Krusau ab, wo das Bataillon lag; doch bevor wir es erreicht hatten, kam ein neuer Befehl und wir gingen langsam im Walde vor, in der Richtung auf Bau. — Die Kompanie wurde fast ganz in Tirailleurschwärme aufgelöst. Nachdem die Flensburg-Apenrader Chaussee überschritten und die Verbindung mit dem Bataillon hergestellt war, wurde eine mehr nördliche Richtung eingeschlagen, vom Feinde aber bekamen wir nichts zu sehen. Dagegen konnte man bald deutlich wahrnehmen, daß das Geschützfeuer sich immer mehr südwärts zog — ein sicheres Zeichen, daß die Truppen dort schon im Zurückgehen begriffen waren. Dies mochte wohl der Grund sein, weshalb unserem Vorgehen Einhalt getan und das Bataillon allmählich an die Chaussee und auf dieselbe zurückgezogen wurde. Da wo diese in südlicher Richtung aus dem Walde hervortritt und dann etwa $^1/_3$ Meile längs des Strandes hinläuft, bis sie die nördliche Vorstadt Flensburgs erreicht, hielt der Kommandeur mit seinem Adjutanten und den Ordonnanzen und dort waren auch zwei 6pfündige Kanonen unter dem Kommando eines Unteroffiziers aufgefahren. Die Anwesenheit dieser beiden Geschütze, deren Dasein wir nicht ahnten, machte einen um so angenehmeren Eindruck, als gerade in diesem Augenblick die dänischen Kanonenboote, welche sich weiter in den Hafen hingelegt hatten, ihr Feuer auf die Chaussee und auf die rechts davon befindlichen, uns noch unsichtbaren Abteilungen der Studenten und Turner eröffneten. Die Freude sollte indessen eine kurze sein, denn unmittelbar darauf erfolgte die Abfahrt der Kanonen; mit aufgesessener Manschaft ging es in vollem Lauf die Chaussee hinab, der Vorstadt zu. Die Geschütze wurden auf diese Weise gerettet, auf unsere Jäger aber machte diese Rettung einen sehr schlechten Eindruck; ein gewisses unheimliches Gefühl ging durch die Reihen.

Kaum werde ich fehl greifen in der Annahme, daß in diesem Augenblicke sich unserem Kommandeur der Gedanke aufdrängte, ob es nicht wohlgethan, gleichzeitig auch auf die Rettung seiner Infanterie Bedacht zu nehmen; daß dies nicht geschah, ist später dem Toten zum Vorwurfe gemacht worden. Bei dem ziemlich klar zu erkennenden Stande des Gefechts im Zentrum konnte allerdings von einem Eingreifen unserer Abteilung kaum noch ein nennenswerter Erfolg zu erwarten sein, während die Gefahr nahe lag, in kurzer Zeit voll-

ständig von der dänischen Armee umgangen zu werden. Ist indessen der oben erwähnte Befehl Thatsache, so erklärt dies alles, gerüchtweise verlautete, daß eine denselben widerrufende Ordre am Morgen einer Dragoner-Ordonnanz übergeben, jedoch nicht in die Hände des Majors von Michelsen gelangt sei.

Das Bataillon bog jetzt rechts ab in der Richtung auf die alte Rendsburg-Apenrader Landstraße. Der Weg, auf dem wir vorrückten, war ganz schmal und von hohen lebenden Hecken, sogenannten Knicks, eingeschlossen; diese brachten den Vorteil, daß sie uns fast vollständig gegen die Geschosse schützten, durch welche die dänischen Kanonenboote unsern Marsch zu beunruhigen suchten, doch hinderten sie andererseits jeden Ueberblick, und von der Nähe des Feindes bemerkten wir erst etwas, als unerwartet von rechts her Gewehrkugeln in unsere dicht zusammengedrängten Reihen einschlugen. Die Kieler Studenten und die Turner marschierten vor dem Bataillon, dessen Spitze die 1. Kompanie bildete. Die erstern schwenkten plötzlich rechts ein in eine große Koppel, und versuchten es, die jenseits derselben, hinter einer dicken Hecke gedeckt liegende dänische Infanterie zurückzutreiben. Bei diesem Vordringen wurden mehre der jungen Leute erschossen; es waren die ersten, welche ich fallen sah. Der Versuch mißlang und wir setzten nun unsern Marsch auf dem Feldwege fort, von der rechten Seite fortdauernd beschossen durch unsichtbare Gegner. Es war dies für Truppen, die zum ersten Mal ins Feuer kamen, bei denen es an Offizieren mangelte, und deren innerer Halt schon an sich viel zu wünschen übrig ließ, eine keineswegs erfreuliche Lage; die dänischen Kugeln thaten zwar verhältnißmäßig wenig Schaden, da wir gute Deckung hatten, indes wurden sie doch immerhin unbequem und es zeigte sich nach und nach eine recht bedenkliche Unordnung in unseren Reihen. Große Lust, sich zu schlagen, hatten die Jäger an sich nicht, und man wird ihnen dieses nicht zu hoch anrechnen dürfen; sie standen einer Armee gegenüber, welcher sie bis noch vor wenig Wochen angehört hatten, sie kämpften gegen ihren seitherigen Kriegsherrn, dem sie als König den Fahneneid geleistet, und der Gedanke, daß sie ihm in seiner Eigenschaft als Herzog von Schleswig-Holstein nach wie vor die Treue bewahrten, trat jedenfalls in diesem Augenblick sehr zurück. Die Soldaten, deren Kugeln sie trafen, trugen noch heute dieselbe Uniform mit ihnen und die feindlichen

Offiziere waren bisher auch die ihrigen gewesen. Das Feuer wurde unsererseits nur lau erwidert, jedoch in genügender Weise, um die dänischen Tirailleure davon abzuhalten, die gegenüber liegenden Hecken zu überschreiten. Langsam vorwärts marschierend gelangten wir endlich zu einer Windmühle, die an der alten Apenrader Landstraße grade an der Stelle liegt, wo dieselbe, einen ziemlich abschüssigen Hügel hinabführend, nach der Vorstadt Flensburgs sich hinzieht. Diesen frei gelegenen Punkt hatten die Kanonenboote, welche während des Gefechts weiter in den Hafen hineingelaufen waren, sich zum Ziele ihrer Geschosse gewählt und die heraustretenden Truppen wurden sofort mit einem Hagel von Kartätschen begrüßt. Die nächste Folge hiervon war, daß die den Vortrapp bildenden Korps der Studenten und Turner sich auflösten und teilweise hinter der Mühle sowie den nahen Einfriedigungen der Felder tunlichst Deckung suchten, teilweise der dänischen Infanterie sich entgegenwarfen, die nunmehr auch ihrerseits zum Angriff schritt. Nicht viel anders erging es unserem Jäger-Bataillon, dessen 4 Kompanien nur zu bald ganz auseinander gerissen waren, und auch die einzelnen Kompaniechefs vermochten es nicht, ihre Leute zusammen zu halten. So wurde die Unordnung denn schnell eine allgemeine und jeder handelte jetzt nach eigenem Ermessen und nach den Umständen, d. h. je nachdem es ihm gelang, eine Anzahl von Leuten um sich zu versammeln. Eine Zeit lang hielt der Kampf sich hin und es wurde wenigstens so viel erreicht, daß die weit überlegene dänische Infanterie an einem raschen Vordringen verhindert wurde. Dies Ergebnis verdankten wir, wie ich offen eingestehen muß, mehr der Aufopferungsfähigkeit und dem Mute der Studenten und Turner, als der Tapferkeit unserer Jäger, die nur widerstrebend den Befehlen und Aufforderungen der Offiziere und Freiwilligen Folge leisteten. Zwei unserer Offiziere wurden in diesem Kampfe schwer verwundet. Die Dänen, welche bei ihrer Übermacht uns ohne Zweifel leicht hätten über den Haufen werfen können, drängten wohl nur um deswillen nicht stärker von Norden an, weil man abwarten wollte, bis die Umgehung von Westen her so vollständig gelungen sei, daß wir auch von der Stadt abgeschnitten waren. Vergebens hatten wir Fühlung gesucht mit den Truppen, welche zunächst links von uns gestanden und deren Unterstützung der Marsch durch die Felder anscheinend bezweckte. Die schleswig-

holsteinischen Bataillone, die zuerst bei dem Dorfe Bau gekämpft und dann das Defilee auf der alten Straße bei Clues zu halten gesucht hatten, waren längst in vollem Rückzüge westlich um die Stadt begriffen; der linke Flügel hatte sich ihnen angeschlossen ohne einen Angriff abzuwarten, dem zu widerstehen er durchaus nicht in der Lage war. Es konnte der dänische rechte Flügel jetzt, ohne irgend welchen Widerstand zu finden, eine Linksschwenkung vornehmen und damit war unser schwaches Korps vollkommen umgangen. Bald erscholl denn auch in unseren Reihen der Ruf: „Die Dänen sind vor der Stadt — wir sind abgeschnitten“. Unwillkürlich wandte sofort ein großer Teil der Kämpfenden der Richtung sich zu, in welcher vielleicht Rettung noch zu finden sein mochte. Studenten, Jäger, Turner schlossen sich zusammen, alle erfüllt von dem Gedanken, die Dänen unten am Hügel zu werfen und so die nahe Vorstadt zu erreichen. Dieser eigentümlichen „Sturmkolonne“ schloß auch ich mich an mit einer Anzahl Jäger, die ich zu sammeln vermochte, froh, zu einer Tat zu kommen, denn eine Veränderung der Lage schien in Wahrheit wünschenswert. Die dänische Infanterie sandte uns ihre Kugeln, ohne daß wir von ihr etwas anderes sahen, als zuweilen den Schimmer einen roten Uniform hinter den mit dicken Hecken bewachsenen Wällen, und die Kanonenboote warfen nach wie vor aus sicherer Ferne ihre Bomben, wobei die brennende Mühle dauernd einen trefflichen Zielpunkt abgab. — In dem Augenblicke, als unser Haufe sich in Bewegung setzte, erblickte ich meinen Freund v. K. ermattet hingesunken im Weggraben; er erhob sich sofort und schloß sich uns an; ihn wie andere Bekannte, mit denen ich in diesen erregten Momenten Blicke oder Worte wechselte, verlor ich jedoch bald wieder aus den Augen; sie alle sollte ich entweder garnicht wiedersehen, oder erst, nachdem eine schwere sechsmonatliche Gefangenschaft auf dänischen Kriegsschiffen von ihnen überstanden worden war. Unter dem Rufe: „Hurra für Schleswig-Holstein“ stürzten wir uns, der breiten Landstraße folgend, den Hügel hinunter; am Fuße desselben, bei den ersten Häusern der Vorstadt, macht die Straße eine scharfe Biegung; hier hatten die Dänen Stellung genommen und sowohl die Straße, wie die Gräben und Hecken an derselben waren stark mit Infanterie besetzt. Während des Anlaufs wurde kein Schuß abgegeben und auch der Feind hielt sich ganz ruhig. Da,

als wir etwa auf 100 Schritte an die dänische Linie herangekommen waren, gab dieselbe plötzlich eine Salve ab, unterstützt von den in den Gräben und hinter den Hecken aufgestellten Schützen. Die Wirkung war eine vollständige. Tote und Verwundete bedeckten die Straße — der Angriff stockte, was noch aufrecht stand, warf sich auf die Seiten des Weges, dort Deckung zu suchen. Nur einzelne Schüsse fielen noch auf unserer Seite, jeder fühlte, daß der Kampf zu Ende sei; — die Dänen brauchten nur vorzurücken, an ernsten Widerstand dachte niemand mehr. Unter den hier Verwundeten befand sich auch der Kommandeur, Major von Michelsen; er starb einige Tage darauf — schwer mißhandelt in dänischer Gefangenschaft. Mit anderen hatte auch ich den Straßengraben übersprungen; der Zufall wollte, daß grade an dieser Stelle eine ziemlich tiefe Hohle sich fand, die in der Richtung des Hafens hinabführte. Der so ersehnte Kampf für Ehre und Vaterland war vorüber, es konnte sich jetzt nur darum handeln, der Gefangenschaft zu entgehen, und dafür gab es nur noch eine Möglichkeit: der Versuch, den an den Hafen anstoßenden Teil der Vorstadt vor den Dänen zu erreichen. Dieser Gedanke kam gleichzeitig bei vielen zum Durchbruch; eine lange Reihe von Flüchtigen schlug die angegebene Richtung ein, überschritt die hier mit der Landstraße fast parallel laufende Chaussee und warf sich in die jenseits derselben gelegenen Häuser der Vorstadt; insbesondere suchte man Schutz in den weitläufigen Gebäuden einer großen Eisenfabrik. Diese letztere erreichte auch ich glücklich mit einigen Jägern, während des kurzen Marsches nur etwas belästigt durch die Kugeln der Kanonenboote, die jetzt begannen, ihre Schüsse auf die Haufen der Flüchtigen zu richten. Kaum hatten wir uns durch ein Fenster Eingang verschafft in das an die Fabrik anstoßende Wohngebäude, als ein Zug dänischer Dragoner, der Infanterie vorauseilend, in scharfem Trabe die Straße herabkam und gegen die Fabrik einschwenkte. Wir gaben Feuer, und in wildem Getümmel stürzten Reiter und Pferde übereinander; reiterlose Pferde jagten umher, auf der Straße bildeten Tote und Verwundete, Reiter und Pferde einen wirren Haufen.

Der commandierende Offizier — wie ich später erfuhr, ein Bekannter von mir, der einzige Sohn einer Witwe in Hadersleben — fiel an der Spitze seines Zuges.

Dieses war die letzte Waffenthat am heutigen Tage und es war keine Heldenthat, denn aus gesicherter Stellung wurden die Schüsse abgegeben.

Als ich durch das Haus in den Fabrikhof gelangte, fand ich denselben angefüllt mit Soldaten und Studenten; anfangs fielen noch einzelne Schüsse, als aber die Dänen immer näher heranrückten, wurden auf vielen Bajonetten weiße Tücher sichtbar. Die feindliche Infanterie respektierte sofort das Zeichen der Üebergabe, wogegen dasselbe von den Kanonenbooten im Hafen wegen der großen Entfernung wohl nicht bemerkt werden konnte; letztere fuhren fort, Kartätschen in die Fabrik und die umliegenden Häuser zu werfen.

Das weitläufige Gebäude war inzwischen ganz umstellt worden und beinahe unmöglich erschien es, der Gefangennehmung zu entgehen. Der Versuch indessen wurde von mehren unternommen und einzelnen ist er geglückt. Von neuem das Wohnhaus betretend, fand ich die zum oberen Stockwerk führende Thüre verschlossen, vernahm hinter derselben jedoch deutlich das Geflüster weiblicher Stimmen. Nach längeren Verhandlungen wurde die Thüre, welche von innen durch eine vorgezogene Kette versichert war, soweit geöffnet, daß der Kopf eines jungen Mädchens sich zeigen konnte und diesem Mädchen — Marie Christiansen, Tochter des Buchhalters Christiansen — sollte ich meine Rettung verdanken. Die Kette fiel, Maria führte mich auf den Boden des Hauses und es wurde mir unter dem Dache ein sicheres Versteck bereitet. Doch wenig fehlte, so hätte hier im dunkelen Bodenraum der Tod mich ereilt. Noch immer fielen einzelne Schüsse von den Kanonenbooten und plötzlich rasselte es über meinem Kopfe; ein Kartätschenschuß hatte das Haus getroffen und unmittelbar neben mir Dach und Boden durchschlagen; von unten herauf ertönte das durchdringende Klagegeschrei der Frauen. Ein trauriges Geschick wäre es gewesen, versteckt unter dem Dache, den Tod zu finden durch ein feindliches Geschoß.

Als nach Verlauf einer längeren Zeit Ruhe eingetreten, kam Marie zurück und brachte mich hinunter in die Wohnräume des ersten Stocks; die Uniform wurde abgelegt, der Bart abgeschnitten, und Kleidungsstücke des Vaters gaben mir ein Aussehen, wie es für einen Fluchtversuch angemessen erschien. Eile that not, denn auf der Straße vor dem Hause war ein feindliches Bataillon auf-

marschiert und im Hause lagen verwundete Schleswig-Holsteiner — unter ihnen Leutnant von Lützow — bewacht von dänischen Soldaten. — Ein trauriger Augenblick aber harte meiner noch: Aus dem Fenster sah ich einen langen Zug Gefangener dem Stadtthore sich zu bewegen, dazwischen Wagen mit Schwerverwundeten, unter denen ich zwei Grafen von Rantzau erkannte; nur der eine ist von seinen Wunden genesen, der andere, ein Sohn des Gouverneurs von Lauenburg, starb in der Gefangenschaft.

Herzlich war der Abschied von derjenigen, welcher ich meine vorläufige Rettung verdankte. Ohne zu wissen, wo ein Zufluchtsort zu finden, schritt ich zwischen Rotröcken hindurch aus dem Hause und betrat, eine Pfeife Christiansen's im Munde, die nach dem Thore führende Straße. Mit den in Flensburg einrückenden Truppen gelangte ich in den nördlichen Stadtteil, dessen Bewohner bereits die Danebrogsfahnen hervorgeholt hatten und die Dänen mit Jubel begrüßten. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich in dem Hause meines früheren Quartiergebers, mit dem mir persönlich bekannten Amtssekretär Langenheim, zusammentraf; dieser bot mir sogleich in bereitwilligster Weise seine Hülfe an und in angemessener Entfernung ihm folgend, kam ich durch Nebenstraßen und abgelegene Stadtteile zum Amthause, das wir durch eine Hinterthür betreten konnten. Langenheim ließ mich allein, die Stube verschließend, und schon nach wenigen Augenblicken lag ich in einem tiefen Schlaf; die Ermattung war so groß, daß sich die Gedanken kaum den Menschen noch zuzuwenden vermochten, denen ich meine Freiheit zu danken hatte.

Am nächsten Morgen mußte sich die Sorge der Toilette zuwenden, und erhielt ich durch Langenheim alles, was der Mensch zur Bekleidung bedarf oder zu bedürfen glaubt. Den größten Teil des Tages verbrachte ich im Hause des Hardesvogts von Lewsen, wo ich auch dessen Schwager, den jetzt berühmten Chirurgen Dr. v. Esmarch, antraf; er hatte als Arzt beim Kieler Studentenkorps gestanden, war in Gefangenschaft geraten, aber entlassen worden, um in den Lazaretten Dienste zu leisten.

Dänische Truppen füllten die Straßen, und schweren Herzens sah ich die Marschkolonne südwärts ziehen; — wußte man in Flensburg doch nicht, daß preußische Garderegimenter bereits in und um Rendsburg standen.

Am Nachmittag brachte Langenheim mich zu dem als Patrioten bekannten Gärtner Meyer, und mit Hülfe dieses braven Mannes gelang es mir gegen Abend, als alle Glocken läuteten zur Feier des Einzugs von König Frederik VII. und Einwohnerschaft wie Militär in Bewegung waren, aus der Stadt zu entkommen. Es sollte ohne Erlaubnisschein des Kommandanten niemand aus dem Thore gelassen werden, doch war es leicht, die Thorwache zu umgehen und begann die Gefahr erst außerhalb der Stadt, wo angeblich zahlreiche Patrouillen ein wachsames Auge auf die einzelnen Flüchtlinge hatten. Meyer hatte zufällig erfahren, daß ein Neffe des Pastors Siemsen in Handewitt, der das Gefecht mitgemacht, weder tot noch verwundet, sondern nur gefangen sei, und diese relativ erfreuliche Nachricht sollte mir nun beim Oheim nicht nur eine gastliche Aufnahme verschaffen, sondern auch dessen Unterstützung für die weitere Flucht nach Süden.

Nicht leicht war es, den Weg nach Handewitt zu finden; die Dunkelheit verhinderte das Erkennen der Markzeichen, welche Meyer mir eingeprägt. Doch wurde mir Anlaß gegeben, diese Dunkelheit von Herzen zu segnen: eine starke Dragoner-Patrouille kam mir entgegen; in einiger Entfernung hörte ich Pferdegetrappel wie das Klirren der Säbel, und mich platt auf den Erdboden werfend, gelang es mir, unbemerkt über einen Graben und auf die andere Seite des den Weg begrenzenden Walles zu gelangen. — Handewitt ist eine starke Meile von Flensburg entfernt und die Unkenntnis des Weges gestattete nur ein langsames Vorwärtskommen. Endlich erreichte ich ein Dorf, die ersten menschlichen Wesen aber, welche ich dort erblickte, waren dänische Dragoner; leicht konnte ich diesen ausweichen, um aber das Pastorat zu finden, bedurfte es der Nachfrage, und wagte ich im Vertrauen auf meine Kenntnis des nordschleswig-dänischen Dialekts einen mir begegnenden Bauer anzusprechen.

Wenig ermutigend war der Empfang, der mir im Pfarrhause zu teil wurde. Unangemeldet trat ich in die Stube und fand die Familie — Pastor Siemsen mit 2 Töchtern und einer älteren Dame — um den Theetisch versammelt. Die Meldung vom gefangenen Neffen wurde kühl aufgenommen; man hatte leider bereits Kunde von dessen Schicksal, und mein Ersuchen um eine Unterkunft für die Nacht ward mit Entschiedenheit zurückgewiesen.

Die Familie war als deutsch gesinnt den Dänen verdächtig und Dragoner hatten im Laufe des Tages das Haus wiederholt nach Flüchtigen durchsucht. Das Nennen meines Namens brachte unerwartet eine Änderung in der Stimmung hervor: die alte Dame, eine Verwandte des Pfarrers, war im Hause meiner Großeltern gewesen und hatte der Hochzeit meiner Eltern beigewohnt; mit Wärme nahm sie meiner sich an und bald kam man zu dem Entschluß, mich im Hause zu behalten unter dem Namen von Heinrich Ebeling, des gefangenen Neffen; dies sollte schützen vor einem Verrat von seiten der Dienstboten.

Zwei Nächte und einen Tag wurde ich in einer Dachkammer verborgen gehalten und leicht ertrug sich die Einsamkeit, denn Aussicht war gegeben auf volle Freiheit. In steter Furcht aber lebten die Bewohner des Pastorats, da meine Anwesenheit leicht verraten werden konnte. Uebertriebene Ängstlichkeit der Frauen führte auch recht komische Scenen herbei: so stürzte plötzlich die eine Tochter angsterfüllt in meine Kammer, einen dicken Strick in der Hand, als Hülfsmittel zur Flucht vor den angeblich nahenden Dragonern; mit diesem sollte ich mich hinablassen in eine unmittelbar unter dem Fenster befindliche Bretterumzäunung, deren Bewohner bereits während der Nacht sich mir mehrfach zu erkennen gegeben hatten durch ein melodisches Grunzen; die Hütte in der Umzäunung werde vollkommene Sicherheit bieten! Glücklicherweise kam ich nicht in die Lage, die Gastfreundschaft jener borstigen Gesellen in Anspruch nehmen zu müssen.

Am frühen Morgen des zweiten Tages rückten die Dragoner nach dem Süden ab, und dankerfüllt verließ ich eine Familie, die, eigener Gefahr nicht achtend, in schwerer Stunde ein schützendes Obdach mir gewährt hatte. „Tante" Marie Ebeling ließ es sich nicht nehmen, ihren „Neffen" im Wagen des Pfarrers noch bis Joldelund zu geleiten, wo ich bei Pastor Simonsen gastliche Aufnahme fand. Da dies Dorf jenseit der dänischen Marschlinie gelegen, so war von jetzt an nichts mehr zu befürchten; ohne Schwierigkeit gelangte ich über Bredstedt, Husum und Friedrichsstadt nach Dithmarschen, unterwegs noch zwei Mann vom 17. Infanterie-Bataillon und einen Lauenburger Jäger in meinen Wagen aufnehmend.

In Hennstedt erfuhr ich, daß es noch einigen Bekannten

gleich mir gelungen, der Gefangennehmung sich zu entziehen; unter diesen war auch der Offiziersaspirant vom 5. Jägerkorps Christ. Sarauw, derselbe, welcher später in die dänische Armee übertrat und gegenwärtig das Verbrechen des Landesverrats am deutschen Reiche mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe verbüßt. Ich eilte, Rendsburg zu erreichen und wurde hier von Freunden und Bekannten als ein vom Tode Erstandener begrüßt. Denn auf der aus Kopenhagen eingetroffenen Liste der Gefangenen hatte mein Name gefehlt. Noch bevor ich die Festung betreten, waren bei Fockbeck mir die ersten preußischen Soldaten begegnet, Grenadiere vom Alexander-Regiment, — ein trostreicher Anblick für den Flüchtling von Flensburg.

Nachdem ich mit neuer kriegerischer Ausrüstung versehen worden, meldete ich mich alsbald im Hauptquartier des Prinzen von Noer auf dem Gute Georgenthal, und wurde demnächst mit 26 Mann, die dem 5. Jägerkorps aus dem Gefecht bei Flensburg geblieben waren, der Ersatzkompanie unter Premierleutnant von Rathlev zugeteilt. Diese stand bei Sehestedt und hatte die Bestimmung, nach Fehmarn zu gehen, um dieser Insel, deren Einwohner in patriotischer Aufwallung einige dänische Seeoffiziere gefangen gesetzt hatten, Schutz zu gewähren gegen die Rache der dänischen Marine. Von Kiel aus wurden wir in Wagen befördert bis zum Fehmarsund und durchfuhren die reiche Landschaft Oldenburg. Die Stadt gleichen Namens bereitete der Kompanie einen feierlichen Empfang, wobei junge Mädchen nicht fehlten, und es stritten sich die Bürger um die Ehre, den Höchstkommandierenden zu beherbergen; alle aber wurden auf das Beste verpflegt. In Heiligenhafen fanden wir viele Flüchtlinge aus Fehmarn, doch waren auch Einwohner der Stadt bereits auf Rettung bedacht gewesen, darunter die Anführer der neugegründeten Bürgerwehr, die angeblich wenige Tage vorher bei Empfangnahme der deutschen Fahne aus Frauenhänden feierlich gelobt, ihr Blut zu lassen für deren Verteidigung.

Auf Fehmarn, wo die Kompanie vorläufig in der Stadt Burg einquartiert wurde, herrschte große Erregung, denn man fürchtete die Rückkehr der dänischen Kriegsschiffe und deren Rache; Bürgerwehr und Landsturm waren gebildet und anscheinend fehlte es nicht an Kampflust. Umsomehr zürnte man den Beamten, die größtenteils geflohen waren, und hatten diese bei ihrer nunmehr erfolgenden

Rückkehr manche Demütigung zu erdulden; einzelne derselben suchten sich durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß die Gefangennehmung des Kapitäns Dirking-Holmfeld und seiner Begleiter eine Versündigung gewesen am Völkerrecht, denn die Kriegserklärung habe gefehlt. Premierleutnant v. Rathlev unternahm, von mir begleitet, eine Rundfahrt um die Insel und wurden dabei insbesondere die Örtlichkeiten besichtigt, an denen eine Landung möglich; auch ließen die Herren Mackeprang und v. Leesen es sich nicht nehmen, uns auf ihren schönen Höfen Staberhof und Katharinenhof glänzend zu bewirten; Leesen war Führer gewesen bei dem kühnen Unternehmen gegen die dänischen Offiziere, dessen Folgen jetzt getragen werden mußten.

Das Leben in Burg und auf den Gütern hätte sich gewiß recht angenehm gestaltet, unmöglich aber konnte in bewegter Zeit der Aufenthalt auf einer Insel der Ostsee mir zusagen und schon am dritten Tage erbat und erhielt ich die Erlaubnis, auf das Festland zurückzukehren, um mich beim 4. Jägerkorps zu melden, das den Dänen an der Schlei gegenüber stand.

Früh am ersten Ostertage traf ich in Kiel ein; hier war es allgemein bekannt — sehr entgegen den Grundsätzen späterer preußischer Kriegsführung — daß General v. Wrangel die Dänen am nächsten Tage angreifen wolle. So eilte ich vorwärts, fuhr die Nacht durch und befand mich bei Aufgang der Sonne des zweiten Ostertages auf den Feldern, wo gestern bereits die Schlacht geschlagen war. Zufällige Umstände hatten gegen den Willen des Oberkommandierenden am Ostersonntag zum Kampf geführt; der Sieg war erfochten, die beabsichtigte Umgehung über Missunde aber nicht zur Ausführung gekommen. Der Feind floh in voller Auflösung der dänischen Grenze zu.

Durch Bustorf, wo Wrangel sein Hauptquartier hatte, gelangte ich in die Stadt Schleswig, die von preußischen Truppen angefüllt war, und fand hier ganz unerwarteter Weise die 2. Kompanie des 4. Jägerkorps im Begriff, abzumarschieren; ich schloß mich derselben an, und trafen wir in Schubye zusammen mit noch 2 Kompanien des Bataillons. Diese und andere schleswig-holsteinische sowie preußische Truppen hatten gestern in und beim Tiergarten im Gefecht gestanden und warteten jetzt auf den Befehl zur Verfolgung der Dänen. Auf den Feldern lagen noch unbeerdigte

Leichen und Pferdekadaver. Lange mußten wir im Regen lagern; ich erfuhr manches über die gestrige Schlacht, sprach einige Bekannte und sah auch den Prinzen von Noer, der mit seinem Stabe herbei kam. Endlich erfolgte der Aufbruch; die in der Gegend des Tiergartens gesammelte Infanterie mit den beiden schleswig-holsteinischen Dragoner-Regimentern und einem preußischen Kürassier-Regiment bildete den linken Flügel der verfolgenden Armee. Dieser rückte auf dem sog. Ochsenwege vor; es war ein langer, beschwerlicher Marsch durch tiefen Sand und auf Haidewegen, bei welchem meine durch eine fast ununterbrochene Fahrt von nahezu 48 Stunden erschöpften Kräfte zu versagen drohten. Erst am späten Abend erreichte unser Bataillon das südwestlich von Flensburg gelegene Dorf Wamderup. In einem Bauernhause fand ich verdorbene Grütze, welche die Dienstboten hatten stehen lassen; mit dieser stillte ich meinen Hunger und hatte dann das besondere Glück, daß der dicke Feldwebel von der 2. Kompanie mir in dem landesüblichen Wandbette einen Platz neben sich einräumte.

Am 25. April, nach dem Abkochen, stellte Major v. Lange, Kommandeur der aus der 2. und 3. Kompanie des 4. Corps gebildeten ersten Jägerdivision, mich ein bei der 2. Kompanie, Hauptmann v. Bassewitz (Preuße) und marschierten wir westlich um Flensburg herum in die Gegend von Bau. Hier auf dem Gefechtsfeld vom 9. traf der Befehl ein, in Flensburg einzurücken; die Verfolgung wurde aufgegeben. Der Einmarsch in die Stadt erfolgte durch die Straße, an welcher vor 16 Tagen der letzte Akt des für uns so unglücklichen ersten Treffens sich abgespielt hatte. An einem Fenster des Christiansen'schen Hauses stand Marie und mit freudigen Gefühlen grüßte ich mit dem Säbel hinauf zu ihr. Eine Stunde später war ich im Hause und sie trat mir entgegen mit dem Säbel in der Hand, den ich am 9. hatte zurücklassen müssen; diesen hatte sie gerettet, während die Uniformstücke den Dänen ausgeliefert worden waren; ich bewahre denselben noch heute als ein Andenken an jenen unglücklichen und für mich doch glücklichen Tag des April 1848.

Wiederholt habe ich im Laufe der folgenden Kriegsjahre Marie wiedergesehen; später, zur Zeit der dänischen Herrschaft, hat sie den Schleswig-Holsteiner vergessen und einen Dänen geheiratet. Der Ruhetag in Flensburg ermöglichte es mir, nach Handewitt hinauszureiten und wurde ich von der Siemsen'schen Familie mit Wärme

begrüßt; insbesondere zeigte Tante Marie für den Neffen von 36 Stunden ganz die früheren verwandtschaftlichen Gefühle. Mit einer der Töchter bin ich dauernd in Beziehung geblieben und ist mir die Genugthuung und Freude geworden, nach dem Tode des Vaters in etwas meine Dankbarkeit bethätigen zu können, für dasjenige, was die Siemsensche Familie dereinst für mich gethan.

Nur einen Tag blieben wir in Flensburg, dann brachen die schleswig-holsteinischen Truppen und ein Teil der preußischen nach Jütland auf. Als unser Korps beim Ausmarsch in die Nähe der Windmühle kam, welche am 9. einen Zielpunkt abgegeben hatte für die dänischen Kanonenboote, ritt der Prinz von Noer an mich heran und erinnerte mich an jenen Tag; mit besonderer Genugthuung konnten seine Gedanken schwerlich bei demselben verweilen. Wir rückten auf dem die Mitte des Landes durchziehenden, damals mehr als heute unwirtbaren Haiderücken vor und standen nach vier Marschtagen an der Königsau. Am 2. Mai wurde die Grenze überschritten und marschierten wir über Viuf nach Veile, während die Preußen von Kolding aus sich gegen die Festung Fridericia wandten. Am 3. rückte das 4. Jägerkorps in Veile ein und bezog sofort Vorposten auf den waldigen Höhen nördlich der Stadt. Dänische Truppen hatten sich nirgends blicken lassen.

Hier ging mir schon nach wenigen Tagen von der provisorischen Regierung die Aufforderung zu, mich im Zivildienst verwenden zu lassen. Ich begab mich demzufolge nach Rendsburg und übertrug man mir die Polizeiverwaltung in den der schleswig-holsteinischen Sache feindlich gesinnten Distrikten des nordwestlichen Schleswigs, mit dem Wohnsitze in Gram, wobei mir eine Schwadron des 1. schleswig-holsteinischen Dragoner-Regiments, Rittmeister v. Matheson, zur Unterstützung beigegeben wurde.

In dem Schreiben des kommandierenden Generals, Prinzen von Noer, durch welches ich auf Ansuchen meine Entlassung mit dem Charakter eines Unterleutnants erhielt, heißt es wörtlich, daß dieselbe erfolge, weil der Zweck des Krieges erreicht sei, nämlich die Räumung der Herzogtümer von der feindlichen Macht. Zwei Jahre später war Schleswig-Holstein den Dänen wieder vollständig unterworfen.

Die Gefangenschaft der Kieler Studenten und Turner auf „Dronning Maria"

von

Burmester, ehemals Leutnant im 3. schleswig-holsteinischen Jägerkorps.

Wir, die bei Bau gefangenen Studenten und Turner wurden durch die Stadt Flensburg hinuntergeführt. Dieser Marsch gehört zu den bittersten Erinnerungen meines Lebens. Nicht die Kolbenstöße, Fußtritte und Flüche der dänischen Soldaten, die namentlich den in der letzten Reihe Marschierenden in reichem Maße zu teil wurden, waren das Bitterste für uns, sondern das Benehmen unserer eigenen Landsleute, für die wir ja unser Leben in die Schanze geschlagen hatten. Der ganze nördliche Teil Flensburgs war damals fanatisch dänisch gesinnt. Aus allen Häusern wehte der Dannebrog, aus allen Fenstern blickten höhnische schadenfrohe Gesichter, regnete Spott, Hohn und Verwünschung auf uns herab. Schaaren von Matrosen- und Fischweibern rannten wie Furien neben uns her und jauchzten laut auf, wenn einer von uns einen Kolbenstoß oder Fußtritt erhielt. Nur an einem einzigen Fenster sah ich eine blasse junge Frau, welche bitterlich weinte, und dieser Anblick tröstete mich wunderbar und machte mich gegen alles andere gleichgültig. Endlich gelangten wir an den Hafen, wo wir mehre Stunden stehen blieben. Einige Flensburger Bürger hatten den Mut, in den Kreis der Soldaten einzudringen und Brot und Wein zu verteilen. Da kam ein höherer Offizier und befahl ihnen, sich zu entfernen. Bei dieser Gelegenheit erhielt ein Student auf komische Weise seine Freiheit. Er hatte alle militärischen Abzeichen abgelegt. Ein dänischer Soldat, der ihn für einen Bürger hielt, packte ihn, da er keine Miene machte, sich zu entfernen, beim Kragen und warf ihn zum Kreise hinaus. Er hatte

Geistesgegenwart genug, sich nicht zu verraten, und ging, ohne sich umzusehen, von dannen. Es war schon fast dunkel, als der Befehl kam, uns auf das Dampfschiff Hekla, welches an der Brücke lag, zu führen. Dort wurden uns die Soldatenmäntel vom Leibe gerissen, denn, hieß es, Rebellen sollen nicht des Königs Rock tragen. Manche hatten keinen Rock darunter an und mußten die Seereise in Hemdärmeln machen. Nachdem man uns des Mantels entledigt hatte, wurden wir unter Deck geführt und mußten von da noch eine zweite Treppe hinabsteigen in ein stockfinsteres Loch. Als ich unten ankam, war der ganze Raum nicht bloß dicht besetzt, sondern die Menschen lagen schon über und auf einander. Trotzdem kam noch eine große Zahl nach mir. Die meisten fielen die steile, schmutzige Treppe hinab auf die unten liegenden. Da galt es, den Kopf frei und oben behalten; die Beine lagen wenigstens dreifach über einander, so daß bald niemand mehr wußte welches seine eigenen Glieder waren. Auf oder unter wem man lag, davon hatte man natürlich in der Finsternis keine Ahnung. Bald wurde es erstickend heiß, die Luft war kaum atembar; dumpfe Gleichgültigkeit hatte sich aller bemächtigt. Keiner sprach ein Wort, nur hin und wieder stöhnte einer auf, wenn seine Glieder den Druck der darüber Liegenden nicht mehr ertragen konnten. Das Schiff setzte sich in Bewegung, und da ein ziemlich starker Wind wehte, so stellte sich bald bei vielen die Seekrankheit ein. Aber das Schrecklichste stand uns noch bevor. Wir mochten etwa eine Stunde gefahren sein, da hörten wir über uns ein dumpfes Ächzen und Stöhnen, mitunter auch einen Schrei, der uns das Blut in den Adern gerinnen machte. Bald rieselte es die Treppe herab und warme Tropfen spritzten uns auf Gesicht und Hände, — es war das warme Blut unserer verwundeten Kameraden, denen man über unseren Köpfen Arme und Beine abschnitt, und zwar ohne sich viel Mühe zu geben, zu untersuchen, ob eine Amputation notwendig sei oder nicht. Ich will es nicht versuchen, dem Leser unsere Körper- und Seelenleiden während dieser Nacht zu schildern. Als der Morgen anbrach, ankerten wir im Hafen von Sonderburg und wurden auf ein kleines Dampfschiff gebracht, welches uns ans Land setzen sollte. Auf der Fahrt begegnete uns der König von Dänemark mit seinem Generalstabe auf einem Boote. Man befahl uns, Hurra zu rufen, aber keine Lippe regte sich. Am Ufer empfing uns der

Pöbel mit Steinwürfen und Schimpfen. Man führte uns ins Schloß, wo die Offiziere und Freiwilligen von den Soldaten getrennt und in einen feuchten dunklen Keller gesperrt wurden, während jene die großen Säle des Schlosses angewiesen erhielten. Als wir einige Stunden auf dem Stroh gelegen hatten, stellte sich ein wütender Hunger ein, wir bekamen aber nichts, nur kam von Zeit zu Zeit ein von tückischer Freude strahlendes Gesicht an das Fenstergitter und rief uns zu „imorges blive i altsammen skudt" (morgen werdet ihr alle erschossen). Das war eine tröstliche Aussicht, und garnicht unglaublich, besonders in Betreff der übergegangenen Offiziere. Endlich, spät abends, wurden wir auf den Hof geführt, jeder von einem Soldaten begleitet. Dort standen lange Tische mit Schüsseln und Löffeln. Das Essen befand sich in einer großen hölzernen Tonne auf einer Schleife. Wir füllten unsere Schüsseln, aber wie wir den ersten Löffel zum Munde führten, fuhr uns daraus ein so pestilenzartiger Gestank in die Nase, daß wir trotz des wütenden Hungers die Schüsseln schnell wieder hinsetzten. Zum Glück lag für jeden ein Stück trockenes Schwarzbrot auf dem Tische, damit kehrten wir so schnell als möglich in unseren Kerker zurück, wo wir bis zum 12. morgens blieben. Da wurden wir an Bord des „Skirner" geführt, der uns nach Kopenhagen bringen sollte. Der Kapitän des Schiffes war ein menschenfreundlicher Mann, er überließ den Offizieren und den wenigen Freiwilligen, die an Bord waren, die Passagierkajüte und ließ uns Brot und Speck verabreichen. Abends kamen wir in Kopenhagen an, und mußten das Transportschiff Gammelholm besteigen, wo uns wieder der unterste Raum angewiesen wurde. Das Schiff war beim Beginn des Krieges für den Transport von Truppen eingerichtet worden. Man hatte an beiden Seiten Ringe von rohen Brettern aufgeschlagen, etwa drei Fuß übereinander. Auf diesen mußten sich die Menschen wie Weinflaschen neben einander legen. Der Raum war für unsere große Zahl viel zu klein. Wenn sich einer von den Liegenden umdrehen wollte, so konnte dies nur geschehen, wenn alle, die in demselben Fache lagen, es zu gleicher Zeit thaten, und auf den harten unebenen Brettern war es unmöglich, längere Zeit auf derselben Seite zu liegen. Die vielen, welche nicht Platz zum Liegen fanden, mußten stehen oder sich auf den Boden setzen, der mit zollhohem Schmutze bedeckt war. Nach einiger Zeit

sollte Schiffszwieback verteilt werden. Anstatt aber den Korb herunter zu geben, schütteten die Matrosen den ganzen Inhalt uns auf die Köpfe, so daß alles in den Schmutz fiel, und als die ausgehungerten Soldaten dennoch darüber herfielen, spuckten ihnen jene auf die Köpfe. Obgleich an ein gewaltsames Ausbrechen garnicht zu denken war, und eine starke Wache von dänischen Gardisten das Deck besetzt hielt, hatte man doch die Grausamkeit, die Schiffsluke fast ganz zu schließen. Wir Studenten hatten uns auf einige Holzblöcke in der Nähe des Mastes gesetzt und wollten so die Nacht zubringen. Da fiel es uns plötzlich ein, uns die lange Zeit mit Singen zu verkürzen. Zufällig waren viele unter uns im Besitze einer schönen Stimme und musikalisch gebildet, und die Loreley ist vielleicht selten schöner, gewiß nie mit tieferem Gefühl gesungen worden, als damals in dem finsteren Bauche des Gammelholm. Noch war der erste Vers nicht verklungen, da öffnete sich die Luke über uns weiter und immer weiter; beim zweiten Verse that sich noch eine neue auf, und um beide her saßen, kauerten, lagen Matrosen und Soldaten, regungslos lauschend. Es war ein wunderbarer Anblick. Die Musik feierte ihren herrlichsten Triumph. Dieselben Menschen, die uns noch soeben geschimpft, bespieen, mißhandelt hatten, sie beeiferten sich jetzt, nachdem das Lied beendet, um die Wette, uns unsere Lage erträglich zu machen. Die einen schleppten einen Korb mit Brot herbei, andere einen Eimer mit gutem Bier und manche Schnapsflasche wanderte mit freundlichem „Skaal" (Zuspruch beim Trinken, etwa „Gesundheit", Wohlsein") in die Hände unserer Soldaten. Vorher mochten die Dänen wirklich geglaubt haben, was in der ganzen Armee absichtlich ausgesprengt worden war, daß sämtliche Bewohner der schleswig-holsteinischen Gefängnisse in unsere Armee eingereiht worden seien. Unser Singen hatte sie überzeugt, daß wir wenigstens nicht zu dieser Zahl gehörten. Kein unfreundliches Wort wurde mehr gehört, und als wir am folgenden Morgen, im Begriff, das Deck der Dronning Maria zu erklettern, noch „Morgen muß ich fort von hier" sangen, da drückten die alten Theerjacken uns kräftig die Hand und riefen im Chorus: „Tak skal i have, farvell, farvell!" (Dank sollt ihr haben, lebt wohl, lebt wohl!)

Sobald wir dasselbe erreicht, wurden wir von Polizeimännern

in Beschlag genommen, die unsere sämtlichen Taschen umkehrten und uns von allem überflüssigen, wie z. B. Gold, Uhren, Messern, Rauchutensilien u. s. w. befreiten. Manche, die den Herren besonders verdächtig schienen oder deren Physiognomie ihnen mißfiel, mußten bis auf Hemd und Strümpfe sich ausziehen, und auch diese wurden noch nach verborgenen Mordwerkzeugen durchstöbert. Wer auf diese Weise unschädlich gemacht war, wurde in ein großes Zimmer geschoben, in welchem mehrere Herren um einen Tisch saßen. Ein Auditeur schrieb Namen, Stand und Geburtsort eines jeden nieder und die Gesichter der Herren wurden immer länger, je mehr sie sich bei diesem Geschäfte überzeugten, daß die Erhebung Holsteins nicht ein von ein paar Advokaten angestifteter demokratischer Schwindel, und daß die schleswig-holsteinische Armee nicht aus dem Auswurf der Bevölkerung und aus den Gefängnissen rekrutiert worden sei, wie man dem dänischen Volke bisher vorgelogen, sondern daß die besten Familien des Landes und auch fast der gesamte Adel seine Söhne ins Feld geschickt habe. Das Erstaunen machte bald einer hämischen Freude Platz, und mit unnachahmlicher Malize sprach der Vorsitzende sein Bedauern aus, daß das Schiff für so vornehme Gesellschaft leider etwas schlecht ausgestattet sei.

Mit der Erklärung, daß wir als Kriegsgefangene von der Klasse der Gemeinen behandelt werden sollten, wurden wir entlassen und unter das zweite Deck hinabgeführt in die äußerste Finsternis. Wer glücklich unten anlangte, konnte anfänglich buchstäblich nicht die Hand vor den Augen sehen, man wagte nicht, den Fuß vorauszusetzen aus Furcht, eine Treppe hinabzufallen oder gegen etwas anzurennen, jedoch die Nachkommenden drängten vorwärts und man entdeckte in weiter Ferne eine Laterne, die soviel Schimmer verbreitete, daß man sehen konnte, daß schon eine Menge dunkler Gestalten in dem Raume hin und her wogten. Es waren Leidensgefährten, die am vorigen Tage hierher gebracht waren. Erkennen konnte man einander nur in unmittelbarer Nähe der Laterne. Jeder packte daher den ersten besten, der ihm nahe kam, man fragte sich gegenseitig nach dem Namen und welche Freude, wenn man einen Bekannten, einen Freund wieder fand, von dem man seit dem Schlachttage nichts gehört hatte oder der ganz tot gesagt worden war. Wir erfuhren erst jetzt das Schicksal unserer übrigen Kameraden, die nicht mit uns in Sonder-

burg gewesen waren. Sie waren von Flensburg direkt nach Kopenhagen gebracht und dort auf dem eigentlichen Gammelholm, einer zum Seearsenal gehörigen Insel, in scheußliche Gefängnisse gesperrt worden. Auf dem Wege durch die Stadt wurden sie von vornehmem und geringem Pöbel Kopenhagens mit Koth und Steinen beworfen, feingekleidete Damen spieen ihnen ins Gesicht und überschütteten sie mit den gemeinsten Schimpfwörtern, ja, aus einer Schmiede sprang ein Kerl mit einem glühenden Eisen hervor, um seine Wut an den Gefangenen auszulassen. Nur mit Mühe und eigener Gefahr vermochten die begleitenden Wachen sie zu schützen.

Dieses Wiederfinden und die Erzählungen des kürzlich erlebten erleichterte uns in etwas den Abschied vom Sonnenlicht, das wir in den nächsten 14 Tagen nur auf Augenblicke wiedersehen sollten. Der Raum, in dem wir uns befanden, lag fast ganz unter dem Wasser und nur am Hinterteil, in der Kajüte des Steuermanns, waren oben zwei kleine Fenster, der übrige Raum ward Tag und Nacht durch zwei sehr trübe brennende Schiffslaternen erleuchtet. Unser Bett bestand für je zwei Mann aus einer Strohmatratze, einem dito Kopfkissen und zwei wollenen Decken. Das Wetter war sehr kalt, und wir brachten die ersten Nächte meist zähneklappernd zu, bis wir entdeckten, daß man viel wärmer liegt, wenn man sich ganz auszieht und alle Kleider zum Zudecken benutzt. Unsere Nahrung bestand in den ersten Tagen aus Schwarzbrot und Bier, bald jedoch kam ein Marketender an Bord und fing an, in der Schiffsküche für uns zu kochen. Dieser Herr, oder vielmehr seine dienstbaren Geister, waren allerdings nicht bei Soyer in der Lehre gewesen, hatten auch nicht Rumohrs „Geist der Kochkunst" studiert, aber wir bekamen doch wenigstens wieder einmal etwas warmes in den Magen. Der Küchenzettel war sehr einfach: zweimal wöchentlich Erbsen und Speck, zweimal Kohlsuppe und Fleisch, zweimal blaue Suppe mit Pflaumen und Sonntags Biersuppe mit Hering. Das erträglichste von diesen Gerichten waren die Erbsen, aber da sie so oft erschienen, wurden sie uns bald sehr zuwider. Das Fleisch, worauf die Kohlsuppe gekocht wurde, hätte selbst einen Naturforscher in Verlegenheit gesetzt, wenn er hätte sagen sollen, von welchem Tiere es stamme. Wir kamen endlich auf die Vermutung, daß es von urweltlichen Kühen sei. Da man uns unsere Messer genommen, so mußte

es mit den Händen und Zähnen verarbeitet werden. Man packte es mit beiden Händen, setzte die Zähne ein und drückte es dann mit aller Kraft von sich weg. Auf diese Weise riß man denn, wenn das Glück günstig war, einen Faden los, der ellenlang geworden wäre, wenn das Fleisch diese Länge gehabt hätte. Wenn urplötzlich jemand um die Mittagszeit in unseren damaligen dunklen Aufenthaltsort versetzt worden wäre, er hätte glauben müssen, in eine Gesellschaft Kannibalen gekommen zu sein. Endlich kam ein närrischer Kerl aus Hamburg, seines Zeichens Konditor, auf einen genialen Einfall. Er wußte sich in der Küche angenehm zu machen und verarbeitete dieses Leder mit den Heringen, die wir bekamen, gegen ein kleines Profit zu Heringssalat. Ich vergaß zu sagen, daß wir als Kriegsgefangene ein tägliches Gehalt von 2½ ß, ca. 2 Groschen, bezogen, wofür wir uns morgens und abends selbst beköstigen, Kleidung, Wäsche und Luxusartikel bestreiten mußten. Die sogenannte blaue Suppe bestand aus Grütze in Wasser gekocht, dazu wurden jedem von einem überaus schmierigen Küchenjungen 3 Pflaumen in die Hand gedrückt. Die äußere Ordnung hielten wir selbst aufrecht. Die ganze Gesellschaft wurde in Sektionen zu ca. 20 Mann geteilt. Jede Sektion hatte ihren Führer, der sie vertrat und in Ordnung hielt. Die Führer zusammen bildeten die Regierung. In der ersten Zeit hatte sich ein Graf Ahlefeldt zum Diktator aufgeworfen, der durch ungeheure Frechheit selbst den Dänen imponierte und daher als Vermittler zwischen uns und ihnen agierte. Er saß bei dieser Beschäftigung oben auf der Treppe, die in den hellen Raum führte und bellte bald die Dänen auf dänisch an, bald schnarrte er deutsch auf uns Finsterlinge herab. Seine Diktatur nahm zwar rasch ein klägliches Ende, doch setzte er es vor seinem Sturze noch durch, daß uns auch das helle Zwischendeck eingeräumt wurde, welches 40 Kanonenluken hatte, die, wenn sie aufgesperrt wurden, Licht und Luft genug hereinließen. Die Hälfte von uns zog nun mit Sack und Pack in diesen Raum hinauf, sodaß nun die Bewohner beider an Raum und Bequemlichkeit sehr gewannen. Da wir weder Knecht noch Magd noch sonst etwas dienstbares hatten, mußten wir die häuslichen Geschäfte natürlich selbst besorgen. Nachdem morgens jeder seine Matratze aufgerollt hatte, fegte eine Sektion das ganze Deck, eine andere mußte Tische fürs Mittagessen herstellen aus Brettern, Balken 2c.,

eine dritte die Schüsseln waschen, eine vierte Wasser heraufziehen und was sonst zu thun war, und natürlich der Graf und Baron so gut wie der Schusterjunge, nur die Offiziere waren davon befreit. Statt der schönen Mäntel, die man uns bei unserer Gefangennehmung abgenommen hatte, wurden uns alte abgesetzte dänische geliefert, und die meisten entschlossen sich, bei der großen Kälte, die wir Tag und Nacht zu ertragen hatten, sie anzuziehen. Aber sie brachten eine neue schreckliche Plage, nämlich Ungeziefer aller Art, besonders Läuse von allen bekannten und unbekannten Gattungen, in solcher Menge, daß bald keiner mehr davon frei und man genötigt war, den halben Tag auf der Jagd nach diesen Ungeheuern zuzubringen. Schrecklicher als alles aber war in den ersten Wochen die Ungewißheit über das Schicksal unseres Vaterlandes. Man hatte uns zwar erlaubt, nach Hause zu schreiben, doch wurden alle Briefe von eigens dazu bestellten Leuten gelesen. Dasselbe geschah mit den ankommenden Briefen, und alle, die irgend politische Nachrichten enthielten, wurden zurückgehalten. Von Zeitungen bekamen wir nur dänische zu lesen, die natürlich alles verschwiegen, was den Mut der Dänen hätte niederschlagen können. Da tauchten plötzlich am zweiten Ostertage dumpfe Gerüchte auf von einer Schlacht, in welcher die Dänen besiegt worden seien. Woher sie kamen, wußte niemand zu sagen und doch glaubte es jedermann, und die Dänen mochten die Freude auf unseren Gesichtern lesen.

Sie schienen jetzt mehr wie je zu fürchten, daß wir versuchen möchten, uns gewaltsam zu befreien, obgleich daran vernünftiger Weise nicht zu denken war. Freilich mit der 30 Mann starken Schiffswache, die täglich abgelöst wurde, wären wir leicht fertig geworden; sie bestand aus lauter jütischen Rekruten, die in der ersten Zeit blaß vor Angst waren, wenn sie ankamen und einzeln unter allen diesen „Rövern“-Banditen, für die sie uns hielten, Schildwach stehen sollten. Aber was hätten wir ohne Waffen, rings von Kriegsschiffen eingeschlossen, dann weiter beginnen sollen? Am folgenden Tage erschien der Kommandant der beiden Schiffe, Oberstleutnant v. Käsemodel, der im folgenden Jahre bei Friedericia fiel, ließ uns antreten und sagte uns, es sei am 1. Ostertage bei Schleswig eine Schlacht geschlagen, in welcher die königlichen Armeen nach tapferster Gegenwehr sich vor der Übermacht in größter Ordnung zurückgezogen

habe. Wir sollten deshalb nicht übermütig werden, denn das Kriegsglück könne sich leicht und plötzlich wenden. Mit welchen Gefühlen wir diese Nachricht anhörten, kann man sich denken, uns war wie Wüstenreisenden, die nach langem Dürsten plötzlich eine klare Quelle finden, es war der erste Freudenstrahl nach langer, trüber Nacht. Wir fühlten sehr wohl, daß uns viel mehr verschwiegen als gesagt worden war, besonders aus der hinzugefügten Warnung, nicht übermütig zu werden, doch bezwangen wir uns, unsere Freude nicht durch ein lautes Hurrah zu erkennen zu geben. Die Schlacht bei Schleswig, wo die Preußen, Hannoveraner und Holsteiner die Dänen aus ihrer starken Position vertrieben und so in die Flucht schlugen, daß kaum ein dänisches Bataillon gesammelt blieb, hatte auf unser Schicksal den günstigsten Einfluß. Die Dänen hatten eine Menge Gefangene eingebüßt und mußten nun befürchten, daß diese mit derselben Strenge behandelt werden würden wie wir. Die nächste Folge war, daß uns auch das oberste Deck eingeräumt wurde, um den Tag über dort spazieren zu gehen und uns einmal wieder von der Sonne bescheinen zu lassen. Unser Geld und sämtliche Effekten wurden uns zurückgegeben, wir durften uns vom Hause kommen lassen, was wir wollten; ebenso konnten wir aus der Stadt für Geld alles bekommen bis auf Spirituosen. Die Marketenderei wurde zu einer förmlichen Restauration umgewandelt, und, wer Geld hatte, konnte Austern essen und Champagner trinken. Bald kam aus Holstein Geld in Menge, es wurde für uns gesammelt, so daß wir also in dieser Beziehung ganz behaglich leben konnten. Ein Krankenzimmer wurde eingerichtet, welches sich leider bald füllte, da sich durch den fortwährenden Zug in dem wir zwischen den Kanonenluken lebten, zahlreiche Erkältungen und rheumatische Beschwerden einstellten. Da es uns in dem engen Raum sehr an Bewegung fehlte, ließen wir uns Barren und Recke machen, und es wurde tüchtig geturnt, wobei das Kieler Turnkorps, welches ja mit uns gefangen worden war, die Lehrmeister hergab. Das reguläre Militär war auf dem neben uns liegenden Linienschiffe „Waldemar“ untergebracht worden. Darunter befand sich das ganze ausgezeichnete Hautboistenkorps des Kieler Jägerbataillons. Diesen waren ihre Instrumente natürlich abgenommen worden, aber wir mieteten für sie andere aus der Stadt und hatten jetzt wöchentlich zweimal großes Konzert, bei dem

eine zahlreiche Liedertafel, die sich unter uns gebildet, mitwirkte. Es wurde dann morgens das Programm durch einen großen Anschlagzettel bekannt gemacht. Bei diesen Konzerten hatten wir gewöhnlich ein großes dänisches Auditorium. Die „Dronning Maria" lag nur etwa 200 Schritt vom Lande und gerade dem beliebtesten Spaziergange Kopenhagens gegenüber, und da die Dänen sehr musikliebend sind, aber selbst wenig in der Musik leisten, so sammelten sich oft viele Hunderte von Zuhörern, andere fuhren in Booten um unser Schiff, ja manche kamen auch wohl mit Erlaubnis des Kommandanten an Bord. Nach dem Konzert fand meist noch ein Ball statt, bei dem nur die Damen fehlten. Höchst ergötzlich war es, die Wirkung zu beobachten, welche die Musik auf die „Tappern", so nannten wir unsere Wachen, machte. Sie waren anfangs durch ein großes Enternetz, welches quer über das Deck gespannt war, von uns getrennt. Wie ich schon erwähnt, zeigten sie in der ersten Zeit so große Ängstlichkeit vor den Insurgenten, daß wir oft darüber lachen mußten. Wir bemerkten bald, daß sie immer mit sehnsüchtigen Blicken unsere Schüsseln betrachteten, wenn wir mittags an ihnen vorüberzogen, und da die meisten von uns sich jetzt auf eigene Kosten besser beköstigten, so brachte man wohl seine Schüssel einem Tappern, der sich dann mit tausend „Taks" darüber her machte und sie so rein auslöffelte und leckte, als ob nichts darin gewesen wäre. Es kam vor, daß ein einziger mit 3—4 Schüsseln Erbsen und Speck fertig wurde. Dafür ließen sie sich denn auch vieles gefallen, sie wurden, wenn sie im Wege standen, gemütlich bei Seite geschoben und dienten mehr zum Amüsement als zur Wache. Wenn nun die Musik ertönte, so drängten sich alle nicht postenstehenden an das Netz und waren ganz Auge und Ohr; ging es gar ans Tanzen, so geriet die ganze Gesellschaft bald in eine taktmäßige Bewegung, ja, sie ahmten uns auch wohl nach und hüpften paarweise herum, wobei sie in ihren rothen Schnipeln und den meist zu kurzen hellblauen Hosen einen komischen Anblick gewährten. Oft packte die Zaubermacht der Musik auch selbst die Schildwache, sie fing an mit dem Gewehr auf der Schulter erst auf den Zehen zu wippen, dann hob sich das eine Bein, dann das andere und endlich drehte sich der ganze Kerl um seine Achse, so daß man sich in den Saal des Kalifen von Bagdad versetzt und Hüons Zauberhorn zu hören glaubte. Als

später das Enternetz weggenommen war, machten sich unsere Leute oft das Vergnügen, die Tappern zum Tanz zu engagieren, die dann von einer Hand in die andere gingen und nicht eher losgelassen wurden, als bis sie blaurot im Gesicht und gänzlich außer Atem waren. Unser Musikdirektor hatte einen Tanz komponiert, in dem die Melodie von Schleswig-Holstein mit der neuen dänischen Nationalmelodie, dem tappern Landsoldaten, verschmolzen war, und die guten Hannemänner tanzten grade diesen Tanz mit der größtmöglichsten Begeisterung und Arglosigkeit.

Außer dem Kummer über unsere Gefangenschaft und über die Unthätigkeit zu der wir verdammt waren, während unsere Brüder daheim sich wacker mit den Dänen herumschlugen, war unsere größte Plage die Langeweile, und es wurde alles aufgeboten, um diesen bösen Feind zu vertreiben. Sehr viele griffen zum Kartenspiel, und man konnte nachmittags wohl 30—40 Spielpartien auf dem obersten Verdecke sehen, wobei dann der erste beste flache Gegenstand, Tonnen, Bretter, Balken, auch wohl der Fußboden als Spieltisch benutzt wurde. Durch die Güte mancher deutschen Bewohner Kopenhagens, die uns überhaupt nach Kräften unsere Lage zu erleichtern bemüht waren, hatten wir eine Menge Bücher bekommen, und es wurde die Steuermannskajüte zum Bibliothekzimmer eingerichtet. Da unter den Büchern viele dänische waren und wir täglich mit Dänen verkehrten, so lernten viele in kurzer Zeit dänisch lesen und sprechen. Es kamen von Zeit zu Zeit immer neue Gefangene hinzu, was natürlich immer großes Interesse erregte, teils waren es Landsleute und Bekannte, teils gehörten sie den verschiedenen fremden Bundestruppen an. Alle überbrachten neue und zuverlässigere Nachrichten als die, welche wir aus den dänischen Zeitungen schöpften. Noch vor der Schleswiger Schlacht kamen kleine Trupps von den verschiedenen Freikorps, unter anderen das ganze Korps, welches die Stadt Oldesloe gestellt hatte, und welches von den Dänen hinterlistiger Weise gefangen worden war, indem jene sich für Holsteiner ausgegeben hatten. Bei Schleswig hatten die Dänen unverwundet nur 3 Neuchateller Schützen gefangen, die uns zuerst ausführlich über jene Angelegenheit berichteten. Später kamen hinzu 2 Mecklenburger Gardisten, 3 Oldenburger, ein Preußischer Unteroffizier, den die Dänen bei Swinemünde gefangen hatten, während er zum Ver-

gnügen eine Wasserfahrt machte, ferner 30 preußische Kürassiere, die durch Nachlässigkeit ihres Offiziers gefangen worden waren, und endlich der Hauptmann von Reichenbach vom Tannschen Freikorps, der sich durch kühne Ueberfälle den Dänen furchtbar gemacht hatte, so daß seine Gefangennahme wie ein Sieg gefeiert und durch Bilder und Gedichte verherrlicht wurde. Er hatte sich mit dänischen Dragonern herumgehauen und mehre Wunden bekommen, ergab sich aber nicht bis ein furchtbarer Hieb über den Kopf ihn mit gespaltenem Schädel vom Pferde warf. Derselbe heilte freilich zu, aber das Gehirn war so erschüttert, daß er leider später irrsinnig geworden ist.

Versetzen wir uns nun in jene Räume zurück und stellen uns die beiden übereinander liegenden langen Schiffsräume vor, jeder von 200 Mann bewohnt und mit 4 Reihen Matratzen belegt. Zwischen den zwei inneren und den beiden äußeren läuft ein schmaler Gang, der am Hinterteile des Schiffes gekrümmt ist. Hier hängt eine düstere Lampe. Die Betten sind sämtlich bevölkert, jedes von 2 Mann. Tiefe Stille herrscht durch das ganze Schiff, nachdem die Abendgespräche beendet und die Müdigkeit die Zungen gebändigt hat. Schon beginnt einer zu schnarchen dort ein zweiter, dritter, und bald ist ein vollständiges Orchester beisammen, oder besser gesagt, es ist, als wenn sämtliche Töne einer Orgel zugleich losgelassen worden. Doch macht das alles noch den Eindruck tiefster Ruhe. Zwischen den Schnarchern wandelt ein tapprer Landsoldat mit seinem Säbel im Arm einsam auf und nieder. Plötzlich beginnt in weiter Ferne ein Hahn zu krähen, ein zweiter antwortet ihm. Diese beiden wecken auch die Hunde des Dorfes auf. Ein kleiner Kläffer schnappt mit furchtbarem Gebell nach der Hose des arglosen Tappern, der entsetzt nach der andern Seite springt, aber da lauert schon ein großer Kettenhund auf ihn und er springt wieder zurück. Darüber wachen auch die übrigen Bewohner des Bauerhofes auf, die Ochsen fangen an zu brüllen, Schafe blöcken, Katzen miauen, Schweine grunzen, es ist ein Höllenlärm, so daß sämtliche Orgelpfeifen verstummen. Der Tappre, welcher glaubt, daß die ganze Gesellschaft wahnsinnig geworden ist, eilt mit großen Sprüngen die Leiter hinauf und holt sich Verstärkung. Als diese ankommt, ist alles wieder in Totenstille begraben und der Unteroffizier meint, der Kerl habe geschlafen und alles nur geträumt, und verspricht ihm 3 Tage Arrest.

Wieder ist es Nacht, und auf dem untersten Deck schläft alles den Schlaf des Gerechten (nach den Mühseligkeiten des Tages). Da stürzt von dem oberen Deck eine wilde Rotte herunter auf die arglosen Schläfer, zieht ihnen die Wolldecken ab, legt sie, ehe sie noch zur Besinnung kommen, quer auf die Matratze, wickelt sie in diese hinein, so daß sie sich nicht regen noch bewegen können, bindet den Ballen mit den Decken zu und schleppt ihn unter mörderlichem Geschrei der so zu Mumien gemachten in das Bibliothekzimmer, wo sich bald ein ganzer Haufe auftürmt. Indes werden auch die anderen Bewohner des unteren Raumes wach und nun machen die Attentäter sich schnell aus dem Staube. Die unglücklichen Opfer dieses Überfalles werden halb erstickt aus ihren Banden erlöst und schnauben fürchterliche Rache. Ein starker Trupp macht einen Ausfall auf das obere Deck, und wehe denen, die zunächst an der Treppe liegen. Im Nu sind sie umgedreht und die rächenden Fäuste bearbeiten unbarmherzig die schutzlosen Posteriora. Es ist ein Knallen, als wenn 50 Mägde die Wäsche mit dem Waschholz traktieren. Endlich werden auch die Rächer wieder aus dem Felde geschlagen und alles überläßt sich wieder der so schrecklich gestörten Nachtruhe.

Aber auch Abenteuer ernsterer Art kommen vor. — Um die Mitte des Sommers war es gestattet worden, sich ein Privatlogis in der Stadt zu mieten, aber nur solchen, die einen Kopenhagener Bürger als Bürgen stellten für ihr Nichtentweichen. Dies konnten natürlich nur wenige, aber diese konnten für die Zurückbleibenden mancherlei Verbindungen anknüpfen. Einer von diesen, ein geborener Schleswiger, hatte Bekannte in der Nähe von Kopenhagen. Er beschloß mit Hülfe derselben zu entfliehen, ließ sich in der Nacht ins Wasser hinab, schwamm ans Land, wechselte bei jenen Bekannten die Kleider, wanderte durch ganz Seeland und Fühnen und kam glücklich nach Schleswig, was ihm freilich dadurch sehr erleichtert wurde, daß er vollkommen gut dänisch sprach. Seine Flucht wurde erst nach 14 Tagen den Dänen bekannt. Der Kommandant war sehr zornig und stellte Untersuchungen an, aber ohne Erfolg. Indessen wurden die Wachen verdoppelt, zogen mit geladenen Gewehren auf und hatten Befehl, bei den geringsten Anzeichen eines Fluchtversuchs zu schießen. Nichts destoweniger entschlossen sich zwei Turner, die vor-

treffliche Schwimmer waren, zu entfliehen. Eines Abends spät sieht eine Schildwache, die außerhalb des Schiffes auf einer Warte stand, wie eine dunkle Gestalt aus einer Kanonenluke sich ins Wasser hinabläßt. Sogleich feuert sie darauf, die ganze Wachtmannschaft wird alarmiert, Wachtboote, deren mehre nachts den Kriegshafen bewachen, eilen herbei, und mit Hülfe von Laternen fischt man den Flüchtling aus dem Wasser, der sich aber als eine mit Stroh ausgestopfte dänische Soldatenuniform auswies. Der Kommandant versuchte am andern Morgen alles mögliche, um den Urheber dieses Frevels zu entdecken, er drohte mit Ketten und Banden, aber umsonst. Wenige Abende später entflohen jene beiden wirklich, indem sie sich am Bugspriet des Schiffes hinunterließen, nachdem sie 2 lose Bretter, die den Fußboden bilden, aufgehoben hatten. Sie wurden von den Schildwachen nicht bemerkt, welche nur die Seiten des Schiffes übersehen konnten, und schwammen einem amerikanischen Schiffe zu, welches auf der Rhede lag und am andern Tage abfahren wollte. Unglücklicherweise wurde der eine bald müde und rief es seinem Kameraden leise zu, aber nicht leise genug; die Mannschaft eines in der Nähe liegenden Wachtbootes hatte es gehört. Die beiden Schwimmer kehrten sogleich um, erreichten von der Dunkelheit begünstigt das Schiff unbemerkt, kletterten an der Ankerkette hinauf und gelangten glücklich nach ihrem Lager. Das Wachtboot alarmierte indes die Wachtmannschaft, das ganze Schiff wurde durchsucht, alles geweckt und gezählt und siehe da, es fehlte keiner. Am andern Morgen aber verrieten die aufrecht stehenden Bretter den Weg, den die Flüchtlinge genommen. Sie selbst wurden nie entdeckt, aber es wurden von seiten der Kommandantur 2 Wachen vor jenen Ort gestellt. Eine große Anzahl unserer Freunde und Kameraden wohnte, wie gesagt, in der Stadt, und der Zurückbleibenden Studenten und Turner waren so wenige, daß sie unter dem wüsten Treiben, das jetzt begann, im schlimmsten Sinne des Wortes zu leiden hatten, ohne ihm steuern zu können. Wie groß die Frechheit einiger war, geht aus einem Streiche hervor, den eines Tages einer, der allgemein nur Napoleon genannt wurde, vollführte. Er hatte eine Bowle mit Punsch gewittert, die eine kleine Gesellschaft sich in einer Koje gebraut, nahm den Augenblick wahr, wo gerade niemand sie bewachte, setzte sich allein an den Tisch, die Bowle an den Mund und leerte

sie ohne abzusetzen in einem Zuge. Als kurz darauf die Gesellschaft kam, fand sie die Bowle leer und den Napoleon gänzlich bewußtlos unter dem Tische liegen. Er wurde auf geschehene Anzeige in ein finsteres Loch gesteckt, dessen Thür verschlossen und eine Schildwache mit geladenem Gewehr davorgestellt. Am nächsten Tage wachte er auf, und nachdem er sich gehörig in der Finsternis orientiert, hatte er nichts eiligeres zu thun, als die Thür mit den Füßen einzurennen. Er wurde mit Gewalt wieder hineingebracht und der Schildwache befohlen, auf ihn im Wiederholungsfalle zu schießen. Das hielt ihn aber durchaus nicht ab, dasselbe Manöver sofort zu wiederholen. Er nannte die verblüffte Schildwache, die nicht zu schießen wagte, dummen Teufel, daß sie sich einbildete, Napoleon ließe sich von solchen schofeligen Hannemännern (so nannten wir die Dänen) einsperren. Es blieb nichts anderes übrig, als ihn wieder laufen zu lassen. Zu den vielen Unannehmlichkeiten, die das Zusammenleben mit so vielen oft sehr rohen Leuten mit sich brachte, kam dann noch die wirklich fieberhafte Aufregung und Unruhe, die durch die oft auftauchenden Gerüchte von Auswechselung und die immer wieder getäuschte Hoffnung in uns erregt wurde. Man kann sich daher keinen Begriff machen von dem Entzücken und der Seligkeit, mit welcher wir endlich im September den offiziellen Befehl bekamen, uns für den nächsten Tag reisefertig zu halten. Niemand schlief die Nacht, als wer sich zur Feier des Tages vollgetrunken hatte. Am nächsten Morgen, den 6. September, um 4 Uhr, verließen wir die „Dronning Maria“ und bestiegen die 3 für uns bereit liegenden Schiffe. Trotz der frühen Stunde waren alle Ufer mit Menschen bedeckt. Die meisten beobachteten das tiefste Stillschweigen, nur einzelne riefen uns noch Verwünschungen und Schimpfwörter nach. Am andern Morgen kamen wir glücklich in Eckernförde an. Ein preußischer Adjutant kam an Bord, um uns in Empfang zu nehmen. Der dänische Oberst, der uns abliefern sollte, machte Schwierigkeiten, da die dänischen Gefangenen noch nicht angekommen waren, aber der Preuße fuhr ihn dermaßen an, ob er glaube, daß ein Preußischer General sein Wort nicht halten werde, daß er schnell zu Kreuze kroch. Wäre er wirklich umgekehrt, so wäre er mit seiner ganzen Gesellschaft über Bord geworfen worden, so groß war die Wut unserer Leute. Um 4 Uhr endlich betraten wir das Land, das von

Tausenden bedeckt war, die von nah und fern herbeigekommen, um ihre Söhne und Brüder zu empfangen. Es war ein unbeschreiblich süßes Gefühl, wieder auf vaterländischer Erde zu stehen, und die Liebe und Freundlichkeit, mit der Bekannte und Unbekannte uns überhäuften, das Entzücken, mit dem die Unsrigen uns in die Arme schlossen, ließen uns bald alles ausgestandene Leid vergessen. Abends hielten wir unseren Einzug in Kiel, das in einem Lichtmeer strahlte und wo aus allen Fenstern Blumen und Kränze auf uns herabregneten. Wir mußten diesen Empfang freilich mehr als Zeichen der Freude über unsere Wiederkunft, denn als Lohn für vollbrachte Kriegsthaten ansehen. Aber gewiß nahm sich jeder von uns vor, den letzteren sich im nächsten Feldzuge zu verdienen, vor allen Dingen aber eher alles zu riskieren, als sich wieder fangen und in die „Dronning Maria" sperren zu lassen.

Das Gefecht bei Altenhof,

aus dem Tagebuch eines schlesw.-holst. Offiziers.

Die Freikorps bildeten eine fortlaufende Vorpostenkette von der Eider bis zum Eckernförder Hafen über Sehestedt, Wittensee, Harzhof, Hohenlied, Hoffnungsthal, Marienthal und Altenhof. Dort stand das Tannsche Korps in der rechten Flanke dieser Kette und hatte den Eckernförder Hafen und die Stadt, welche von 2 dänischen Infanterie-Bataillonen und ein paar Jägerkompanien besetzt war, zu beobachten. Die Feldwache lag in dem sog. Tischlerhaus in der Nähe der Chaussee am Meeresstrande. Einzelne Plänkeleien mit dänischen Patrouillen kamen vor, bisweilen begrüßte auch eins der im Hafen liegenden dänischen Kanonenboote unser Wachthaus mit einer Granate, ohne indes weiteren Schaden anzurichten, wir wurden dies bald gewohnt und fürchteten uns auch vor ihren Kartätschen nicht mehr. Der Strand ist dort ziemlich flach, die Schiffe konnten nicht nahe genug herankommen, wenn wir also den weißen Dampf auf dem Schiffe aufquellen sahen, hatten wir immer noch Zeit, uns hinter einen nahen Knick zu werfen und den unsanften Gruß über uns hinwegknattern zu lassen. Dabei wurde aber auch das Exerzieren nicht vergessen, der alte Hake übte uns tagtäglich namentlich im tiraillieren, und es machte uns besonderes Vergnügen, wie der Alte den Dänen einen gewaltigen Begriff von der Stärke unseres Korps beizubringen suchte, indem er bisweilen bei diesen Felddienstübungen an weit entlegenen Stellen des Schnellmarker Holzes Signale geben ließ, die Trompeter mußten dann rasch nach einem ganz anderen Punkte hinlaufen und das Signal wiederholen, so daß es klang, als ob das ganze Holz ein weites Manöverfeld einer halben Armee sei, mitunter manövrierten die Trompeter auch ganz allein auf diese Weise im Holze umher.

Am 18. April wagten die Dänen einmal eine Rekognoszierung und rückten, mehrere Kompanien stark, über die zwischen uns und der Stadt gelegenen Höhen gegen uns vor. Da wir kaum halb so stark waren, zogen wir uns etwas zurück und besetzten ein für uns sehr vorteilhaft gelegenes Terrain hinter Altenhof am Rande des Waldes, vor uns auf einer Wiese einen Teil der Hamburger als Tirailleurs, wir anderen hinter einem Knick an dem Rande des Waldes. Die Dänen kamen aber garnicht an uns heran, und als ich mit einer 6 Mann starken Patrouille vorwärts geschickt worden war, konnte ich zu meiner großen Freude die Nachricht zurückbringen, daß unser lieber Hof von den Dänen bereits wieder geräumt sei. Diese Patrouille war übrigens meine erste selbständige Kriegsthat, und ihre glückliche Erledigung verfehlte nicht, mich mit einem gewissen Stolze zu erfüllen. Im Übrigen gestaltete sich mein Verhältnis zu v. d. Tann und namentlich zum alten Hake immer freundlicher, letzterer gab mir auch seinerseits häufige Beweise von Freundschaft.

Um ein Versöhnungsfest zu feiern, hatten die Offiziere und Unteroffiziere der Hamburger die Kieler zu einer unendlichen Bowle eingeladen, ich sollte am Abend mit meiner Sektion gerade auf Feldwache ziehen, da ließ der alte Hake mich an dem Tage als Ordonnanz-Unteroffizier zu sich kommandieren, damit ich dabei sein konnte. Zum Unteroffizier war ich inzwischen von meiner Sektion gewählt worden, als Abzeichen trugen wir eine schwarzrothgelbe Binde um den Arm, auch zum Offizier sollte ich noch auf Altenhof gewählt werden ich lehnte es aber ab: so lange noch gediente Offiziere oder auch taugliche frühere Unteroffiziere sich unter uns befänden, könne ich mit gutem Gewissen die Verantwortung nicht übernehmen.

Indes verstärkte sich unser Freikorps von Tag zu Tag, nicht bloß, daß täglich einzelne neue Zuzügler kamen, auch von den anderen Freikorps, denn der Ruf v. d. Tanns, der sich rasch verbreitet hatte, zog manche zu uns herüber, auch von den bei Bau Versprengten, denen es gelungen war, zu entkommen, fand sich eine ganze Anzahl bei uns ein, nachdem sie sich in ihrer Heimat von ihren Strapazen erholt hatten. Am 19. rückten zwei ganze Züge, aus Kölner und Altonaer Freiwilligen bestehend, in Altenhof ein. So hatte sich unsere Schaar mehr als verdoppelt, wir waren schon über 400 Mann stark, da ließ sich schon etwas wagen. Um die Dänen nun aus

ihrer Strandfestung hervorzulocken, denn der Schiffe wegen konnten wir keinen Angriff auf Eckernförde wagen, wurde allerhand versucht, die Barrikade am Strande verstärkt, kleine Rekognoszierungen unternommen, bei denen, wie gewöhnlich, die Trompeter die größte Rolle zu spielen hatten, nichts wollte fruchten. Da, am Gründonnerstage, bekamen wir den Befehl, links von der Chaussee auf einer Anhöhe und unten am Strande ein paar Schanzen aufzuwerfen, oben für 2, unten für 1 Geschütz, wir wußten nicht, wie wir daran waren, indes Ingenieure, die den Bau leiten konnten, hatten wir mehrere unter uns, unter anderen den Erbauer unseres Gymnasiums, Architekt Martens. So war denn unsere Arbeit auch gar bald fertig, und unter unendlicher Feierlichkeit erschienen denn auch unsere Geschütze, es waren kurz abgesägte Baumstämme, vorn ein rundes Loch mit Teer gemalt, zwischen 2 gewöhnlichen Wagenrädern mit einer Deichsel, Lafetten hatten sie natürlich nicht, sechsspännig ein jedes, auf 2 Pferden ritten ein paar von den Ordonnanzdragonern, welche bei v. d. Tann auf Altenhof kommandiert waren. Mit unglaublicher Anstrengung wurden die Geschütze umgedreht, auf die Bettungen gebracht, das Fehlen der Lafetten durch Gebüsch verdeckt und nun streckten sie regelrecht ihre totbringenden Schlünde den Dänen entgegen. Unter lautem Hurra wurde in Ermangelung einer Flagge die breite schwarzrotgelbe Schärpe eines unserer Offiziere am Flaggenmast aufgezogen, Wachposten bezogen die Batterie.

Das half. Am anderen Morgen in aller Frühe waren die Dänen richtig da. Es war der Karfreitag 1848. Das Gesetz der Heilighaltung der Sonn- und Festtage hat im Feld keine Geltung, in unserem Kriege ist sogar fast mit einer gewissen Vorliebe eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Treffen an Sonn- und Feiertagen geschlagen worden, meistens waren es die Dänen, welche angriffen. Also auch am Karfreitag. Die Dänen mochten wohl unserer ewigen Neckereien müde sein, zu verdenken war ihnen das auch nicht, und schienen es ernstlich darauf angelegt zu haben, die „Kittelgarde“, wie sie uns titulierten, wenn sie höflich waren, sonst auch „tydske Rövere“, aufzuheben. Ein paar größere dänische Schiffe, welche wir vor dem Hafen kreuzen sahen, darunter eine Fregatte, hatten Landungstruppen an Bord, welche dazu bestimmt waren, eine große Furagierung im dänischen Wohld, dem südöstlichen Teile

Schleswigs, auszuführen, wenn wir zurückgeworfen sein würden. Um nun unsere Aufmerksamkeit von jenem Unternehmen abzulenken und uns zum Rückzug zu zwingen, dazu sollte ein gleichzeitiger Angriff auf Marienthal in unserer linken Flanke, unternommen werden, als sei es die Absicht, dort den rechten Flügel der ganzen schleswig-holsteinischen Aufstellung zu durchbrechen und zu umgehen.

So ward denn am 21. April, morgens früh 4 Uhr, unsere Feldwache an der Chaussee plötzlich von einer bedeutenden Übermacht angegriffen und zum Rückzug gezwungen, so daß wohl schon damals unsere herrliche Batterie, ohne einen Schuß zu thun, in die Hände des Feindes gefallen war. Als wir wieder vordrangen, fanden wir unsere Kanonen im Graben liegen, in welchen die Dänen sie wohl aus Wut geworfen hatten. Im Übrigen hat eine derselben doch noch später gute Dienste gethan, die Kieler hatten sie weggeholt, bohren lassen und empfingen uns bei unserer Heimkehr auf dem Bahnhofe damit, es wurde sogar versucht, daraus zu schießen, daß sie beim ersten Schuß zersprang, versteht sich von selbst, indes hatte man dafür gesorgt, daß dies wenigstens ohne Gefahr ablief. — Plötzlich ertönte auf Altenhof das Alarmsignal, rasch waren wir von unseren Lagerstätten in den Ställen emporgesprungen und rückten hinunter, die Dänen hatten sich bereits wieder aus dem Holze zurückgezogen und die nächsten Knicks besetzt, eine Kompanie Jäger und drei Kompanien Infanterie, zusammen 800 Mann, unter Befehl des Majors von Thestrup, ein starkes Soutien stand auf der Chaussee auf halbem Wege nach Eckernförde. Die Jäger sollten, so wurde behauptet, dänische oder schwedische Studenten sein, die Fantasie anderer machte sie sogar zu norwegischen Bärenjägern, die auch im Jahre 1849 noch häufig in den Köpfen unserer Leute spukten, als wollten sie sich selbst damit bange machen, in Wirklichkeit gehörten sie dem ersten dänischen Jägerkorps an. Unsere rechte Flanke wurde von einem dänischen Kanonenboot heftig mit Granaten und Kartätschen beschossen, da die See aber sehr unruhig war, gingen die Schüsse meistens über unsere Köpfe hinweg und richteten nur in den Ästen der Bäume unter gewaltigem Geprassel Verwüstungen an; ein Frankfurter Namens Diez wurde allerdings in meiner Nähe von einer ganzen Ladung furchtbar zerrissen. Wir lagen hinter dem Knick an dem Rande des Waldes und feuerten tüchtig darauf los,

wenn einer von den Rotröcken sichtbar wurde, hatten aber dennoch zuletzt der Übermacht weichen müssen, weil auch eine Umgehung unseres linken Flügels bei Marienthal zu befürchten stand. Allerdings war dieser Hof von einer Feldwache des Wasmerschen Freikorps besetzt, aber sämtliche Freikorps hatten schon vom Morgen des 28. April ab Marschordre in nordwestlicher Richtung, und auch wir sollten eigentlich bereits auf dem Marsche sein. Dieser unglückliche Umstand führte es denn wohl auch herbei, daß das genannte Korps uns nicht nur nicht zu Hülfe kam, sondern sich selbst eine Feldwache nebst einigen Bagagewagen von den Dänen aufheben ließ, die wahrscheinlich beim Abmarsche des Korps vergessen worden waren; so etwas kam bei den Freikorps öfters vor. Die Dänen sollen übrigens dort dieselbe Infamie gebraucht haben wie es auch sonst geschehen ist, daß sie sich den Vorposten mit deutscher Ansprache als Freunde zu erkennen gaben. Die dänischen Jäger trugen damals noch dieselbe Uniform wie die unsrigen. „Schießt die Hunde nieder", ertönte es plötzlich aus den Reihen der Anrückenden; die Dänen sollen sich später selbst mit dieser Heldenthat gerühmt haben. So hatte das Gefecht am Rande des Holzes, an der Chausse bei der Barrikade bereits 6 Stunden lang gedauert, ohne daß ein namhafter Vorteil auf einer Seite zu verzeichnen gewesen wäre. Das Kleingewehrfeuer knatterte unaufhörlich, dazwischen der Donner des groben Geschützes von dem Schiffe aus; es war doch eine eigene Orgelmusik am Karfreitag-Morgen. Unsere Reihen lichteten sich allmählich, denn gar mancher Verwundeter hatte zurückgehen oder zurückgetragen werden müssen, im ganzen fehlte uns aber, weil wir im Walde kämpften, jede Übersicht. v. d. Tann war immer voran, trotz mehrfacher Bitten konnte er es nicht unterlassen, von einer Tirailleurkette in die andere zu gehen, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung sei, obgleich er dem fürchterlichsten Kugelregen ausgesetzt war, denn die hellblaue bayerische Uniform wurde natürlich vom Feinde sofort zum Ziel genommen, sobald sie sich irgendwo zeigte. „Junge Truppen müssen ins Feuer geführt werden", war seine kaltblütige Antwort auf die Bitten, sich zu schonen. Diese Kaltblütigkeit und Ruhe mußte notwendig dem ganzen Korps eine Sicherheit geben und ein Vertrauen einflößen, ohne das wir den schwierigen Posten schwerlich gegen die feindliche Übermacht behauptet haben würden. Hatte

v. d. Tann durch sein biederes, gerades Wesen sich die Herzen aller schon längst gewonnen, so errang ihm die Ruhe und Entschlossenheit, mit der er, wie die anderen Führer, sich der größten Gefahr aussetzte, die allgemeine Bewunderung. Von dem Tage konnte man nicht mehr von einer bloßen Liebe zu ihm sprechen, der größte Enthusiasmus herrschte von nun an im Korps; so verschieden die Ansichten auch sonst in demselben waren, in dieser Begeisterung für ihren Führer fanden sich alle wieder, v. d. Tann bewirkte oft durch sein bloßes Erscheinen, daß Streitigkeiten geschlichtet wurden. —

Einen bedeutenden Vorteil hatten die Dänen, sie schickten bei ihrer Überzahl stets neue Truppen ins Gefecht, die uns namentlich an der dem Hafen zugekehrten Seite der dort ziemlich hoch liegenden Chaussee, durch dieselbe, wie durch einen natürlichen Wall, und durch das Kanonenboot gedeckt immer näher auf den Hals kamen.

Da erscholl mit einem male rechts von uns ein kräftiges Hurra! — das waren deutsche Kehlen — der Däne schreit nicht Hurra! sondern Hurrä! was namentlich im Feldzug 1849 von uns Jägern mehrmals mit einem homerischen Gelächter begrüßt worden ist. Verwundert blickten wir auf und drängten, soweit es möglich war, nach dem Punkte hin, woher der Schlachtruf kam. — Vor einer Viertelstunde war ein neuer Zuzug Berliner Freischaaren unter der Führung eines preußischen Reserveoffiziers v. Reichenbach auf Altenhof angekommen, sie waren die ganze Nacht hindurch marschiert — es hatte schlimm gestanden an jenem Punkte, immer näher und näher war der Feind gegen unsere Reihen vorgedrungen, die Stellungen vor dem Gehölz hatten aufgegeben werden müssen, schon war das Holz selbst bedroht — da sofort sich zum Angriff formieren, Gewehr zur Attake rechts! — mit Hurra auf den Feind. Ein furchtbares Gewehr- und Kartätschenfeuer empfängt die Kühnen, aber unwiderstehlich ist ihr Angriff, erschrocken wenden sich die Dänen zur Flucht und reißen eine heranrückende Kompanie, welche noch garnicht im Feuer gewesen war, mit über den Haufen — wir sofort auch aus dem Holze heraus, über die Knicks hinüber — und in wilder Flucht wurden die Dänen nach Eckernförde zurückgeworfen, ohne daß sie auch nur einen nennenswerten Versuch machten, sich wieder zu setzen. Und vielleicht hatten wir diese plötzliche, ungeahnte Wendung des Kampfes zum guten Teil dem Umstand

zu verdanken, daß Reichenbach als preußischer Reserveoffizier einen Helm trug, die Dänen die Anstürmenden am Ende gar anfangs für preußische Truppen gehalten haben. Reichenbachs Bravour erkannten übrigens die Dänen selbst an, die kühne That ward selbst im Kopenhagener Tivoli auf der Bühne vorgeführt. Die Preußen freilich kümmerten sich nicht um uns, ihre Vorposten standen damals auf der Kanalbrücke bei Holtenau. Das war auch nicht anders zu erwarten, aber daß wir bei der doch ziemlich langen Dauer des Kampfes, bei dem weithin dröhnenden Donner des schweren Geschützes, nicht einmal von unserer eigenen Infanterie unterstützt wurden, ist kaum begreiflich. Schon am 20. hatte v. d. Tann bei dem Generalkommando angefragt, ob er auf Unterstützung durch Linienmilitär rechnen könne, wenn die Dänen uns mit größerer Macht angreifen würden. Er hatte zur Antwort erhalten, das 5. Linien-Infanteriebataillon unter Major v. Zastrow liege mit einer halben Batterie in Gettorf und habe den Befehl, sich, sobald die Dänen angreifen würden, heranzuziehen und das Freikorps zu unterstützen.

Als v. d. Tann nun während des Gefechtes um den versprochenen Sukkurs bat, bekam er zur Antwort, er möge sich mit seiner geringen Mannschaft doch nicht in ein so ungleiches Gefecht einlassen. So zeigte sich schon damals offenbare Feindseligkeit zwischen den Offizieren der Linie gegen die Freikorps, und selbst bei unseren eigenen Linienbataillonen, kein Wunder, daß dies bei den preußischen Regimentern in noch weit höherem Maße der Fall war, hatte sich doch mancher Offizier der Garde und der Freikorps in Berlin in heißem, nicht vergessenem Kampfe in den Märztagen gegenüber gestanden. — Aber zurück nach Altenhof. Der Feind war geworfen, an eine weitere Verfolgung desselben, vielleicht eine Erstürmung von Eckernförde konnte nicht weiter gedacht werden, wir hatten ja Marschordre und sollten bereits am Morgen auf dem Marsch nach Wittensee sein, wohin auch alle anderen Freikorps dirigiert waren; zudem waren wir auch ziemlich erschöpft, hatten wir doch am Morgen völlig nüchtern ins Gefecht müssen. So erklangen denn die Signale zum Zurückgehen, und nur ungern ließen wir die Dänen entwischen. Unser Verlust betrug 20 Tote und 75 Verwundete, also ungefähr ein viertel unserer gesamten Mannschaft, von den letzteren sollen noch 13 ihren Wunden erlegen sein; auch der alte Hake war verwundet

worden, eine Kugel hatte den Knopf einer Geldtasche, welche er umgehängt hatte, getroffen und eine starke Kontusion am Unterleibe hervorgebracht, ebenso hatte v. d. Tanns Adjutant, ein Graf von Eltz, früher österreichischer Offizier, bald nach Beginn des Treffens einen Schuß in den Arm erhalten, welcher ihn zum weiteren Felddienst untüchtig machte. Die Dänen gaben offiziell ihren Verlust auf 5 Tote und 20 Verwundete an, auf dem Eckernförder Kirchhofe sind am 22. allerdings nur 1 Unteroffizier, 1 Hornist und 3 Mann beerdigt worden, welche bei Altenhof gefallen waren, bei der letzten Attake habe ich allein an einer Stelle 7 Tote liegen sehen; nach späteren mündlichen Mitteilungen haben die Dänen am anderen Morgen sieben große Wagen voll Tote nach Eckernförde hineingebracht, die Zahl der an Bord der Galathea gebrachten Verwundeten soll über 120 betragen haben. Es war das erste mal im Jahre 1848, daß die Dänen geschlagen wurden, das gab dem sonst freilich nur unbedeutenden Treffen bei Altenhof einen bedeutend höheren Wert.

Die beiden ersten Tage meiner Feldzüge,

von Dr. Niese,

Generalarzt der ehemaligen schlesw.-holst. Armee.

Bei der Bildung der schleswig-holsteinischen Armee im April 1848 wurde ich zum Oberarzt der Ambulanz ernannt und erhielt den Auftrag, diese mit den im Zeughause zu Rendsburg befindlichen Beständen des holsteinischen Bundes-Kontingents auszustatten. Dies war wirklich gar nicht so leicht, wie man wohl denkt. Denn ich war nicht Militärarzt gewesen, sondern Physikus auf der damals zu Schleswig-Holstein gehörigen Insel Arroe. Ich war also ganz ohne praktische Erfahrung in dieser Branche und es war auch niemand da, bei dem ich mir Rat erholen konnte. Es mußte also so gut gehen, wie es konnte. Ich bemerke dies bloß, um zu zeigen, wie schwierig die Verhältnisse für uns alle lagen. Denn wie in der ärztlichen Branche, so ging es auch in anderen.

Am 23. April 1848 sollten wir, wie befohlen war, um 5 Uhr morgens ausrücken. Die Ambulanz war natürlich die letzte Abteilung. Ich trank noch ein Glas Wein in einem Weinkeller, aber ich muß es bekennen, daß ich nicht daran dachte, etwas zum Essen mitzunehmen, denn im Stillen neigte ich mich zu der Ansicht hin, daß ich wohl in jedem Wirtshaus ein Butterbrot ꝛc. finden werde. Von dieser Idee wurde ich jedoch schon in Sorgbrück (etwa eine Meile von Rendsburg) geheilt, wo nicht einmal ein Tropfen Wasser mehr zu bekommen war, da Menschen und Pferde bereits aus den Brunnen alles Wasser ausgetrunken hatten. Nachmittags machten wir auf der Chaussee Halt, dort, wo diese an dem Dorfe Jagel vorbeigeht. Der Kommandeur der Ambulanz, Hauptmann v. Petersen,

und ich gingen in das Dorf hinunter, um einmal zu untersuchen, ob wir daselbst nicht etwas Genießbares fänden, namentlich eine Tasse Kaffee, wonach wir sehr lechzten. Eine Bauerfrau sagte uns jedoch, daß sie keinen Kaffee mehr in ihrem Vermögen hätte, wohl aber noch einige gelbe Erbsen; die wolle sie uns rösten und uns daraus einen Kaffee kochen. Dies geschah auch, und wir tranken denselben mit dem größten Appetit und zur ganz besonderen Labung.

Als die preußischen Truppen das Dannevirke gestürmt und Schleswig genommen hatten, rückten wir in das Dorf Bustorf vor Schleswig ein und bezogen ein Biwak auf einem Hügel. Es war ein kaltes, regnerisches und windiges Wetter. Wir spannten die Pferde ab und es sollte ein großes Feuer angezündet werden, als der Hauptmann Sörensen (welcher, ein Sohn des Pastors Sörensen in Quickborn, später an einer bei Friedericia erhaltenen Wunde starb) den Befehl von dem General von Wrangel überbrachte, daß die schleswig-holsteinische Ambulanz sogleich in Schleswig einrücken solle. Dieser Befehl wurde prompt befolgt. Wir meldeten uns bei dem General im Hause des Kaufmanns Hensen etwa 10 Uhr abends. Wrangel, in der Mitte seines Stabes, fragte: „Wie viele Lagerstätten können Sie aus Ihrer Ambulanz herstellen?“ Als ich ihm antwortete: „325, Exzellenz!“ wurde er freudig bewegt, und sagte: „Dann begeben Sie sich nur sogleich nach dem Prinzen-Palais, wohin die meisten Verwundeten gebracht sind, und errichten dort ein Lazarett“. Als ich ihm erwiderte: das ginge bei Nacht nicht an, da wir die leinenen Bettunterlagen und Kopfkissen mit Stroh ausstopfen und also bei Licht befürchten mußten, das ganze Prinzen-Palais in Brand zu stecken und nebst den Verwundeten zu verbrennen, — wandte er sich an den in einer Fensternische stehenden Dr. Lauer (jetzigen Generalstabsarzt der Armee und ersten Leibarzt des Kaisers, welcher damals Regimentsarzt des Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiments war) mit der Frage: was er davon sage? Dieser pflichtete mir bei, worauf der General sagte: dann fangen Sie morgen früh so bald wie möglich an. Wann kann das geschehen? Um 4½ Uhr können wir schon genügend sehen, antwortete ich. — Gut. Ich werde um 7 Uhr bei Ihnen sein und sehen, was Sie geleistet haben. — Der Hauptmann von Petersen und ich wurden in die benachbarte Taubstummen-Anstalt einquartiert, mit deren Direktor, Dr. Paulsen, ich

studiert hatte. Nachdem wir uns gegenseitig wieder erkannt hatten, bat ich ihn, mir es nicht übel zu deuten, wenn ich ihm die Bitte vorlegte, ob wir nicht etwas zu essen bekommen könnten, da wir den ganzen Tag über nur eine Tasse Erbsen-Kaffee in Jagel erhalten hätten. Die Frau Doctor ließ uns sagen: die Dänen hätten zwar ihren ganzen Vorrat aufgezehrt, sie habe aber doch noch ein halbes Schwarzbrot und etwas Puderzucker, daraus wolle sie uns eine Suppe bereiten. Und diese schmeckte superbe und stärkte uns.

Am anderen Morgen fingen wir unsere Arbeit um 4½ Uhr an. In dem Prinzen-Palais waren Parterre, rechts und links von dem großen Flur je ein Salon- und nach hinten gleichfalls zwei kleinere Zimmer, welche alle mit Stroh beschüttet waren, worauf die Verwundeten lagen, Tote, Sterbende und Lebende durch- und neben- und übereinander. Die Stroh-Schüttung hatte durchaus die Beschaffenheit eines Misthaufens angenommen, in Folge der Verunreinigung durch Blut und die verschiedenen Entleerungen. Hier und da diente ein Toter dem Lebenden als Kopfkissen 2c. Ich ließ die beiden kleineren hinteren Zimmer zunächst besenrein machen, stopfte einige Strohsäcke und Kopfkissen, legte die erforderlichen wollenen Decken und die reinen leinenen Bettlaken darauf, und konnte eine wenn auch nur geringe Anzahl von Verwundeten ganz nett lagern.

Als der General von Wrangel mit dem Schlage 7 Uhr das Prinzen-Palais betrat, zeigte ich ihm zuerst die großen Salons, in denen die Verwundeten wie auf einem Misthaufen lagen, und darauf die in den beiden kleineren Zimmern rein und ordentlich gebetteten Krieger, welche bei dem Contrast gegen die ersteren einen erfreuenden Eindruck machten, so daß ich sagen durfte: So, wie Ew. Exzellenz es vorne gesehen, habe ich das Lazarett übernommen, und so, wie die Verwundeten in den hinteren Stuben gelagert sind, hoffe ich bis heute Nachmittag 4 Uhr alle gebettet zu haben. — Der General sah mich an von oben bis unten und noch einmal von unten bis oben, mich, dessen Kleider und ganze Gestalt bestäubt und beschmutzt waren, klopfte mir auf die Schulter und sagte bloß die Worte: Sie sind ein braver Mann. Adieu!

Die Verwundeten waren bis zum Nachmittage auch alle gelagert; nicht zwar in Bettstellen, sondern auf leinenen Betteinlagen und Kopfkissen, die in den Ambulanzwagen mitgeführt, mit Stroh gestopft

und auf den Fußboden gebreitet waren, nachdem reine Bettlaken auf selbige gelegt worden. Dadurch hatten diese Lagerstätten ein ganz angenehmes Ansehen.

Wie wäre es aber möglich gewesen, die Zahl der Verwundeten zu erquicken, zu laben und ihnen Speise und Trank zu geben, wenn nicht die edlen Frauen und Jungfrauen der Stadt Schleswig sich freiwillig eingestellt und selbstthätig das Notwendige herbeigeschafft und bereitet hätten, so daß solches einem jeden gereicht werden konnte. — Hierbei traf ich die Bestimmung, daß in diesem Lazarett Freund und Feind gleich zu behandeln seien; und diese Bestimmung wurde nicht nur ein- sondern auch durchgeführt. So wurde einer der obersten Grundsätze des roten Kreuzes schon vor der genfer Convention (geschlossen am 22. August 1864) im Lazarett zu Schleswig befolgt, welches nach 33 Friedensjahren, seit 1815, als das erste deutsche Kriegslazarett in einer eroberten Stadt errichtet wurde.

Die Expedition gegen die Korvette „Galathea“,

von Th. Schrader,
ehemals Leutnant im 9. schlesw.-holst. Infanterie-Bataillon.

Es war im Jahre 1848, in der letzten Hälfte des Monat Mai; das v. d. Tannsche Freikorps kehrte aus Jütland zurück und war auf seinem letzten Tagesmarsche nach der Festung Rendsburg, woselbst es weiterer Befehle harren sollte. Mißmutig marschierte man nach dem letzten Rendezvous der Festung zu, von der in der Ferne sich bereits die äußersten Umrisse zeigten, als sich eine Erregung in den Reihen der Schar kund zu geben begann, die sich wellenartig von den vorderen Gliedern, an deren Spitze Obristleutnant v. d. Tann mit seinem Stabe ritt, nach hinten zu fortsetzte. Mit blitzendem Auge und neubelebtem Mute flüsterte einer dem andern zu: „Es gilt eine geheime Expedition; es werden die besten Schützen dazu in aller Stille ausgewählt.“

Nicht lange dauerte es und unser Kompanie-Chef, der Premierleutnant v. Nußhammer kam zu unserer Sektion und bezeichnete mich und einen andern Kameraden zur Teilnahme an dem beabsichtigten Unternehmen, — als Freiwillige, sagte er, — denn es gälte etwas ganz besonderes. Mit Freuden waren wir bereit, denn die Unthätigkeit, in welcher uns der kommandierende General, Prinz Friedrich von Noer, seit Wochen erhalten hatte, quälte jedermann im ganzen Korps. — Wir Auserwählten bekamen nunmehr Order, uns in unseren Quartieren in Rendsburg nur eine Stunde aufzuhalten und Punkt 1 Uhr nachmittags auf dem Paradeplatz wieder anzutreten.

Ungefähr 350 Mann, die besten unseres Korps, waren pünktlich zur bezeichneten Stunde versammelt und ohne Säumen wurde nach

dem Bahnhofe marschiert, der damals im Süden außerhalb der Festung lag. Ein Extrazug nahm uns auf und fort ging es dem Süden zu. Nach entsprechender Zeit wurden wir in Neumünster ausgeschifft, dem Knotenpunkt der Eisenbahnen von Rendsburg, Altona und Kiel. Der Spekulationen, wohin es eigentlich gehen solle, wurden vielerlei laut, denn auffallend war es, daß wir nach Süden zogen, während der Feind doch im Norden stand. Unser Zug ging wieder leer zurück, wir aber blieben in Neumünster. Bald darauf wurden wir versammelt und ein jeder erhielt einen blanken Speciesthaler, als besonderes Geschenk von seiten der provisorischen Regierung, wie es hieß, damit wir uns auch leiblich noch pflegen könnten. Die Sache nahm jetzt, ob solcher Freigebigkeit, einen besonders wichtigen Charakter an, umsomehr, als die Gewehre abgeschossen, sorgfältig nachgesehen und aufs Neue geladen wurden.

Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde kam ein Eisenbahnzug von Altona her in Sicht. Je mehr derselbe sich näherte, um desto befremdender erschien uns dessen Ansehen. Männer, abenteuerliche Gestalten in noch abenteuerlicheren Anzügen, saßen auf dem Deck der Waggons oder kletterten von dort an den Seiten herab in die Fenster und wieder heraus, während der Zug in voller Bewegung war. Singen, Brüllen und Gejohle, Pistolenschießen und Geschrei jeder Art übertönte das Rollen der Räder, das Brausen der Lokomotive. Endlich hielt der Zug und die bunteste Masse von Männern, welche die Welt vielleicht jemals sah, entstieg und entsprang den Waggons unter ohrenbetäubendem Lärmen. In einer Beziehung herrschte jedoch eine gewisse Gleichheit bei diesem Volke; der Anzug der meisten bestand aus einem wollenen Hemde, Hose und Schuhzeug; die Hemden waren von den verschiedenartigsten Farben, rot, gelb, blau u. s. w.; um die Hüften hatten sie alle einen Ledergurt, in welchem Pistolen, Messer, Dolche und anderes, modernes und antidiluvianisches Mordgewehr steckte. Nüchtern waren wohl nur sehr wenige unter ihnen; alles war betrunken in den verschiedensten Abstufungen.

Es stellte sich nunmehr heraus, daß diese Bande mit uns teilnehmen sollte an der beabsichtigten Expedition. Es waren oder sollten doch Matrosen sein, die man in Altona und Hamburg angeworben, von denen ein jeder zehn Species Handgeld bekommen hatte

mit der Aussicht, eine gleiche Summe noch einmal nach glücklich vollendetem Unternehmen bezahlt zu erhalten. Uns Schützen gefiel die neue Kameradschaft herzlich schlecht; doch war dabei nichts zu ändern. Bald schob sich ein leerer Zug heran, der uns alle wieder aufnahm; in die vorderen Waggons kamen die Schützen, in die hinteren das sogenannte Matrosenvolk und fort gings nach Kiel.

Also eine See-Expedition stand in Aussicht! Soviel sahen wir nunmehr ein. Aber wohin und zu welchem Zwecke blieb uns vor der Hand noch verborgen.

In Kiel kamen wir mit beginnender Dämmerung an. Als wir auf dem Bahnhofe dem Zuge entstiegen, fanden wir eine ungeheure Menschenmenge versammelt; vorzugsweise waren die gebildeten Stände in derselben vertreten; neben den Männern waren ebenso viele Frauen anwesend. Alles war in tiefes Schweigen gehüllt; aber das Schweigen war beredt, das bezeugten uns die teilnehmenden Blicke, namentlich der Frauen; man wehte mit den Tüchern, man drückte uns die Hände, aber kein lautes Wort wurde gesprochen. Man betrachtete uns mit tiefer Teilnahme augenscheinlich als eine Heldenschar, die irgend einem kühnen und gefährlichem Wagestück entgegenging.

Ohne Aufenthalt marschierten wir vom Bahnhofe nach dem Hafen. Hier waren einige 60 der größten Ruderboote bereit, uns aufzunehmen; in jedes Boot wurden sechs Schützen und sechs Matrosen kommandiert. Nach dem Einsteigen fanden wir, daß sich die Teilnahme der guten patriotischen Kieler in sehr zweckmäßiger Weise bethätigt hatte. Sie hatten in jedes Boot ein Faß Bier, einen umfangreichen holsteinischen Käse, einen Topf Butter und soviel Brot gebracht, als zur Vertilgung der beiden letztgenannten Gegenstände hinreichend war. Nach kurzer Rangierung der Boote griffen die Matrosen zu den Rudern und fort ging es in das Dunkel, welches sich nunmehr schon über die Gewässer des Hafens gelagert hatte. Tiefes Stillschweigen war befohlen und wurde gehalten. Unsere Matrosen befanden sich jetzt auf ihrem Elemente und thaten ihre Pflicht; sie ruderten kräftig und setzten die Riemen so leicht ins Wasser, daß man kein Plätschern hörte. Die Boote fuhren in zwei Reihen nebeneinander und hielten sich dicht zusammen. In den vorderen Fahrzeugen befanden sich unstreitig die Führer des Unternehmens,

welche die Richtung angaben, doch hatten wir außer unserem Korps-Kommandeur, dem Obristleutnant v. d. Tann, bis dahin keine hervorragende Persönlichkeit bemerkt. Die Sache war, als unsere Schar so lautlos auf dem weiten Meerbusen in die nun rabenschwarze Nacht zu einem uns unbekannten Unternehmen hinaus schiffte, wohl geeignet, einen tief-ernsten Eindruck bei uns hervorzurufen, doch war er gleicherzeit hoch erhebend; galt es doch jedenfalls, einen tüchtigen Schlag für die Sache auszuführen, der wir uns gewidmet, der wir mit Leib und Seele zugethan waren. Gewiß zagte keiner, denn eine bessere selbstbewußte, kampfesmutige und kampfesbereite Schar ist wohl nie zusammen gewesen.

Länger als eine halbe Stunde hatte die Fahrt bereits gedauert, als wir in nicht gar weiter Entfernung Licht gewahr wurden. Eine Stockung in unserem Zuge fand von der Spitze her statt; dann hielt man etwas rechts und die Fahrt kam wieder tüchtig in Zug. Mein Nebenmann im Boote, ein geborener Kieler, flüsterte mir zu: „Jetzt sind wir an der Stelle, wo die Hafenbucht sich nach Osten zu ins offene Meer hinaus wendet; knapp neben uns zur Linken, wo wir Licht sehen, liegt Holtenau. Halten wir jetzt den Kurs nach dem Meere hinaus, so weiß ich, was es gibt; am Eingange der äußeren Hafenbucht liegt die Galathea, die dänische Blockade-Korvette."

Kaum hatte er ausgeredet, so kam in den Zug wieder eine andere Richtung und zwar dieses mal nach links zu; noch wenige Minuten, und wir legten an. Wir mußten die Boote verlassen und erfuhren am Lande nur, daß wir am Holtenauer Zollhause seien. Uns wurde dann mitgetheilt, daß für diesen Abend nichts weiter unternommen werde, daß aber die tiefste Stille beobachtet werden müßte.

Wir bereiteten uns zum Biwak vor und lagerten uns unter den Bäumen auf den schönen, weichen Rasen. Es war eine prachtvolle Nacht, der Himmel rein von allen Wolken, während die Sterne in aller Pracht auf dem tiefschwarzen Grunde des Firmaments funkelten; kein Wind regte sich, nur eine milde laue Luft strich, kaum fühlbar, vom Meere herein. Nach einer Weile brachten kommandierte Mannschaften ein gefülltes Faß von ganz annehmbarer Größe, nebst einem kupfernen Kessel von bedeutendem Umfange, von der Sorte, wie sie sich in den guten holsteinischen Haushaltungen

vorfindet, so ungefähr 10 bis 12 Eimer haltend. Gleich darauf loderte ein recht ansehnliches Biwakfeuer in einer Vertiefung des Grundes auf, der Kessel wurde mit dem Inhalte des Fasses, einem vorzüglichen Kognak, gefüllt, eine große Masse ebenfalls gelieferten Zuckers und ein wenig Wasser hinzugethan, ans Feuer gerückt und in nicht viel längerer Zeit, als es braucht, um es hier zu erzählen, war ein Grog fertig, der an Wohlgeschmack und namentlich an Stärke durchaus nichts zu wünschen übrig ließ. Die Kieler hatten auch in dieser Beziehung wieder fürsorglich für uns gewaltet. Weit hinein in die Nacht dauerte die Zecherei, einer nach dem andern suchte endlich das Lager auf, was uns in dem großen Zollspeicher angewiesen worden war. Der Inhalt des großen Kessels war aber noch nicht erschöpft. Im Speicher standen eine unendliche Masse schwarzer Jütländischer Kruken, regelmäßig in großen Feldern auf den Fußboden hingestellt; die dienten nun allerdings recht passend dazu, das übrigbleibende Getränk einzufüllen; um sie aber vor den Nachstellungen allzu lüsterner Kameraden während der Schlafenszeit aufzubewahren, wurde zu einer besondern geometrischen Kombination Zuflucht genommen. Man zählte in dem großen Felde der aufgestellten Flaschen auf jeder Seite eine gewisse Anzahl von Reihen ab und setzte dann die gefüllten Flaschen auf den Punkt, wo beide Reihen sich kreuzten. Am andern Morgen fanden sie sich auch richtig noch wieder vor. — Der Schlaf sollte am Morgen indessen nicht lange dauern. Die Feldwebel kommandierten in aller Frühe bei ihren Kompanien eine Menge Leute für Extradienst. Dieser bestand darin, daß um das ganze Biwak ein Kordon gezogen wurde, alle 10 bis 12 Schritte ein Posten. Man hatte am frühen Morgen bereits ausgefunden, daß einige siebenzig unserer für zehn Species vorläufiges Handgeld pro Mann angeworbenen Matrosen im nächtlichen Dunkel desertiert waren. Der Dusel war verflogen und „discretion is the better part of valor“, wie der Irländer sagt. Es wurde nun allgemein auch von unseren Führern ausgesprochen, daß unser Unternehmen wirklich gegen die dänische Korvette „Galathea“ gerichtet sei. Man hatte am Abend vorher zuerst die Absicht gehabt, direkt von Kiel aus die Überrumpelung zu unternehmen; halbwegs war man dann anderer Meinung geworden und hatte uns in Folge dessen in Holtenau gelandet. Die ganze Tageszeit wurde nun zu

allerhand Vorbereitungen und Einübungen für das beabsichtigte Unternehmen verwendet. Zunächst wurde meine Wenigkeit und ein beim Stabe des Obristleutnant v. d. Tann in unbestimmter Eigenschaft herumbummelnder Architekt — dieser als Kommandeur — dazu ausersehen, eine Rekognoszierungstour nach dem offenen Meere zu unternehmen, um Nachrichten über Lage und Aussehen der Galathea zu erlangen. Mein Kommandeur zeigte sich als tüchtiger Bootsmann und wußte das kleine Segel in der steifen Morgenbrise bei ziemlich hohem Wellenschlage recht geschickt zu handhaben. So gelangten wir denn auch bald, der Festung Friedrichsort gegenüber, an den Ausgang der Hafenbucht und hatten Gelegenheit, uns die Korvette in nicht allzu großer Entfernung zu betrachten. Unsere ganze Erfahrung bestand indessen darin, daß das Schiff ruhig eben außer Schußweite der Friedrichsorter Geschütze vor Anker lag und auf Deck keine lebende Seele zu erkennen war.

Den Heringsfischern der Umgegend hatte man gestattet, am Ausgange des Hafens in dem Rayon der Festungsgeschütze zu fischen. Es war die Zeit, in welcher der delikate Fisch alljährlich sein Erscheinen macht und der Fang daher ergiebig. Mein Kommandeur wußte das recht gut und somit fuhr er an der ganzen Reihe der kleinen Fischer-Flotille hinab, bei jedem Boote einen gewissen Zehnten erhebend, unter dem Vorwande, daß wir dort seien, um ihnen unseren Schutz angedeihen zu lassen, sollte es dem Feinde einfallen, sie zu belästigen. Die guten Fischerleute gaben gern und reichlich, so daß wir bei unserer Rückkehr einen ein paar Fuß hohen Haufen der schönsten Heringe, Steinbutten u. s. w. ausladen konnten.

In unserer Abwesenheit waren ein paar neue Persönlichkeiten auf der Bühne unseres Feldlagers erschienen, die beiden eigentlichen Leiter unseres Seeunternehmens.

Der erste im Range, Admiral Hansen genannt, war ein älterer Mann von untersetzter Statur und netten rundem Fettbauche, der, wie bald bekannt wurde, seine schöne Tochter mitgebracht hatte, wahrscheinlich um einstweilen Lorbeerkränze für ihren Vater und andere Tapfere zu winden. Sein Körper steckte in einem Uniformrocke; Rock, Mütze und Hose von dunkel blauem Tuche; Mütze und Hose mit mächtig breiten Goldtressen, letztere sogar in doppelten Streifen an den Seiten hinunter besetzt.

Bald verlautete das Gerücht, daß er früher Kapitän auf einem Ostindienfahrer gewesen und gelegentlich von den Barbaresken gefangen genommen worden sei. Da habe er es denn zu Stande gebracht, sich selbst zu befreien, dadurch, daß er seinen leiblichen Bruder verrathen und an seiner Stelle in Gefangenschaft gebracht habe. — Er nannte sich selbst und beanspruchte sich so nennen zu lassen: „Admiral der deutschen Flotte", und ein solcher Titel war für den Augenblick wohl nicht ungeeignet, da er in der That zur Zeit mehr denn sechszig Fahrzeuge unter seinem Kommando vereinigte.

Der zweite Kommandeur war ein gewisser Breuer, sich „Vize-Admiral der deutschen Flotte" nennend, und in gleich brillanter Uniform einherstolzierend. Wir erfuhren bald durch einen Schützen in unserm Korps, der Steward auf einem rheinischen Dampfer gewesen war, daß der betreffende Breuer bis dahin Steuermann auf einem rheinischen Kohlenschiffe gewesen sei.

Die Boote wurden nunmehr numeriert unter thätigem Eingreifen unseres v. d. Tann, und die ganze vorhandene Mannschaft und die Matrosen auf dieselben verteilt. Vize-Admiral Breuer suchte sich für das Boot, welches seine eigene Person zu tragen bestimmt war, sechs recht kräftige und vollbärtige Schützen aus, zu welchen denn auch meine Wenigkeit gehörte.

Im Laufe des Tages wurde ein am Ufer liegender abgetakelter Schoner ein Ende weit in den Hafen hinausgelegt und das Manöver der Enterung eines Schiffes von den sechszig Booten mit der dazu gehörenden Mannschaft ausgeführt und eingeübt. Das ging denn auch schließlich ganz gut von statten, da auf dem Schoner keine feindlichen Kanonen vorhanden waren, welche mit Kartätschen unter die Enternden feuern konnten. Eine ungeheure Masse von Entergerätschaften wurde dann in die Boote verteilt und wir mit der Handhabung derselben bekannt gemacht. Da waren Enterleitern von allen möglichen Längen, Enterhaken und Enterbeile in unbegrenzter Anzahl vorhanden. An alten Waffen, zum Teil von abenteuerlichen Formen, wie Pistolen, Schwerter, Flammenbergen u. s. w. war ein solcher Überfluß in den Booten vorhanden, daß sie den Raum allenthalben beengten. Alle diese Geräte waren bestimmt, im Augenblicke des Angriffes von unseren Matrosen gehandhabt zu werden. Graf Bothmer, bayerischer

Artillerie-Hauptmann, der in den Schanzen zu Laboe in der Propstei kommandierte, unterrichtete uns dann noch im Gebrauche der Handgranaten, von denen eine beträchtliche Anzahl in die Boote gebracht wurden.

Unter solchen kriegerischen Vorbereitungen verging der Tag. Wer noch Geld hatte, verthat es bei dem vorhandenen Marketender, der einen ziemlich bedeutenden Vorrat von Wein sich verschafft hatte und denselben sich recht nett bezahlen ließ. Ein jeder kalkulierte, daß Geldsparen jetzt unnütz sei. Denn entweder fand man seinen Tod bei dem Unternehmen und dann hatte irdisches Gut ja überhaupt keinen Wert mehr, — oder man blieb am Leben und dann wurde der Wert der Korvette als Prise unter die Kämpfer verteilt, wie die provisorische Regierung uns hatte verkünden lassen, — und dann war Geld vollauf da. Der Fall, daß die Korvette etwa nicht genommen würde, wurde garnicht in Betracht gezogen, da man ihn nicht für möglich hielt. Später stellte sich heraus, daß dieser Wein, sowie Zucker und eine Masse guter Zigarren, von denen wir überhaupt nichts zu sehen bekamen, von den Kielern für uns zum unentgeltlichen Verbrauch geliefert worden war. Unser Freund, der Marketender, der die Sachen lediglich verteilen sollte, zog es aber vor, sich den Wein recht anständig von uns bezahlen zu lassen.

Die Abendzeit nahte heran, die Schatten der Nacht lagerten wiederum auf den Gewässern des Hafens und der Ostsee. Schützen und Matrosen standen bereit, die ihnen angewiesenen Boote zu besteigen; auch v. d. Tann hatte sich längst eingefunden, um mit der Elite seines Korps die Gefahren und Lorbeeren des Unternehmens zu teilen. Wer aber noch nicht erschienen war, das war Admiral Hansen und sein Vize-Admiral Breuer. Man wartete und wartete, beide kamen nicht, — man suchte und konnte sie nicht finden. Manche nicht sehr schmeichelhafte Äußerung und derbe Flüche wurden über die Admiralität ausgesprochen; alles das brachte aber die beiden ehrenwerten Kommandeure nicht zum Vorschein. Endlich, endlich, nach Stunden, erschienen beide, der eine noch mehr besoffen als der andere. Nach langem Suchen hatte man sie in diesem Zustande aufgefunden, — wenn ich mich noch recht erinnere, in dem Hause an der Holtenauer Schleuse. Admiral Hansen wurde in sein Kommandeur-Boot gelotst, während wir unseren Vize-Admiral er-

wischten. Der Mann trug unter dem einen Arm ein Trompon *) mit großer trichterförmiger Öffnung, unter dem anderen eine mächtige schwarz-rot-goldene Flagge, die er, natürlich als der zuerst die Korvette Ersteigende, auf dem großen Maste derselben aufhissen wollte. Dafür war nämlich von der Regierung eine Extra-Belohnung von bedeutender Größe ausgesetzt worden. So belastet, mit seinem Rausche ohnehin schon hin und her schwankend, war es dem tapferen Vize-Admiral aber nicht möglich, über das schmale Landungsbrett hin sein Boot zu erreichen. Er mußte daher seine beiden kostbaren Gegenstände uns übergeben und sich, er der tapfere Seemann, von uns, den Landratten, in sein Boot bugsieren lassen. Als wir ihn auf der Bank niedergelassen hatten, fiel er alsbald einem tiefen Schlummer anheim.

Endlich setzte sich das Geschwader in Bewegung und ruderte dem Ausgange des Hafens zu. In demselben Augenblicke stieg eine große Rakete von Bellevue aus, dem hohen Berge hinter uns an der Biegung des Hafens, zum Himmel hinauf. Also Verrat, das Signal eines dänischen Spions. Lange bevor wir den Ausgang der Hafenbucht erreicht hatten, war es hell geworden. Also zu spät, viel zu spät. Festgesetzt war worden, daß wir noch vor Mitternacht von Holtenau abfahren sollten; dann hätte die kaumbeginnende Morgendämmerung uns unter den Kanonen der Korvette gefunden und zweifelsohne wäre der kühne Handstreich gelungen. Denn, wie nachher in Erfahrung gebracht wurde, hatte die Korvette bis dahin niemals des Abends Enternetze ausgehängt und die ganze Bemannung, Matrosen und Seesoldaten zusammen gerechnet, bestand aus 75 Mann, beinahe sämtlich geborene Schleswig-Holsteiner, die schon vor dem Beginn des Krieges von den Dänen ausgehoben waren, und die, obgleich sie nun gezwungen den Dänen dienen mußten, doch im Herzen unzweifelhaft ihrer Heimat anhingen. Das treue schleswig-holsteinische Herz wird niemals die Scholle seiner Geburt verleugnen.

Kam es daher einmal zum letzten Kampfe, so wäre von ihnen kein entschiedener Widerstand zu erwarten gewesen. Umkehren mußten

---

*) Trompon ist ein Schießgewehr von vielleicht 2 Fuß Länge, von sehr großem Kaliber, dessen Lauf an der Mündung sich trichterförmig erweitert, um gleich eine ganze Hand voll kleiner Kugeln bequem in den Lauf schütten zu können.

wir also, mit Wut im Herzen gegen die Admiralität. Es ging aber nicht anders, denn bei hellem Tageslichte wäre es reiner Wahnsinn gewesen, die Korvette in unseren Booten anzugreifen; ein paar gut gezielte Kartätschenschüsse hätten uns in den Grund gebohrt. v. d. Tann, der unter allen Umständen gleichmütige, ruhige Mann, war dieses mal doch in zornigster Erregung. Das half aber alles nicht. Es wurde umgekehrt, nach zweistündiger Abwesenheit in Holtenau wieder gelandet, die besoffene, katzenjämmerliche Admiralität ausgeladen und zunächst ihrem Schicksale überlassen. Vize-Admiral Breuer hat sich jedenfalls in späterer Nüchternheit nicht mehr erinnern können, wo er seine Flagge gelassen hatte, da er sie nie von uns zurück gefordert hat; wir selbst hielten es nicht für angemessen, ihm die Flagge, der er durch seine Aufführung so wenig Ehre gemacht hatte, freiwillig zurück zu geben. Sie wurde bei unserer Rückkehr nach Rendsburg daselbst deponiert.

Nach diesem mißglückten Unternehmen verbrachten wir noch zehn Tage auf Holtenau, ohne etwas besonderes auszurichten. Admiral Hansen wurde täglich von jedermann getrieben, doch etwas gegen die Korvette zu unternehmen; er hatte aber an jedem Abende eine Ausrede; bald war es zu stürmisch, bald zu stille, bald zu dunkel, bald zu hell. Als er sich endlich zu sehr bedrängt fand, fuhr man die Schützen eines Abends auf Wagen nach der Festung Friedrichsort, um von dort aus, wie es hieß, — eine neue Expedition gegen die Korvette zu unternehmen; die Matrosen sollten die Boote ebenfalls dahin rudern. Als wir in Friedrichsort anlangten, waren die Boote nicht da und kamen auch nicht; es war angeblich wieder zu stürmisch.

Hansen fiel der allgemeinen Verachtung anheim und verschwand bald gänzlich. Gemunkelt wurde, Dänenfreunde hätte ihn mit einer netten Summe bestochen, damit er alle Unternehmungen gegen die Korvette hintertreiben solle. Wahrscheinlicher ist es, daß durch seine Unfähigkeit und Feigheit die Sache verloren ging.

Die Damen Kiels, allezeit edlen und patriotischen Sinnes, besuchten uns in dieser Zeit eines Tages in corpore. Auch brachten sie das Musikkorps eines hannoverschen Regiments, welches gerade in Kiel lag, mit. Es wurde dann auf dem schönen Rasen vor den Zollgebäuden in Holtenau ein ländlicher Ball arrangiert, bei dem sich die schönen Frauen lustig und herzhaft mit den Schützen des

Korps im Kreise drehten, obgleich die Uniformen und Anzüge der letzteren durch das lange unausgesetzte Feldlager seit April desselben Jahres schon sehr unscheinbar geworden, hier und da in zerrissenem und geflicktem Zustande waren.

Wir kehrten dann nach Rendsburg zurück, um auf unseren Wunsch und besonderen Befehl der provisorischen Regierung sofort in Nordschleswig dem Feinde gegenüber gestellt zu werden. Bald darauf fand die glänzende Affaire bei Hoptrup statt, von der an anderer Stelle mehr berichtet werden soll.

Indem ich, fern von dem Schauplatze der mitgeteilten Begebenheiten, diese Zeilen in St. Louis am Mississippi, der großen Metropole des Westens der Vereinigten Staaten von Amerika, niederschreibe, frischt sich mit einem gewissen wehmütigen Gefühle die Erinnerung an jenen Nachmittag in Holtenau recht lebhaft wieder in meinem Gedächtnisse auf. Der damals als junger, kräftiger Mann mit vollem Herzen für die Sache Schleswig-Holsteins stritt, sendet jetzt als alter Mann den edlen Damen Kiels, welche uns jenen Nachmittag in so erhebender Weise verschönten, so weit sie noch auf Erden wallen, von den Ufern des „Vaters der Ströme" seinen besten Gruß zu.

Das Gefecht bei Hoptrup am 7. Juni 1848,

von Th. Schrader.

Nachdem derjenige Teil des v. d. Tannschen Freikorps, welcher die Expedition gegen die dänische Korvette „Galathea" unternommen hatte, von Holtenau nach Rendsburg zurückgekehrt war, nahm das Korps seine Reorganisation ernstlich in die Hand. Unsaubere Elemente wurden ausgeschlossen oder gingen von selbst. Nachdem auch eine neue Offizier- und Unteroffizier-Wahl stattgefunden hatte, ließ das Korps durch ein Komitee die provisorische Regierung ersuchen, dasselbe sofort ins Feld zu beordern und dem Feinde gegenüber zu stellen.

Nachdem das Korps seinem verehrten Führer Major v. d. Tann am Abende des zweiten Juni durch einen großartigen Fackelzug, dem sich beinahe die ganze Bevölkerung von Rendsburg anschloß, seine tiefe Verehrung dargebracht hatte, brach dasselbe in der Frühe des nächsten Morgens nach Schleswig auf. Der folgende Tag brachte uns nach Flensburg und der 5. Juni über Bau nach dem nordwestlich gelegenen Dorfe Uck.

In Flensburg wurde vom Major v. d. Tann ein Adjutant nach dem dort befindlichen Hauptquartier der Reichsarmee mit einer Requisition für eine geringe Anzahl Pferde geschickt, da es seine Absicht war, eine kleine Abteilung berittener Mannschaft zu bilden, um Vedetten- und Ordonanzdienste zu thun. Das Gesuch wurde abgeschlagen, wobei irgend ein anwesender Adjutant die Bemerkung fallen ließ: „Wenn das Freikorps gerne reiten will, so kann es sich ja die Pferde aus den Knicken *) schneiden.

*) Knicke werden in Schleswig-Holstein die zum Teil sehr hoch aufgeschossenen Hecken genannt, welche die Landstraßen sowohl als auch die einzelnen Koppeln einfassen.

In Uck angelangt, mußte, dem vom Korpskommando erlassenen Befehle zufolge, am Vormittage des nächsten Tages, des 6. Juni, die ganze Mannschaft sich mit einer weißen Leinewandbinde um den linken Oberarm versehen, damit man zu allen Zeiten, namentlich auch des Nachts, erkennen könne, wer Feind, wer Freund sei.

Gegen Mittag wurde Befehl gegeben, alle Bagage in die Dorfkirche zu bringen und alle diejenigen, welche nicht gut marschieren könnten oder sonst wie nicht völlig dienstfähig seien, als Bedeckung dabei zurück zu lassen. Die ganze übrige Mannschaft habe sich zum Abmarsche bereit zu halten. Am Nachmittage trafen gegen sechszig bespannte Bauernwagen ein, auf denen provisorische Bretttersitze hergerichtet waren. Es hieß nunmehr, daß in der Gegend von Tondern die Bauern wegen Bezahlens von Steuern aufsätzig geworden seien und daß wir als Friedensstifter dorthin befördert werden sollten.

So um 4 Uhr Nachmittags mußte die Mannschaft die Wagen besteigen, je 6 bis 7 Mann auf einen Wagen, und fort ging es dann zum Dorfe hinaus. Statt aber den Weg gen Westen einzuschlagen, fuhren wir zuerst nördlich und dann nordöstlich, bis wir nach einiger Zeit den sogenannten „großen Ochsenweg" erreichten, eine alte unchaussierte Heerstraße, welche direct von Flensburg nach Hadersleben führt, dabei Apenrade eine gute Strecke weit östlich liegen lassend. Sobald wir diese große breite Straße erreicht hatten, formierte die Wagenkolonne sich dicht aufgeschlossen in zwei Reihen nebeneinander, mit einem Abstand von zwei bis drei Schritten zwischen den beiden Reihen. Jetzt verlautete nun auch der wahre Zweck der Expedition. Es galt eine Überrumpelung der in Hadersleben stehenden dänischen Truppenabteilung, welche unter dem Obersten Juel die Avantgarde der feindlichen Armee bildete. Einige wenige Freiwillige, nicht über ein halbes Dutzend, wurden gleich anfänglich beritten gemacht mit Pferden, die man von den auf dem Felde arbeitenden Bauern requiriert hatte.

Die Dunkelheit war bereits vollständig eingetreten, als bei einem Wirtshause an der Straße Halt gemacht und der Mannschaft gestattet wurde, abzusteigen. Ich denke, es war der „Rote Krug". Alles strömte dem Wirtshause zu, jeder wollte noch eine Labung zu sich nehmen und die Wirtsstube war im Umsehen zum Erdrücken voll. Schließlich gelang es mir noch, die letzte Flasche Portwein ein-

zuhandeln. Der Stoff war gut und echt, stärkend und anregend, wie man ihn damals in Schleswig-Holstein selbst in den meisten Landwirtshäusern zu einem billigen Preise zu finden pflegte und vortrefflich geeignet, an Gefechtstagen die Feldflasche damit zu füllen.

Im Augenblicke wurde jetzt zum Aufsteigen und Weiterfahren kommandiert. Bald darauf fielen einige Schüsse; unsere Reiterei, welche die Tete des Zuges bildete, war auf eine feindliche Dragoner-Vedette gestoßen. Einer derselben wurde gefangen, die anderen entkamen nach Westen zu. Das mitgefangene Pferd machte einen weiteren Freischärler beritten. Der gefangene Dragoner wurde entwaffnet und auf einem der Wagen untergebracht. Lautlos ging es weiter, kein Wort wurde gesprochen, man hörte nur das dumpfe Geräusch der in dem losen Sande mahlenden Wagenräder.

So war Mitternacht bereits vorüber, als plötzlich eine Anzahl Schüsse fielen. Die Wagen hielten sofort und der größte Teil der Mannschaft stürzte von denselben dem Knicke zu, woher die Schüsse gefallen waren. Im Umsehen war, trotz der großen Dunkelheit, eine kleine Anzahl dänischer Jäger gefangen genommen, die einer größeren Rekognoszierungs-Truppe, welche hinter der Hecke aufgestellt war, angehört hatte. Die Gefangenen wurden je einzeln auf die Wagen verteilt; auch wir bekamen auf den unsrigen einen solchen Hannemann. Seine gute Büchse, sein Seitengewehr und Patronentasche nahm einer der unsrigen, welcher ein schlechtes Gewehr hatte, zu sich. Merkwürdiger Weise fanden sich in der Patronentasche nur einige wenige Patronen, wohl aber eine kurze Pfeife, Stahl, Stein und Schwamm vor.

Das nunmehr unter solchen Umständen an eine Überrumpelung von Hadersleben nicht mehr zu denken war, mochte unserem Major sofort klar geworden sein. Auch waren ihm im Laufe der Nacht, wie wir später erfuhren, bereits zuverlässige Nachrichten über die Stellung der dänischen Avantgarde zugekommen. Nach denselben stand der Feind in und bei Hoptrup.

Weiter ging es; tiefe Stille in der Natur, nichts als das dumpfe Murmeln der im weichen Grunde sich drehenden Räder hörbar; dunkel und nebelhaft lagen die Schatten der Nacht noch über den Gefilden. Endlich bogen die Wagen in eine östlich abzweigende Nebenstraße ein. Plötzlich ertönte eine knatternde Gewehr-

salve. Unsere erste Abteilung, welche die Avantgarde bildete, hatte bereits beim Einbiegen in den Seitenweg die Wagen verlassen, um tiraillierend vorzugehen. Dabei hatten sie die große von Hoptrup nach Hadersleben führende Straße erreicht und waren auf den Feind gestoßen. Zwei Schwadronen dänische Husaren, welche sich nach Hadersleben zurückzogen, passierten soeben die Einmündung der einzweigenden Nebenstraße. Eine allgemeine Salve unserer ganzen Tirailleurkette war auf sie abgegeben worden und mit vernichtender Wirkung in die dicht aufgeschlossene Husaren-Kolonne gefahren. In voller Auflösung, ihre Toten und Verwundeten zurücklassend, war diese feindliche Abteilung nach allen Richtungen auseinander gestoben. In demselben Augenblicke kam der Befehl für die zweite Abteilung, die Wagen zu verlassen und mit der Tirailleurkette der ersten Abteilung vorzugehen.

Das Gros der feindlichen Avantgarde war jetzt von Hadersleben abgeschnitten; es befand sich auf dem Terrain südlich von uns, zwischen dem Punkte, auf welchem wir die Hauptstraße erreicht hatten und dem Dorfe Hoptrup. Aus Jägern, Dragonern und Husaren bestehend, hatte der Feind auf beiden Seiten der großen Straße Aufstellung genommen und auf einer westlich am Wege etwas höher gelegenen Koppel seine aus zwei Geschützen bestehende Artillerie in Position gebracht, welche uns beim Vorrücken mit Kartätschen begrüßten. In dichter Tirailleurkette ging es um ein nahe am Wege stehendes Haus und gleich darauf im Sturmlauf unter Hurrahrufen auf die feindlichen Kanonen los, deren Bedienungsmannschaft teils von unseren Kugeln fiel, teils reißaus nahm. Wir hatten die Kanonen genommen. In heller Freude und Aufregung besahen wir uns die eroberten Geschütze und debattierten ganz ernstlich darüber, ob dieselben von Eisen oder von schwarz angelaufener Bronze seien. Dabei hatten wir zwei Schwadronen dänische Husaren, die unfern am Walde beim Ausgange eines dort heraufkommenden Hohlweges hielten, gänzlich übersehen. Plötzlich kamen dieselben in voller Karriere gegen uns herangesaust. Uns blieb weiter nichts übrig als schnellstens Deckung in dem hoch und dicht gewachsenen Knicke zu suchen, welcher die Koppel von der Heerstraße trennte. Mein Nebenmann Falkner bekam dabei einen tüchtigen Säbelhieb in den Schädel und mir selbst pfiff eine Dänenklinge so dicht am Ohre hin,

daß ich den Wind davon im Nacken verspürte. Indessen kam ich doch glücklich in den Knick, um gleich darauf meinen Schuß auf meinen Verfolger abzugeben; getroffen hing er an der Seite seines aufbäumenden Pferdes herab. Ein allgemeines Feuer hatte vom Knicke aus die heransprengenden Husaren empfangen; als der Pulverrauch sich verzog, war die ganze Koppel voll reiterloser Pferde, deren Reiter auf dem Boden lagen; die noch in den Bügeln sitzenden jagten in voller Flucht zurück. Eine Anzahl der Husaren war in ihrer anstürmenden Karriere sogar über den 6 bis 8 Fuß hohen dichten Knick gesetzt, war dabei mitten in unser im Wege haltendes Gros geraten, teils niedergeschossen, teils zu Gefangenen gemacht worden. Zwei der dänischen Husaren waren dicht beim Major v. d. Tann über den Knick gekommen und hieben sofort auf ihn ein. Dieser aber hatte bereits seinen Pallasch gezogen und versetzte beiden Angreifern so wuchtige und erfolgreiche Hiebe, daß sie augenblicklich gefechtsunfähig waren; der eine wurde, da er sich nicht ergeben wollte, von einem Schützen niedergeschossen, der andere zum Gefangenen gemacht. Als wir bald darauf uns in der Nähe des Majors sammelten, erteilte dieser bereits in kaltblütigster Ruhe, mit der Karte in der Hand, seine Befehle. Als er mich erblickte, reichte er mir die Hand und sagte mit der ruhigen Höflichkeit, welche ihm so eigen war: „Na, mich freut es recht, daß meine lieben Landsleute heute an dieser Affaire teilnehmen konnten.“ *)

Ungefähr 20 Mann waren auf unserer Seite teils leicht, teils schwer verwundet worden; Tote hatten wir zwar nicht auf dem Kampfplatze zu verzeichnen, jedoch ist mir bekannt, daß wenigstens zwei der schwer Verwundeten später im Lazarett ihren Verletzungen erlegen sind. Der eine derselben war der Hauptmann Corneli von der ersten Kompanie, ein bayerischer Offizier und vertrauter Freund unseres Majors. Ihm hatte eine Kartätschenkugel das Knie zerschmettert.

Es mochte 2 Uhr morgens sein und das Gefecht war thatsächlich beendet. Die übrig gebliebenen Husaren waren nach allen

---

*) Ich war nämlich mit dem Nürnberger Freikorps zum v. d. Tannschen Korps gekommen und deshalb betrachtete mich der Major immer als seinen Landsmann, der ich eigentlich nicht war.

Richtungen geflüchtet und die feindliche Infanterie hatte sich auf Nebenwegen und über Koppeln hin, größtenteils nach der nahen Meeresküste zurück gezogen; ein gleiches thaten die Dragoner, die unser Näherkommen nicht abwarteten, als wir nach beendetem Gefechte unseren Marsch nach dem Dorfe Hoptrup zu aufnahmen.

Erobert hatten wir zwei schöne Geschütze, eine sechspfündige Kanone und die andere von etwas kleinerem Kaliber, nebst den dazu gehörenden Munitionswagen und der Bespannung für das größere Geschütz und den Munitionswagen. Mit den Pferden des kleineren Geschützes waren die Artilleristen entkommen. Erbeutet wurde ferner eine bedeutende Anzahl der in großer Menge umher laufenden, reiterlos gewordenen Pferde. Die ganze Heerstraße war weit und breit mit Tornistern, Tschakos, Mänteln, Gewehren, Pistolen u. s. w. bedeckt, welche teils von den gefallenen und verwundeten, teils von den flüchtenden Dänen herrührten, welch' letztere meistenteils alles weggeworfen hatten, was ihr schnelles Entkommen hinderte.

Die Wagenkolonne, bei welcher einige Schützen beim Beginne des Gefechtes zur Bedeckung kommandiert waren, wurde jetzt heran gezogen. Als die ersten dänischen Kartätschenschüsse durch die Knicke prasselten, war den Bauern sehr unheimlich zu Mute geworden. Schnellstens hatten sie ihre Wagen verlassen, um in den Gräben an den Seiten der Straße Schutz zu suchen; es sah recht lächerlich aus, wie sie sich so flach als möglich in den Gräben gegen den Knick zu niederlegten, dabei das Ende der Zügel in der lang ausgestreckten Hand behaltend. Einen von ihnen trieb die Neugierde aber, wieder auf den Sitz seines Wagens zu steigen, um sich das Gefecht über den Knick hin ein wenig genauer anzusehen. In demselben Augenblicke kam wieder ein Kartätschenschuß daher, zwar, wie die vorhergehenden, in viel zu hoher Richtung, um einem der unsrigen Schaden thun zu können; aber unser neugieriger Bauer hatte um so mehr in richtiger Schußlinie gestanden, daß ihn eine der Kugeln durch das weiche Hinterteil gefahren war und ihn sehr schnell von seinem Beobachtungsposten zur Erde brachte.

Bevor das Korps seinen Abmarsch vom Kampfplatze antrat, hatte v. d. Tann Befehl erteilt, unsere Verwundeten so bequem als möglich auf die Wagen zu betten; das wurde leider durch die Bummelei seines Adjutanten nicht ausgeführt. Des weiteren wurden

die dänischen Gefangenen, unter denen sich auch zwei Offiziere befanden, auf den Wagen untergebracht. Darauf wurden die übrigen Wagen, so weit es die Zeit erlaubte, mit der gemachten Beute bepackt. Eine Anzahl der lose umher laufenden Husarenpferde wurde ebenfalls eingefangen und mitgenommen, wodurch unsere berittene Abteilung auf einige 40 Mann vermehrt wurde. Das kleinere der eroberten Geschütze mußten wir leider zurück lassen, indem die Bedienungs-Mannschaft mit den Pferden und dem Protzkasten uns entwischt war; es wurde vernagelt und sonst unbrauchbar gemacht, der 6 Pfünder dagegen und die Munitionswagen wurden in unserem Zuge an passender Stelle eingereiht. Dann trat das Korps den Rückmarsch zu Fuße an.

Wir folgten zunächst der durch Hoptrup südlich nach Apenrade führenden Straße und erwarteten, daß die Dänen uns beim Eingang des Dorfes noch einmal Widerstand leisten würden, da ihnen der daselbst neben der Kirche höher gelegene und mit einer Mauer umgebene Kirchhof eine treffliche Position bot; es war aber kein Feind weiter zu erblicken, als ein plötzlich vor unserer Tete aus dem Wirtshause quer über die Straße durch den gegenüberliegenden Knick springender dänischer Jäger ohne Waffen; es mochte vielleicht ein Offizierbursche sein, der die Zeit verschlafen hatte. Wir ließen unter allgemeinem Hohngelächter den armseligen Kerl das Weite suchen.

Das Dorf Hoptrup zerfällt in einen nördlich und einen südlich gelegenen Teil, zwischen welchen sich ein großes offenes, flach gelegenes Terrain befindet. In seinem südlichen Teile wird es von einer Aue durchflossen, zu breit, um sie überspringen, zu tief, um sie durchwaten zu können; den unmittelbar südlich daran liegenden Knick hatten die Dänen abgehauen und daraus, dicht am Wasser hinziehend, einen tüchtigen Verhau geschaffen; die auf der Straße über das Wasser führende Brücke war abgebrochen worden.

Aus dem wiesenartigen Grunde, welcher auf diesem Terrainabschnitte östlich an der Straße liegt, erhebt sich in einer Entfernung von ein paar hundert Schritten eine ziemlich steil ansteigende Bodenerhebung von vielleicht 50 bis 70 Fuß Höhe, worauf die Dänen eine Schanze für Geschütze hergestellt hatten. Unweit derselben, auf dem höchsten Punkte der Anhöhe, stand ein netter Stuhl mit Rückenlehne. Obrist Juel hatte vor dem Beginne des Gefechtes darauf

gesessen, um bequem das Schauspiel zu genießen, wie das deutsche Räubervolk von seinen Geschützen niederkartätscht werden würde, wenn dasselbe bei dem Verhaue an der Aue angelangt sein und wegen der abgebrochenen Brücke stocken würde. Das erwartete Vergnügen wurde ihm nicht zu teil, denn leider kam unser Korps nicht auf der großen Straße von Apenrade heran, wie er angenommen hatte, sondern fiel ihm vom Norden her in den Rücken. In seinen Kombinationen getäuscht, verließ er nun seinen Beobachtungsposten und Stuhl zeitig genug, um sich mit den zerstreuten Resten seiner Avantgarde weiter nach Norden hin zu konzentrieren. Wenn die Dänen einmal auf dem Rückzuge waren, so hatten sie es gewöhnlich sehr eilig. Zur Bestätigung dieser ihrer auch nach dem Gefechte von Hoptrup entwickelten Eigentümlichkeit, erzählte mir ein alter Freund meiner Familie, J. . . . ., der ein Gut oben nördlich von Aller, 3 Stunden nördlich von Hadersleben besaß, im Jahre 1849, als ich zufällig bei ihm in Quartier kam, folgendes: Am 7. Juni, früh morgens zwischen 4 und 5 Uhr, gleich nach seinem Aufstehen, war er vor seine Hausthüre getreten und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Da kam es ihm vor, als wenn es auf der großen von Hadersleben nach Kolding führenden Straße, die zwischen hohen und dichten Knicken ein paar hundert Schritte weit von seinem Wohnhause vorbeiging, sehr lebendig sei. An einem dahin laufenden Seitenknick schlich sich J. bis zu dem die Straße begrenzenden Knicke hin. Durch den Knick lugend, wurde ihm ein merkwürdiges Schauspiel zu teil: bunt durcheinander krabbelte eine Masse dänischer Soldaten, Jäger, Rotröcke, Artilleristen und Kavalleristen ohne Pferde, ohne alle Ordnung, jeder nur für seine Person eifrig bestrebt, so schnell als möglich vorwärts zu kommen, alles nach Norden zu; sehr viele ohne Waffen, ohne Tornister und Tschako; die meisten die Stiefel in der Hand und barfuß laufend.*) Dabei herrschte das größte Schweigen, keiner schien Lust oder Zeit zu haben, irgend ein

---

*) Da in den meisten Gegenden Dänemarks, namentlich auf dem Lande, die Bevölkerung von klein auf Holzschuhe trägt, so bildet sich bei ihnen, auf dem sogenannten Spanne der Füße, da wo die Öffnung des Holzschuhes beginnt, eine knorpelartige Verhärtung, die den Leuten das Tragen von Stiefeln sehr unbequem macht.

Wort mit einem anderen zu sprechen. Mein Freund J. konnte sich keine Erklärung von dem Vorgange machen, bis nach ein paar Tagen die Kunde von dem Gefechte bei Hoptrup zu ihm drang. Jetzt wußte J. genug. Die Masse flüchtender Soldaten, welche er gesehen, waren die Trümmer der dänischen Avantgarde, welche seit dem Gefechte bei Hoptrup in $2\frac{1}{2}$ Zeitstunden schon über 4 Wegestunden gelaufen war. Alles retirierte ohne Aufenthalt bis nach Kolding, auch diejenige Abteilung, welche noch in Hadersleben gestanden und garkeinen Teil am Gefechte bei Hoptrup genommen hatte. In Hadersleben hatten die Dänen sogar eine Batterie Geschütze, mit den Pferden im benachbarten Stalle, stehen lassen. Erst nach 8 Tagen kam eine Abteilung Dänen wieder nach Hadersleben zurück.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu den Ereignissen bei unserem Korps zurück.

Südlich von Hoptrup verließ das Korps die Chaussee, um die alte Ochsenstraße und mit derselben die Richtung nach Uck wieder zu gewinnen. Als wir bereits eine gute Strecke über Hoptrup hinaus marschiert waren, wurden wir gewahr, daß wir unsere eigenen Verwundeten auf dem in der Nähe des Kampfplatzes in einem einzeln gelegenen Hause vorläufig eingerichteten Verbandplatze zurück gelassen hatten. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich des ganzen Korps. Es ward sofort Halt gemacht und v. d. Tann mit lautem Zurufe bestürmt, mit dem ganzen Korps zurück zu kehren, um unsere verwundeten Kameraden zu holen. v. d. Tann war tief erschüttert, erklärte aber nach einigem Überlegen, daß er die Verantwortung nicht übernehmen könne, mit der Rückkehr des Korps nach dem Kampfplatz dasselbe möglicherweise einer sehr großen Gefahr auszusetzen. Unter tiefer Trauer wurde der Rückmarsch nach Uck fortgesetzt. Im Laufe desselben trafen wir auf eine preußische Feldwache; unser Korps machte Halt und die Gewehre wurden zusammengesetzt. Man fragte, wir erzählten. Mit berechtigtem Stolze wiesen wir auf die eroberte Kanone und die Munitionswagen, auf die erbeuteten Pferde und die vielen mit anderweitiger Beute beladenen Wagen, sowie auf die gefangenen Dänen hin. Die Mannschaft der Feldwache hatte wohl während der Nacht das weither tönende Geschützfeuer gehört, aber es war ihr nicht im entferntesten in den Sinn gekommen, daß das v. d. Tannsche Freikorps mit der ganzen dänischen Avantgarde im

Kampfe stand und denselben so siegreich beenden würde. Die Preußen hatten sonst nicht viel für unser Freikorps übrig. Erst vor ein paar Tagen, auf dem Marsche von Flensburg nach Uck, waren wir einem rückwärts marschierenden preußischen Bataillon begegnet. Man hatte uns hohnvoll zugerufen: „Wir haben mit den Dänen nicht zusammen treffen können und da werdet Ihr Euch doch nicht einbilden, daß Ihr mehr ausrichten könnt als wir.“ Nun war es aber dennoch geschehen. Die Stimmung war auch ganz zu unseren Gunsten umgeschlagen. Die Leute der Feldwache mischten sich unter uns, schüttelten uns die Hände, erquickten uns mit dem Inhalte ihrer Feldflaschen und ließen sich die Einzelnheiten des Gefechtes erzählen. Der die Feldwache kommandierende Hauptmann wünschte unserem Major Glück und überhäufte ihn mit den größten Lobeserhebungen.

Nachdem das Korps hinreichend geruht hatte, wurde der Marsch wieder aufgenommen. Ungefähr um dieselbe Nachmittagsstunde, zu welcher wir am vorhergehenden Tage Uck verlassen, trafen wir daselbst wieder ein, und noch an demselben Tage wurde ein genaues Namenverzeichnis aller derjenigen aufgenommen, welche den kühnen Zug mitgemacht hatten. Es ergab sich, daß 351 Mann, unser Major v. d. Tann mitgerechnet, an dem Kampfe bei Hoptrup teil genommen, und 1400 Mann Dänen aller Waffengattungen uns gegenüber gestanden hatten, wie die offiziellen dänischen Berichte später selbst angaben. Dieses am Nachmittage des 7. Juni in Uck aufgenommene Verzeichnis befindet sich noch in den Händen des Schreibers dieser Zeilen und ist um so interessanter, als es außer den Namen und Chargen der Kameraden, auch deren Heimat und Zivilstand angiebt.

Wir mochten nicht viel länger als eine Stunde wieder in Uck gewesen sein, als unter großer Aufregung alle Mannschaft mit einem male nach dem nördlichen Ausgange des Dorfes lief. Man sah eine Anzahl Bauernwagen vom Norden her herankommen. Wie groß war unsere Freude, als wir beim Näherkommen der Wagen unsere verwundeten Kameraden auf denselben erblickten. Man brachte außerdem auch noch einen dänischen Munitionswagen vom Kampfplatze mit. Doktor Hoeges von unserer 5. Kompanie kommandierte den Zug. Er war auf dem Verbandplatze noch mit den Verwundeten beschäftigt gewesen, als er bemerkte, daß das Korps abmarschiert sei. Kurz entschlossen, hatte er mit einigen leichter Verwundeten, welche

im Stande waren zu gehen und das Gewehr zu tragen, auf den nächstgelegenen Bauerhöfen eine Anzahl Wagen mit Bespannung requiriert und die Verwundeten auf denselben, weich auf Stroh gebettet, untergebracht. Hierbei wurde er von einigen Bürgern aus Hadersleben, die inzwischen auf dem Kampfplatze erschienen waren, aufs beste unterstützt.

Man hatte in Hadersleben das Schießen in der frühen Morgenstunde gehört und als man dann bei einer vom städtischen Kirchthurme aus gehaltenen Umschau über die Gegend, in welcher der Kampf stattfand, klar geworden war, hatte sofort eine Anzahl braver, deutschgesinnter Patrioten Erfrischungen aller Art zusammen gepackt und war damit der Wahlstatt zugeeilt. Über den Ausgang des stattgehabten Kampfes waren sie schon durch den eiligen unordentlichen Rückzug der Dänen belehrt worden. Sie kamen gerade zur rechten Zeit, um unseren Doktor Hoeges willkommenen Beistand leisten zu können. Der schwer verwundete Hauptmann Corneli von der 1. Kompanie war direkt nach Flensburg gebracht worden, wo er seiner Verwundung nach wenigen Tagen erlag. Er ist auf dem Friedhofe zu Flensburg beerdigt worden.

Jetzt erst konnten wir uns vollständig der Siegesfreude überlassen. Einer erzählte dem anderen, was er erlebt, selbst gethan und gesehen hatte und so setzte sich denn bald ein ganz übersichtliches Bild der Ereignisse des Tages zusammen. *)

Die Gefangenen wurden in der Schulstube des Ortes scharf bewacht, die erbeutete Kanone mit den Munitionswagen vor dem Quartiere des Majors v. d. Tann aufgefahren, Feldwachen mit genügendem Vorpostendienst etabliert und so konnte der Rest des Korps sich ungestört der Ruhe hingeben.

Die Gefangenen, ungefähr 40 Mann, wurden mit hinreichender Bedeckung unter dem Kommando des Hauptmanns v. Reichenbach

---

*) Es wurde an diesem Tage auch noch eine Verabredung im Korps getroffen, daß am 25. Jahrestage des Gefechtes, also am 7. Juni 1873, alle überlebenden Mitkämpfer, die es möglich machen konnten, sich auf dem Kampfplatze bei Hoptrup einfinden sollten. Ob irgend einer derselben am benannten Tage dort erschienen, ist dem Schreiber dieses unbekannt geblieben; er selbst konnte es nicht möglich machen, da er im Westen Amerikas lebte und seine Geschäfte ihn dort zurück hielten.

von der 5. Kompanie nach Flensburg transportiert. Die mit grünen Zweigen geschmückte erbeutete sechspfündige Kanone aber, ebenso die drei Munitionswagen, wurden von einer Abteilung, in der alle Kompanien ihre Vertreter hatten, über Flensburg nach Rendsburg gebracht, um sie direkt der provisorischen Regierung zu übergeben.

Bei dem Einmarsche dieser Kolonne in Flensburg wollte es der Zufall, daß ihr gleich anfangs derselbe Adjutant begegnete, welcher die eingangs dieser Mitteilung erwähnte Bemerkung gemacht hatte, daß, wenn das Freikorps gerne reiten wolle, es sich ja die Pferde aus den Knicken schneiden könne. Als er plötzlich die heranfahrende geschmückte Kanone mit den Munitionswagen erblickt, fragt er ganz erstaunt: „Was ist das, wo kommt Ihr her?"

„Ja, Herr Leutnant", anwortet darauf einer der Freischärler, das sind die Pferde, welche sich das Tannsche Freikorps aus den Knicken geschnitten hat."

Ein merkwürdig spaßhafter Vorfall ereignete sich am anderen Tage. Zwei Schützen der zweiten Kompanie, Falkenstein und Krone, hatten auf einige Stunden Urlaub nach Flensburg bekommen. Zur Sicherheit ihre Büchsen mitnehmend und auf irgend einem kürzeren Richtwege ihren Marsch nach der Stadt verfolgend, finden sie sich plötzlich in kurzer Entfernung einem Doppelposten gegenüber, dessen Uniformierung vollständig derjenigen der dänischen Jäger glich, die wir soeben genau bei Hoptrup hatten kennen gelernt. Im Augenblick meinend, daß sie irre gegangen und auf einen dänischen Vorposten getroffen seien, legen Falkenstein und Krone sofort ihre Gewehre schußfertig an die Schulter und rufen dem Doppelposten zu, sich zu ergeben. Im Nu werfen die Posten ihre Gewehre weg und laufen fort. Darauf hin wird unseren beiden Beurlaubten aber doch nicht recht geheuer zu Mute, da sie schließen, daß nunmehr die ganze Feldwache alarmiert werden und ihnen auf den Leib rücken wird. Beide springen also in das nächste Kornfeld, wo sie der hochstehende Roggen bis zur Schulter bedeckt, und suchen zu entkommen. Inzwischen ist die Feldwache wirklich ausgeschwärmt und wird beim Vorgehen auch bald die Köpfe der beiden im Kornfelde fortlaufenden Krieger gewahr. Der Feldwache gelingt es, den Fliehenden die Rückzugslinie abzuschneiden und sie gefangen zu nehmen. Was ergab sich nun? Die Feldwache mit ihren Vorposten gehörte zum Lauen=

burger Jägerbataillon, das vor der Erhebung zur dänischen Armee gehörte und jetzt natürlich in die schleswig-holsteinische Armee eingereiht war. Sie trugen noch ihre alten Uniformen und hatten nicht einmal die unterscheidende weiße Binde um den Arm. Die zwei Vorposten hatten ihrerseits unsere beiden Schützen für dänische Freischärler angesehen, von denen sie gehört haben mochten, daß sie irgendwo im nördlichen Schleswig unter dem berüchtigten Lauritz Skau ihr Wesen trieben. Natürlich gab der Kommandant der Feldwache unsere beiden Beurlaubten sofort frei, nachdem sie ihre Urlaubspässe vorgewiesen und sonstige genügende Auskunft gegeben hatten. Die beiden weggelaufenen Posten wurden später vor ein Kriegsgericht gestellt, zu welchem Falkenstein und Krohne als Zeugen erscheinen mußten. Wie das Urteil des Kriegsgerichts ausgefallen, ist uns nicht bekannt geworden.

Am dritten Tage nach dem Gefechte bei Hoptrup marschierte das Freikorps nach Apenrade, woselbst es drei Wochen lang verblieb, um von dort aus den äußersten Vorpostendienst gegen den Feind zu versehen.

Daselbst wurde denn auch eines Tages die bei Hoptrup gemachte Beute unter die Kompanien verlost. Auf dem Rathaushofe war die Beute ausgebreitet worden; der ganze große Platz war damit bedeckt. Es wurden so viele Teile von ungefähr gleichem Werte daraus gemacht, als Kompanien im Korps waren, welche dann durch das Los diesen zufiel. Nachher wurden die Sachen in den einzelnen Kompanien wiederum verlost, so daß jeder einzelne Mann ein Stück der Beute erhielt. Die erbeuteten Pferde wurden verkauft und brachten so viel Geld ein, daß jedem Mann des Korps über zwei Spezies ausgezahlt werden konnten.

Gefecht bei Eckernförde am 5. April 1849.

von Roderich Graf Baudissin.

Das Jahr 1848 ging zu Ende, 1849 begann, man sah demselben mit großen Erwartungen, mit großer Spannung entgegen; doch Woche auf Woche, Tag auf Tag verrann und alles blieb beim alten. Da plötzlich erscholl ein Jubelruf durchs ganze Land; Dänemark hatte den Waffenstillstand zum 26. März gekündigt; nun war alles gut. Unsere Armee rückte nach Nordschleswig vor, ihretwegen hatten wir keine Sorgen; stand sie auch der dänischen an Zahl bedeutend nach, an allem andern war sie ihr weit überlegen, und wenn nur die Großmächte nicht wieder einschritten, so zweifelte niemand in Schleswig-Holstein, daß unsere Kriegsführung zu Lande zu den besten Resultaten führen würde. Weniger gut sah es aber zur See und an den Küsten aus. Die Dänen hatten von jeher eine starke und tüchtige Flotte; sie waren geborene Seeleute, doch darf man nicht übersehen, daß sie einen großen Teil ihrer Flottenmannschaft aus den Herzogtümern bezog und diese ihnen nun teilweise fehlte. Während des Waffenstillstandes hatten sie nicht bloß ihre Landarmee auf den möglichst höchsten Stand gebracht, sondern auch für ihre Flotte, ihren Nationalstolz, falls es denkbar, noch mehr gethan. Alles, was an Kriegsschiffen noch irgend seetüchtig war, wurde armiert und aufs beste ausgerüstet, große Transportschiffe für Landungstruppen eingerichtet, vor allem aber das große Linienschiff Christian VIII. von 84 Kanonen und die schöne Fregatte Gefion von 48 Kanonen, beide des allerschwersten Kalibers, fast unüberwindlich gemacht. Diese beiden Schiffe wurden außerdem namentlich von den Damen Kopenhagens mit einer solchen Masse von Proviant und Delikatessen versehen, als ob sie eine Reise um die Welt machen

sollten; sie ahnten freilich nicht, daß wenige Wochen später die so verhaßten „Insurgenten" einen großen Teil derselben verzehren würden, denn nicht nur von der Gefion erhielten wir diese, auch von Christian VIII. ward eine Menge dergleichen Sachen später teils aufgefischt teils am Strande gefunden. Schon seit längerer Zeit schwirrte ein Gerücht in der Luft, daß beim Wiederausbruch des Krieges eine Diversion gegen Eckernförde mit möglichst zahlreicher Ausschiffung von Landungstruppen versucht werden würde. Was hatten wir dem entgegenzusetzen? zur See so gut wie nichts. Unsere kleine Marine, der Stamm der späteren deutschen Flotte, war ja erst im Entstehen; sie bestand aus dem früheren Postdampfer Löwe und ein paar Kanonenböten — was vermochten die aber gegen die dänischen Kolosse. Dazu waren unsere Marine-Offiziere noch kurz vorher nur Kauffahrtei-Kapitäne oder Steuerleute gewesen. So mußte denn am Lande gemacht werden, was möglich war.

Eckernförde liegt bekanntlich an einem sehr langen, nicht sehr breiten Hafen der Ostsee. Die Länge beträgt reichlich 2 Meilen, die Breite $1/2$ und $1/4$ Meile. Etwa $1/8$ Meile von der Stadt, unterhalb des Dorfes und Badeortes Borbye, auf dem Gebiete des Gutes Louisenberg, zieht sich eine lange schmale Landzunge in den Hafen hinein. Auf deren äußerster Spitze war eine Schanze erbaut worden, diese mit ziemlich hohen Erdwällen umgeben und dieselbe mit 6 zwölfpfündigen Kanonen armiert worden. Das war die „Nord-Schanze". Auf der anderen Seite von Eckernförde, an der Kieler Chaussee, etwa 1500 Schritt von der Stadt, ward eine zweite Schanze errichtet, aber allerdings viel kleiner als die vorher genannte und nur mit 4 Kanonen, die noch dazu nur 6pfünder waren, besetzt. Vor derselben befand sich nur ein mäßig hoher Erdwall. Das war die „Süd-Schanze". Also 10 kleine Kanonen, daß war alles, was wir den Dänen gegenüber zu stellen hatten. Noch viel schlimmer sah es aber mit der Bedienung dieser Kanonen aus. Alles, was von ausgedienten Artilleristen im vorigen Jahre in Rendsburg übrig geblieben war, stand natürlich bei der Armee im Norden oder in der Festung selbst, und neue Artilleristen fertig oder auch nur einigermaßen auszubilden, dazu war die Zeit zu kurz gewesen. Von Artillerie-Offizieren für diese Batterien war garnicht die Rede; so mußte man sich so gut zu helfen suchen, als es ging. Es wurden

so viel als möglich ältere, allerdings längst ausgedient habende und freiwillige Leute aufgerufen und auch notdürftig eingeschossen. Zum Kommandeur der Nord-Batterie ward ein früherer preußischer Artillerie-Leutnant Jungmann ernannt. Dieser hatte vier Jahre in türkischen Diensten gestanden und kam direkt von Konstantinopel nach Eckernförde. Am 5. April trug er noch das türkische Fes. Offiziere konnte man ihm nicht geben; unter ihm kommandierte ein alter Sergeant Namens Clairmont. Die Süd-Batterie war sogar nur von einem Unteroffizier kommandiert. Dies war Theodor Preusser. Derselbe war in Rendsburg am 11. Mai 1822 geboren, woselbst sein Vater, Jakob Ferdinand v. Preusser, dänischer Premier-Leutnant war. Er kam als Knabe auf die dänische Kadetten-Akademie in Kopenhagen, und als er von derselben wegen eines Konfliktes mit seinen Lehrern entlassen wurde, erlernte er die Landwirtschaft und hatte als Verwalter eines Gutes eine angenehme Stellung, die er 1848 verließ, um sich als freiwilliger Kavallerist in Rendsburg zu stellen. Nach Auflösung der freiwilligen Kavallerie begab er sich nach Fehmarn, wo die Dänen zu landen drohten, trat in das dort befindliche Jäger-Detachement und vereitelte mit nur einer Kanone, die ihm zur Verfügung stand, den Landungsversuch der Dänen. Im Oktober selbigen Jahres trat er in die reguläre Artillerie, wurde im Februar 1849 Bombardier und avancierte im März zum Unteroffizier und Furier. Unter ihm stand der Unteroffizier Stinde, früher Kieler Student. Als Besatzung stand in Eckernförde das 3. Ersatz-Bataillon. Bonin hatte zugleich mit den mobilen einige Ersatz-Bataillone gebildet. Sie bestanden aus älteren, ausgedient habenden Leuten; die Offiziere waren pensionirte frühere dänische Offiziere. Der Kommandeur war ein schon bejahrter Herr, ein Hauptmann Wiegand. Am 26. März, nach Aufhören des Waffenstillstandes war auch eine sogenannte Reichsarmee unter Oberbefehl des preußischen Generals von Prittwitz wieder in Schleswig eingerückt, und dieser hatte eine Brigade unter Kommando des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg zum Schutz Eckernfördes und der Küsten detachiert. Diese, sowie auch die Armee, zu der sie gehörte, bestand aus Kontingenten aus aller Herren Länder und lag in einem großen Bogen um den Eckernförder Hafen herum. Der Herzog hatte sein Hauptquartier in Gettorf. Gleich nach Kündigung

des Waffenstillstandes war die gemeinsame Regierung in Schleswig ohne Sang und Klang und ohne daß irgend jemand dies bedauerte, zurückgetreten und hatte die deutsche Reichsgewalt eine „Statthalterschaft“ eingesetzt, die aus zwei beliebten und bewährten schleswig-holsteinischen Männern bestand, die auch schon Mitglieder der provisorischen Regierung gewesen waren. Es waren der Klosterpropst von Preetz, Graf Friedrich Reventlow, und der Advocat Hartwig Beseler in Schleswig (im Jahre 1884 gestorben als Kurator der Universität Bonn). -- Und nun noch einige Worte über meine Beteiligung am 5. April sowie die Berechtigung, darüber zu schreiben. Dieselbe liegt einfach darin, daß ich vom frühesten Morgen an bis zum Auffliegen des Christian VIII. dem Kampfe und allen damit verbundenen Ereignissen als Augenzeuge beigewohnt habe. Seit einem Jahr wohnten meine Frau und ich nämlich auf dem kleinen Hofe „Schnaap“ an der Eckernförder-Schleswiger Chaussee, kaum eine halbe Stunde von Eckernförde entfernt, wofür der Beweis, daß beim Beginn des Kampfes 2 Kugeln in das neben dem Hofe liegende Holz einschlugen. Wie alle Schleswig-Holsteiner sahen auch wir mit großer Spannung und Erwartung den Ereignissen entgegen, zumal, seitdem der Frühling eingetreten, der Waffenstillstand gekündigt und die bis dahin in Eckernförde gestandenen Truppen nach dem Norden abgerückt waren. Es war dies zuerst das 1. Jägerkorps unter Major von Gersdorf (fiel als kommandierender General bei Sedan) und dann das 2. Bataillon, bei dem mein Bruder als Offizier stand. Eine Entscheidung mußte ja nun bald kommen und mochte sie ausfallen, wie sie wollte, sie war eher zu ertragen, als diese lange bange Ungewißheit. Vor dem Eckernförder Hafen kreuzten beständig dänische Schiffe und jeden Tag hörte man Kanonenschüsse. Über Schweden, denn von Dänemark erhielten wir natürlich keine solchen Nachrichten, hatten wir erfahren, daß ein großes Geschwader mit namentlich vielen Landungstruppen die Kopenhagener Rhede verlassen habe; der Befehlshaber derselben sei der Kommandeur Gade, und erwarte man binnen kurzem eine bedeutende Aktion gegen Kiel oder Eckernförde. Aus den später auf der Gefion vorgefundenen Instruktionen ersah man, daß Christian VIII., die Gefion und das Dampfschiff Hecla nur als Avantgarde vorausgeschickt waren und daß sie vor allem die Schanzen bei Eckernförde zerstören sollten; sei dies geschehen, sollte

die übrige Flottille einlaufen, die Landungstruppen ausgeschifft und eine Diversion gegen Kiel unternommen werden. Man hoffte dadurch einen Teil unserer Truppen aus dem Norden zurück zu locken. Doch, Gott sei Dank, es sollte anders kommen. Jedesmal, wenn ein Kanonenschuß fiel, hieß es, nun kommen die Dänen und alles geriet in Aufregung. Am 3. April machten wir einen Spaziergang nach Borbye und besahen uns die Nordschanze. Hauptmann Jungmann empfing uns sehr liebenswürdig, zeigte uns alles und sagte schließlich: Nun ist alles so weit fertig, nun können die Dänen kommen; das einzige, was noch fehlt, ist eine große Fahne. Die sollen Sie bis morgen haben, sagte meine Frau, ging nach Eckernförde, kaufte das Tuch, nähte Tag und Nacht daran, und am andern Nachmittag wehte auf der Batterie eine große schöne deutsche Fahne, dieselbe, die Jungmann während des heftigsten Feuers, auf der Brustwehr stehend, den Dänen herausfordernd entgegenschwenkte. Am 4. nachmittags fielen 3 Kanonenschüsse von unserer Seite. Dies sollte das Zeichen sein, daß die dänischen Schiffe sich näherten; sie kamen aber nicht und glaubte man im allgemeinen auch nicht, daß sie in den allernächsten Tagen etwas unternehmen würden, da ein sehr scharfer Ostwind in den Hafen hineinwehte. Und dennoch:

Sie kommt, sie kommt, des Mittags stolze Flotte,
Das Weltmeer wimmert unter ihr;
Mit Kettenklang und einem neuen Gotte,
Mit tausend Donnern naht sie Dir!

Ja, sie war da! — Der 5. April war angebrochen! — —

Kaum begann der Tag zu grauen, es mochte etwas nach 5 Uhr sein, da wachten wir auf, es donnerten die Kanonen und die Fenster klirrten von dem mächtigen Schall, den der Ostwind von Eckernförde herüber trug. Wir waren im Nu aus den Betten und in den Kleidern und ich lief spornstreichs nach Eckernförde, d. h. nach Borbye, und hier auf eine Koppel oberhalb des Ballastberges, wohin mit mir hunderte von Menschen strömten. Da hatte ich allerdings einen Anblick, wie er selten einem Sterblichen zu teil wird und der wohl im Stande war, das Herz eines für sein Vaterland warm fühlenden Schleswig-Holsteiners schlagen zu lassen. Das mächtige Linienschiff Christian VIII., mit, wie schon gesagt, 84 schweren Kanonen, lag der Stadt gegenüber und beschoß zugleich die Nord- und Südschanze.

Die Fregatte Gefion und das Dampfschiff Hecla lagen etwas weiter im Hafen zurück und hatten es zunächst nur mit der Nord-Schanze zu thun; vor dem Hafen sah man andere Dampfschiffe hin und her kreuzen. Unsere Batterien erwiderten stets das mörderische Feuer, denn ein solches konnte es mit Recht genannt werden, da z. B. das Linienschiff nicht einzelne Schüsse abgab, sondern stets ganze Breitseiten, 42 Kanonenschüsse zu gleicher Zeit. Trotz des furchtbaren Ernstes der Sache war es fast komisch zu hören, wenn nach der großen Erschütterung, den diese 42 Kanonenschüsse hervorbrachten, so stark, daß die ganze Luft zitterte und man sein eigenes Wort nicht hören konnte, gleich darauf 4 winzige Töne erschallten, fast wie das Gekläffe eines kleinen Hundes erklingend — es waren die 4 Kanonen der Süd-Batterie. In derselben hatten die Artilleristen fast garkeine Deckung. Wenn sie es daher auf dem Schiffe aufblitzen sahen, warfen sie sich platt auf die Erde, und wenn nun die Kugeln über sie hinweggeflogen waren (die Dänen schossen stets zu hoch) und der Rauch sich verzogen hatte, schossen sie ihre kleinen Böller einen nach dem andern mit großer Sicherheit auf das Linienschiff ab. Daß die Dänen zu hoch schossen, welches aber auch durch die Lage des Schiffes bedingt war, wurde bald allgemein bekannt, und beherzte Männer aus Eckernförde krochen während des heftigsten Feuers längs dem Strande bis zur Schanze und brachten deren tapferen Verteidigern Essen und Trinken.

Nach 5- bis 6stündigem, ununterbrochen heftigem Schießen bemerkten wir, daß das Linienschiff sich immer mehr dem Ufer näherte und stets nur von der einen Seite schoß. Es verbreitete sich das Gerücht und ward es bald als begründet bestätigt, daß es in Folge des heftigen Ostwindes, der noch beständig zunahm, auf den Strand geraten und fest säße. Auch die Gefion näherte sich immer mehr der Stadt und der Süd-Batterie, war aber ganz intakt in ihren Bewegungen. Erregte nun auch das Festsitzen des großen Kolosses viel Jubel und Freude, so ward diese doch sehr getrübt durch das Bemerken, daß die Nord-Batterie immer schwächer schoß und zuletzt ganz aufhörte. Wir erfuhren denn auch bald, daß fast alle Kanonen beschädigt und die Munition ausgegangen sei. Schoß nun auch die Süd-Batterie munter weiter, so konnte diese es doch unmöglich allein ausmachen und unsere Gesichter wurden

bedeutend lang. Da trat eins der glücklichen Ereignisse ein, wie sie an diesem glorreichen Tage mehrfach vorgekommen sind. Das dänische Geschützfeuer hörte ebenfalls auf und vom Christian VIII. stieß ein Boot mit Parlamentär-Flagge ab und näherte sich dem Lande. Der Parlamentär, ein Offizier, verlangte den Kommandanten der Stadt zu sprechen. Das war der Hauptmann Wiegand, der Kommandeur des 3. Ersatz-Bataillons. Dieser begab sich mit ihm aufs Rathaus, ließ aber den Hauptmann Jungmann und den Bürgermeister der Stadt, Langheim, dazu rufen, um an den Verhandlungen teil zu nehmen. Der Parlamentär stellte im Namen des Kommandeur-Kapitäns Paludan, Befehlshaber der sich im Hafen von Eckernförde befindenden dänischen Eskadre, folgende Bedingungen: 1. Das Schießen wird von beiden Seiten 3 Stunden eingestellt. 2. Sämtlichen dänischen Schiffen wird freier Abzug bewilligt. Werden diese Forderungen bis 3 Uhr nachmittags wider Erwarten nicht zugestanden, beginnt das Feuer von neuem und die Stadt Eckernförde wird bombardiert. — Abzug der dänischen Schiffe, das schien vielen schon ein großer Erfolg. Wäre diese Forderung am frühen Morgen gestellt, sie wäre unbedingt angenommen worden. Nun war aber Mut und Hoffnung bedeutend gestiegen; jetzt wollten wir mehr erreichen. Dazu kam, daß es immer klarer wurde, daß das Linienschiff schwerlich vom Strande abkommen konnte und das Hauptmann Jungmann erklärte, bis 3 Uhr werde seine Batterie wieder vollständig in Ordnung sein. So erhielt der Parlamentär die Antwort, man werde sich die Sache überlegen und dem Kommandeur den Beschluß vor 3 Uhr übermitteln. Nun begannen die Beratungen auf dem Rathaus. Die beiden Offiziere erklärten sofort, die dänischen Forderungen seien pure abzulehnen. Der Bürgermeister Langheim aber, eine schwache, schwankende Natur und im Herzen mehr dänisch als deutsch gesinnt, erklärte sich für Annahme der Forderungen. Dies wurde unter der zahlreichen Menschenmenge, die sich auf dem Markte versammelt hatte, bekannt, es entstand eine große Aufregung und Indignation und eine Anzahl braver Eckernförder Bürger begab sich in den Beratungssaal und erklärte dem Bürgermeister, wenn er nicht sofort den Offizieren beistimme, so würden sie ihn einfach absetzen und einen anderen Bürgermeister wählen. Da gab er, wenn auch zögernd, nach. Nun traten 3 Stunden Ruhe ein; diese

hatten aber etwas peinliches, unheimliches. Bis dahin ein Gedonner und Getöse, daß die Luft in beständig zitternder Bewegung war, und nun alles so ruhig, so still, nichts als den starken Ostwind hörte man. Während dieser Pause begab ich mich nach Schnaap; ich wollte doch sehen, wie es dort aussah und ob meine Frau sich auch vielleicht meinetwegen ängstigen sollte. Aber an einem solchen Tage ängstigte sich überhaupt niemand; auch hatte sie garkeine Zeit dazu, da sie das Haus voll von Bekannten hatte, die durch das mächtige Schießen bewogen waren, nach Schnaap zu kommen, teils aus Neugierde, wie Ahlefeldt-Saxdorf und Hederichs-Bustorf, teils aber auch, um dort eine Zuflucht zu haben, wie die Pastorin Linde aus Borbye mit ihren Kindern, da die dänischen Kugeln beständig ums Pastorat herumflogen. Auch aus der Stadt Schleswig waren mehre gekommen. Meine Frau hatte während der Zeit auch ein Gefecht mit Soldaten gehabt, glücklicherweise aber nur ein Wortgefecht. Zu der Brigade des Herzogs von Koburg, die, wie schon gesagt, aus allen möglichen Kontingenten zusammengesetzt war, gehörte auch ein Bataillon Reußischer Truppen. Dieses war bei Borbye und Louisenberg hinter Knicke und Wälle gelegt und war so vor den dänischen Kugeln ganz sicher, hatte auch während des ganzen Tages keinen Verlust. Dennoch war einigen von ihnen das starke Schießen doch wohl zu viel und zu ungemütlich geworden. Ein Sergeant und 8 Mann beschließen, sich in Sicherheit zu bringen, und kommen plötzlich in Schnaap an, rücken vors Haus und verlangen von meiner Frau vor allem etwas zu trinken, nachher möge sie ihnen den Weg nach der Stadt Schleswig zeigen. Meine Frau fragt sie, was sie denn eigentlich wollten oder sollten? Da wird ihr die Antwort, sie seien der letzte Überrest des Bataillons Reuss. Die anderen wären teils von den dänischen Kugeln getötet, teils in Eckernförde vergiftet; sie wollten nun nach Schleswig und die Sache dort anzeigen. Meine Frau antwortete ihnen sehr mutig was sie da sagten sei einfach nicht wahr, sie seien Feiglinge und müßten sofort nach Eckernförde zurückkehren, den Weg dahin wolle sie ihnen zeigen, den nach Schleswig niemals! Dennoch gingen die Leute dorthin, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und als Deserteure mit langjähriger Zuchthausstrafe belegt. Um 2 Uhr kam ein großer Frachtwagen auf den Hof gefahren, derselbe rund herum mit Bett-

zeug ausgestopft und wohl verwahrt. Was enthielt er? Eine Menge ganz kleiner Kinder, deren Eltern in Eckernförde sie vor dem Bombardement in Sicherheit bringen wollten und sie deshalb dem Pächter von Schnaap zusandten. Gleich darauf begab ich mich wieder auf meinen Beobachtungsposten, dem Berge bei Borbye. Um 1/2 3 Uhr war der Kommandeur der Süd-Batterie, Theodor Preußer, an den dänischen Kommandeur Paludan gesandt worden, und hatte ihm die einfache Ablehnung seiner Forderungen überbracht. Hinsichtlich des Bombardements von Eckernförde war hinzugesetzt: Was die Beschießung einer offenen Stadt anbeträfe, so appelliere man in dieser Beziehung an das Völkerrecht. —

Nun trat eine halbe Stunde der größten Spannung und Erwartung ein. Was wird geschehen? Wird das furchtbare Schießen von neuem beginnen? Wird Eckernförde wirklich bombardiert und in Brand geschossen werden? Es schlägt 3 Uhr — alles ist still! ein Viertel 4 — alles noch ebenso. Da steigt plötzlich auf dem Linienschiff ein Signal in die Höhe und zugleich blitzt es auf allen drei Schiffen zugleich auf und der Donner der Geschütze rollt wieder so mächtig, wie am Morgen. Das Linienschiff lag noch immer fest an derselben Stelle, die Gesion nahe der Stadt; das Dampfschiff Hecla kreuzte hin und her. Während des Waffenstillstandes war der Gesion gegenüber, unmittelbar am Strande, eine nassauische Batterie aufgefahren, die zur detachierten Brigade des Herzogs von Koburg gehörte. Da sie auch nicht die allergeringste Deckung hatte, so war dies ein großes Wagestück, das ihrem Kommandeur, einem Hauptmann Müller — den ich später als pensionirten Oberstleutnant in Wiesbaden gekannt habe und der mir selbst dies bestätigte — wenn es glückte Beförderung und Orden, wenn es aber nicht glückte, und dies schien damals das Wahrscheinlichste, leicht den Abschied, wenn nicht mehr bringen mußte. Aber es glückte. Die Dänen schossen auch hier wieder zu hoch und töteten während eines fast 4stündigen ununterbrochenen Kampfes nur 2 Pferde der Batterie. Die nassauischen Kugeln schlugen aber stets mit großer Präzision in den Spiegel der Gesion ein, töteten dort eine Menge Menschen und richteten überhaupt einen enorm großen Schaden an derselben an, der der preußischen Regierung, als sie später das Schiff übernahm und repariren ließ, viel Geld gekostet hat. Wie sah es nun mit

dem Bombardement aus? glücklicherweise nicht schlimm. Es wurden allerdings einige glühende Kugeln nach Eckernförde hineingeworfen; es wurden 2 Menschen getötet und an 2 oder 3 Stellen stieg Feuer auf, das aber gelöscht ward; aber man sah bald ein, daß das ganze nur eine leere Drohung gewesen sei, da der Kommandant des Linienschiffes dies wohl kaum wagen konnte, da er längst wußte, daß sein Schiff nicht blos festsaß, sondern auch schon lange im Innern brenne und daher kaum eine Möglichkeit zu entkommen vorhanden war. Um aber doch einen Versuch zu machen, das Schiff wieder abzubringen, ward jetzt von ihm das letzte Mittel angewandt. Etwa zwischen 4 und 5 Uhr entstand eine große Unruhe bei den Schleswig-Holsteinern, sowohl beim Militär als bei uns Zuschauern. Wir sahen das Linienschiff Signal auf Signal geben und plötzlich ein zweites großes Dampfschiff, es war der Geyser, mit voller Dampfkraft in den Hafen hinein und direkt auf Christian VIII. zufahren; es ward auch nicht in seinem Lauf gehemmt, obwohl unsere Batterien ihre sämtlichen Schüsse auf dasselbe abgaben. Man sah, daß Boote von den Schiffen hin und herfuhren und daß ein großes Tau vom Linienschiff am Dampfschiff befestigt ward; man sah das Tau anziehen, daß Linienschiff sich bewegen -- sich drehen! Eine Minute weiter und möglicher Weise schleppt Geyser Christian VIII. aus dem Hafen heraus, die Gefion und die Hecla folgen und der Tag ist zu Ende, ohne daß wir ein Resultat erlangt haben. Da tritt wieder eine der wunderbaren Fügungen dieses Tages ein. Von der Nord-Batterie kommt eine Kugel und schießt das Tau, welches die beiden Schiffe verbindet, mitten durch. Das Linienschiff fliegt durch den entstandenen Ruck zurück und sitzt fester denn je. Das Dampfschiff bekommt einen Schuß in den Räderkasten, ist kampfunfähig, giebt jeden Versuch zur Rettung des Linienschiffes auf und schwankt wie eine lahme Ente aus dem Hafen hinaus. In dem Augenblick, wo dieser ereignißvolle und gewiß sehr selten vorkommende Schuß geschehen und seine Wirkung erkannt war, erscholl von allen mit Menschen dicht besetzten Höhen tausendfaches Hurra; natürlich auch von uns. Ob nun das abdampfende Schiff sich dafür rächen wollte oder ob es Zufall war, plötzlich schlägt in die Koppel wo wir stehen, einige 20 Schritt von uns, eine Kugel ein und wühlt mächtig in der Erde herum. Daß in einer Minute keiner mehr auf

der Koppel war, wird uns wohl niemand verdenken. Als das Dampfschiff außer Schußweite war, waren wir alle wieder da.

Nun ging das Schießen ununterbrochen weiter. Stunde auf Stunde ging dahin. Etwas nach 7 Uhr ward das Feuer auf den dänischen Schiffen immer schwächer und hörte zuletzt ganz auf. Zugleich erschien auf beiden Schiffen (das bis dahin am Kampf teilgenommen habende Dampfschiff Hecla war mit seinem angeschossenen Kameraden zugleich aus dem Hafen hinausgedampft) eine weiße Flagge. Was heißt das? was bedeutet das? Niemand wußte es im ersten Augenblick. Daß unsere Süd-Batterie noch ein paar Mal schoß, ist ihr später von den Dänen vorgeworfen worden, wer konnte es ihnen aber verdenken, denn es dauerte Minuten, ehe es allen klar wurde, daß das wunderbarste und nie geahnte eingetreten sei, daß der Stolz Dänemarks, seine beiden größten und schönsten Schiffe, kampfunfähig seien, daß sie bezwungen waren, daß sie sich den verhaßten Insurgenten ergeben hatten! —

Was sollte aber nun geschehen? Boote, um an die Schiffe heranzukommen hatten wir nicht, wenigstens nicht am Strande; von der Schiffsbrücke konnten allerdings einige Schiffsboote abgelassen werden, womit sollten diese aber bemannt werden und würden die Dänen sie ruhig heran laßen? Währenddem, daß hierüber hin und her debattiert ward, sah man ein Boot herantragen. Die Träger trugen es so weit ins Wasser, bis es flott war, dann watete der junge Unteroffizier Theodor Preusser durchs Wasser, bestieg das Boot und fuhr ganz allein zum Christian VIII., sagend, er wolle die Dänen bewegen, sich selbst auszuschiffen. Alles schüttelte die Köpfe, man meinte, das würden sie nimmer thun — und dennoch geschah auch dies! Nach kurzer Zeit sah man 5 bis 6 große Boote vom Linienschiff abstoßen, die mit Seesoldaten und Matrosen voll besetzt waren. Diese kamen bis etwa 20 Schritte ans Ufer heran, stiegen aus, standen bis an die Brust im Wasser, kamen ans Land und legten dort ihre Waffen nieder, worauf sie in verschiedenen Karrees aufgestellt wurden. Auch dieses habe ich alles selbst mit angesehen. Nachdem nämlich die weiße Flagge auf den Schiffen aufgezogen und deren Bedeutung erkannt war, begab ich mich mit dem Kammerherrn von Ahlefeldt-Saxdorf, der, auf einer Tour nach dem Norden begriffen, durch

das heftige Schießen bewogen ward, umzukehren, und mich auf der Koppel aufgesucht hatte, durch Eckernförde nach dem Strande bei der Süd-Schanze, wo die Ausschiffung der Dänen vor sich ging. Diese, obwohl bis unter die Arme durchnäßt, sahen keineswegs niedergeschlagen aus, im Gegenteil, eher heiter. Später wurde mir der Grund davon sehr klar; sie wußten ja, daß das Schiff brenne und welche Katastrophe demselben bevor stand, da waren sie, wenn auch in Gefangenschaft, dem sicheren Tode entgangen. Während die Ausschiffung fortgesetzt ward, sprengte plötzlich eine Reihe Offiziere die Kieler Chaussee entlang. Es war der Kommandeur der detachierten Brigade, der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg mit Suite.

Nachdem ungefähr 600 Seesoldaten und Matrosen ausgeschifft waren, sah man wieder ein Boot vom Linienschiff abstoßen und gleich darauf trugen 6 Matrosen einen alten Herrn in großer Marine-Uniform ans Land. Es war der 73 Jahre alte Kommandeur-Kapitän Paludan, Befehlshaber der Eskadre. Er übergab dem Herzog von Koburg seinen Degen, während ihm dabei die hellen Thränen über die Backen liefen.*)

Der Herzog befahl, daß der Gefangene nach dem „Hansenschen Gasthof" in Eckernförde gebracht werde. Aber wie sollte dies ausgeführt werden? sollte der alte, tiefgebeugte Mann, der sich kaum auf den Beinen halten konnte, durch den tiefen Sand dahin waten? Da sagte Ahlefeldt zu mir: Unser Wagen hält hier nebenan auf der Chaussee, haben Sie etwas dagegen, wenn der Kommandeur darauf nach Hansen fährt? — ich, gewiß habe ich nichts dagegen. Wir sagten es dem Herzog und dieser bewilligte es. Darauf traten wir beide an Paludan heran, und Ahlefeldt, der ihn kannte von der Zeit her als Paludan in Kopenhagen Director der Seekadetten-Akademie gewesen, und ein Sohn Ahlefeldts dänischer Kadett, sagte ihm, daß er unsern Wagen benutzen könne. Dies Anerbieten rührte ihn so, daß er uns beide zu Mitwissern eines Geheimnisses machte, das er

---

*) Nach Johann Meyer „Gröndunnerstag bi Eckernför", Seite 79, ist Preußer es selbst gewesen, welcher dem Admiral den Degen abgefordert, ihn im Boote ans Land begleitet, sowie den Degen dem Herzog von Koburg übergeben hat. Darauf ist er mit demselben Boot wieder ans Schiff zurückgekehrt.

doch wohl damals noch nicht verraten durfte. Er sagte uns nämlich: Meine Herren, ich rate Ihnen, sich nicht zu lange hier am Strande aufzuhalten; das Linienschiff brennt schon lange und man kann nicht wissen, was geschehen wird. — Wir hatten keine Verpflichtung, dies zu verschweigen und teilten es den Herumstehenden mit; in Folge dessen leerte der Strand sich sehr bedeutend. Diese Äußerung Paludans ist mir auch später stets interessant und wichtig gewesen, zumal, als später der dänische Kriegsbericht über die Schlacht von Eckernförde erschien und es darin hieß, der zweite Kommandeur von Christian VIII., Kapitän Krieger, habe es in die Luft gesprengt, damit es den Insurgenten nicht in die Hände fallen sollte, da es in Folge des scharfen Ostwindes an den Strand getrieben, festgesessen und nicht wieder flott hätte werden können! —

Als der Kutscher, der den Kommandeur Paludan gefahren hatte, zurück kam, bestiegen Ahlefeldt und ich den Wagen und befahlen, so rasch die Pferde laufen könnten nach Schnaap zu fahren, wo wir ja unsere Familien hatten. Etwa 5 Minuten später, es mochte gerade 8 Uhr sein, hatten wir Eckernförde passiert und fuhren etwas langsamer den Berg bei der Schnaaper Mühle hinauf. Von hier aus hat man eine weite Aussicht über die Stadt, den ganzen Hafen und die Umgegend. Plötzlich sehe ich, wie unsere Pferde sich in die Höhe bäumen — ein starker Knall erschüttert die Luft, eine plötzliche Helligkeit tritt ein, unsere Blicke richten sich nach dem Hafen. Da steigt eine mächtige Feuersäule, ähnlich wie man sich wohl einen feuerspeienden Berg denkt, in die Höhe. Christian VIII.! das mächtige Linienschiff, der Stolz Dänemarks, ist mit etwa 200 Menschen, die noch nicht ausgeschifft waren, in die Luft geflogen! — *)

---

*) Über die Katastrophe der Explosion Christian VIII. berichtet die Gräfin Reventlow von Altenhof wie folgt: In Eckernförde war uns gesagt, die Schiffe sollen beide brennen, fahren sie lieber den Windebyer Weg und nicht am Strande! So hielten wir nur vor der Post und verließen dann das von Menschen wogende Städtchen. Es war ganz Nacht geworden, aber klar und mondhell. Gespensterhaft lagen beide Schiffe, der Christian VIII. scheinbar tot und verlassen und dem Ufer so nahe wie ein Gebirge; vor uns, grade da, wo der Weg nach Windeby von der Chaussee abgeht, kehrte er dem Strand seine lange Seite zu, als läge er bei dem niedrigen Wasserstande halb auf dem Trockenen. Da kam es mir vor, als umgebe ein leichter Nebel das Schiff und, während ich noch beob-

Im sausenden Galopp fahren wir nach Schnaap; eine große feurige Wolke, die man meilenweit, z. B. in der Stadt Schleswig, gesehen hat, begleitet uns. Jubelnd werden wir von den Unsrigen begrüßt; ein Korb Champagner, den Ahlefeldt den Kriegern im Norden hatte bringen wollen, wird ausgepackt und Flasche auf Flasche geleert auf Schleswig-Holstein, auf seinen unvergeßlichen Sieg und auf alle, die dazu beigetragen haben. Immer mehr Bekannte kamen nach Schnaap und brachten stets neue Nachrichten. So erfuhren wir, daß von den in die Luft geflogenen Menschen ein einziger am Leben geblieben sei; dies war ein Baron Wedell, norwegischer Offizier, der als Freiwilliger auf dem Schiffe diente. Im Moment des Auffliegens springt er über Bord und schwimmt ans Land. Nach der Gefion hatten sich ein paar beherzte Kappeler Schiffskapitäne begeben und den Kommandanten derselben, Kapitän Meyer, aufgefordert, sich mit seinen Leuten in die Stadt zu begeben und sich dort als Gefangene auszuliefern. Dieser wollte dies zuerst durchaus nicht, gab aber zuletzt zähneknirschend nach. Die Gefangenen wurden zugleich mit denen vom Christian VIII. in die Kirche eingesperrt, und am andern Morgen nach Rendsburg transportirt;

---

achtete, ob dieser sich aus einer bestimmten Stelle entwickele und eben sagte: das Schiff raucht schon! sah ich eine züngelnde Flamme. In demselben Augenblick dröhnte die Erde von einem furchtbaren Knall und vor uns stand das furchtbarste und großartigste Schauspiel, was meine Augen je gesehen. Mir schien, als stände eine Sekunde lang die Form des Schiffes in unabsehbarer Vergrößerung in ungeheurem Feuer still, dann stieg diese ganze furchtbare Glutmasse langsam, kerzengerade gen Himmel, nach allen Seiten Feuerkugeln, brennendes Holz und Funken entsendend. Wir befanden uns eingehüllt in einen andern Aether, wie man sich den jüngsten Tag, die Auflösung der Elemente denken mag. Die wunderbarsten feurigen Körper schwebten über uns, doch ein günstiger Wind blies den Schwefelpfuhl von uns und der Stadt weg und über das Meer, weit gegen den Horizont hin. Ganz vorne übergelehnt, trieben wir die schon wie von einem elektrischen Schlage berührten, vorwärtsschnaubenden Pferde zur beflügelten Eile an. — So habe ich den Zug der ganzen furchtbaren Masse über uns hinweg vollkommen deutlich verfolgt; es war, als ob eine dunkle, schwarze Wolke voll goldener Sterne — ganze Klumpen Kugeln, alle möglichen Formen annehmend — über uns schwebe. Ein Atom davon aus dieser Höhe auf uns herabgeschleudert und wir waren verloren. Als wir auf der Höhe waren, wo der Weg von Windeby an den Strand hinabgeht, sahen wir allmählich am Horizont eine feurige Masse sich senken, und wir waren gerettet.

es waren noch immer gegen 1000 Mann. Es hieß, es sähe auf der Gefion schrecklich aus, besonders im Spiegel derselben, in welchen bekanntlich die nassauische Batterie beständig hineingeschossen hatte; allein dort sollten einige 50 Tote liegen. Daß die Sache nicht übertrieben war, davon habe ich mich am nächsten Morgen überzeugt, wo es mir vergönnt war, durch Vermittelung des Herzogs von Koburg, als einer der ersten die Gefion zu betreten. In alle den Jubel mischte sich aber dennoch eine Trauerkunde, das war der Tod des jungen tapfern Unteroffiziers Theodor Preusser, des Kommandeurs der Süd-Batterie. Dieser hatte sich, wie schon angeführt, bekanntlich auf Christian VIII. begeben, um die Ausschiffung der Dänen zu beschleunigen. Obwohl beständig gewarnt und aufgefordert, das brennende Schiff zu verlassen — so haben die Gefangenen wenigstens später ausgesagt — hatte er dies standhaft verweigert und sich alle Mühe gegeben, um die Sache zu beschleunigen und so wohl noch alle zu retten. Doch sein menschenfreundliches Werk sollte nicht gelingen — es war zu spät! Der junge Held war zugleich mit 200 Menschen mit dem Schiff in die Luft geflogen! Später ward seine Leiche, wie auch die der sämtlichen verunglückten Dänen, durch eine englische Taucherglocke vom Grunde des Meeres heraufgeholt und feierlich auf dem Eckernförder Kirchhof begraben. Auf seinem Grabe steht eine der großen Kanonen Christian VIII., denn auch diese wurden sämtlich aufgefischt, und nach diesem Grabe zieht an jedem 5. April, im nächsten Jahre zum 39. Male, ganz Eckernförde und gedenkt seines jungen Helden, gedenkt seines Ehrentages; denn dieser Tag wird dort wie auch in ganz Schleswig-Holstein noch stets gefeiert und nicht vergessen werden, so lange noch einer von der jetzigen Generation lebt.

Das war der glorreiche Tag, der Ehrentag Eckernfördes, der unvergeßliche 5. April 1849!

Kolding am 20. und 23. April 1849,

von Th. Schrader.

Längere Zeit hatte die Avantgarde in Groeninghoved an der Skamlingsbank *) (der Heimat des berüchtigten dänischen Freischaarenführers Lauritz Skau) und Umgegend gelegen. Der von den verschiedenen Truppenteilen eifrig betriebene Rekognoszierungs- und Vorpostendienst wurde schließlich doch etwas langweilig. Nur einmal kam etwas Abwechselung in das tägliche und nächtliche Einerlei. Die Dänen erschienen mit einer ziemlich starken Abteilung auf dem Wege, der von Soelund nach Groeninghoved führt, wurden indessen vom 9. Bataillon nach kurzem Gefechte zurückgeworfen.

Endlich kam der langersehnte Befehl zum Vorrücken. Am 19. April bezog das 9. Bataillon in und bei dem südöstlich von Kolding gelegenen Dorfe Dalbye ein Biwak. Die Feldwachen für das Terrain westlich von Dalbye und südlich von Kolding wurden vom 10. Bataillon gegeben. Das 9. Bataillon sicherte sich während der Nachtzeit noch besonders durch starken und häufigen Patrouillengang, wobei man öfters auf feindliche Patrouillen und Vorposten stieß. Der leichte Schneefall am frühen Morgen war am Nachmittage der hervortretenden Sonne gewichen; kurz vor ihrem Untergange schien sie noch einmal recht klar über das zwischen Dalbye und Kolding höher liegende Plateau hin. Auf demselben lag, in ungefähr südlicher Richtung von Kolding, ein einzelnes Haus, in

*) Die Skamlingsbank ist eine bedeutende Erhöhung unmittelbar neben dem Dorfe Groeninghoved, etwas über 2 Meilen nördlich von Hadersleben, ungefähr 1/4 Stunde vom Kleinen Belt belegen. Von derselben hat man eine prachtvolle, weitreichende Aussicht über den Kleinen Belt bis zur Insel Fühnen.

welchem, wie man in Erfahrung brachte, eine starke dänische Feldwache etabliert war. Plötzlich fuhren ein paar Geschütze von unserer sechspfündigen Batterie auf und gaben einige Schüsse auf jenes Haus ab. Im Nu kamen die Hannemänner heraus, wie ein gestörter Bienenschwarm, und konzentrierten sich weiter rückwärts.

Während der Nacht durchschwirrten allerhand Gerüchte die Luft. Einmal hieß es, daß wir am nächsten Morgen Kolding angreifen würden, bald darauf wurde wieder vom Zurückgehen gesprochen. Letzteres erschien schließlich als das Wahrscheinlichere, denn unsere Artillerie wurde während der Nacht weiter zurückverlegt.

Da kam morgens um 5 Uhr der Befehl zum Vormarsch und Angriff auf Kolding. Was für Freude und Lust, als unser Bataillon (das 9.) antrat! Gegen 6 Uhr standen wir auf der Höhe neben der Straße, welche von Süden nach Kolding hinein führt. Im Umsehen war das Tirailleurfeuer eröffnet. Während wir in den Gräben an der Straße, durch Gärten und hinter den Häusern nach der Stadt hin tiraillierten, stand unser Musikkorps auf einem höheren Punkte hinter uns und spielte lustig sein „Schleswig-Holstein", bis endlich die Dänen es mit ihrer Espignolen-Batterie vertrieben.*) Gleichzeitig mit dem 9. Bataillon ging das 2. Jägerkorps vor.

Die 3. Kompanie des 9. Bataillons war schließlich westlich von der Straße bis hinter die letzten Häuser vor der Stadt gelangt, von wo aus wir in ziemlich gedeckter Stellung mit Muße und Sicherheit ein lebhaftes Feuer auf die Dänen unterhielten. Der Zugang zu der vor uns liegenden Brücke über die Kolding-Au war mit einem hohen, starken und mit Schießscharten versehenen Pallisadenthor ver-

---

*) Die Dänen bildeten sich viel auf ihre Espignolen-Batterien ein, bis sie einsahen, daß dieselben nicht viel mehr als ein unnützes Spielzeug seien. Diese Batterien bestehen aus einer Anzahl einer gewissen Art von Gewehrläufen, deren jeder mit einer Anzahl von Pulversätzen und Kugeln geladen ist, die abwechselnd im Laufe vor einander liegend, durch eine Zündschnur verbunden sind, weshalb auch die Kugeln ein Loch haben. Wird die Zündschnur am vorderen Ende, d. h. dem der Mündung zunächst liegenden, angezündet, so erfolgt nach und nach die Explosion der Pulversätze, von denen jeder immer eine Kugel heraustreibt von der Größe eines Taubeneis. Diese Batterien konnten nur im Arsenal zu Kopenhagen geladen werden.

schlossen. Die Fenster der auf der Nordseite der Kolding=Au gelegenen Häuser waren durch teilweises Vermauern in Schießscharten umgewandelt. Das Schießen wurde schließlich langweilig, denn, obgleich die Dänen — wie wir später erfuhren — bedeutende Verluste dabei erlitten, sahen wir doch keinen Erfolg und keinen Weg zum Weiterkommen vor uns. Lebhaft wurde die Abwesenheit unserer in der Nacht zurückverlegten Artillerie bedauert; mit wenigen Schüssen würde sie das vor uns liegende Blockthor geöffnet haben.

So mochte es wohl 11 Uhr geworden sein, als mit einem male sich ein paar Schützen von unserer Kolonne ablösten und schnell über den offenen Platz von den letzten Häusern nach dem Blockthore sprangen. Im Augenblick hob der eine den anderen über die Pallisaden, dieser sprang auf der anderen Seite hinab und im Umsehen hatte er die Riegel des Thores zurückgeschoben; dicht gedrängt stürmte sofort unsere Kompanie mit anderen Truppenteilen unter lautem Hurra durch das geöffnete Thor in die Stadt. Die beiden Helden waren der Unteroffizier Rogier (auch St. Julien genannt) von der 2. und der Musketier Meier von der 3. Kompanie unseres, des 9. Bataillons.

Die Dänen hielten jetzt nicht mehr Stand, sondern liefen durch die Stadt und nördlich aus derselben hinaus, schneller in der That, als wir zu folgen vermochten. Von einem eigentlichen Gefechte in den Straßen war keine Rede mehr, obgleich wir unter fortwährendem Feuern die Hetzjagd durch die Stadt fortsetzten. Erst hinter derselben, auf dem dort von der Stadt aus ansteigenden Terrain, trafen wir auf eine hinter einem Knicke stehende feindliche Tirailleurkette. Der Kampf währte auch hier nicht lange mehr; wenn der Feind auch auf diesem Platze noch ansehnliche Verluste erlitt, wie wir beim Vordringen an den umherliegenden Gewehren, Tschakos ꝛc. und den vorhandenen Blutlachen erkennen konnten. Unsere Dragoner übernahmen die weitere Verfolgung des Feindes.

Eine kleine Episode sei hier noch mitgeteilt: Wir hatten einen älteren, braven Soldaten in unserer Kompanie, namens Tiedemann, der ruhig und unverdrossen allezeit seinen Dienst versah und selten aus seiner Schweigsamkeit heraustrat. Im Jahre 1848 stand er beim v. d. Tannschen Freikorps und war mit demselben in Jütland gewesen. Zu der Zeit hatte er, wie mancher andere, eines Tages

Urlaub nach Kolding genommen, war aber dort bei seinem harmlosen Umherwandern von Koldinger Einwohnern nicht allein verhöhnt, sondern sogar aus dem oberen Stocke eines Hauses mit dem Inhalte eines Nachtgeschirres begossen worden. Etliche Soldaten der Reichstruppen, welche die Besatzung von Kolding bildeten, hatten den Vorgang mit angesehen und den wackeren Freischärler, der freilich keine saubere Uniform trug, sogar noch ausgelacht. Was konnte letzterer anderes thun, als seinen grimmigen Zorn für den Augenblick verbeißen. Kam aber später in seiner Gegenwart die Rede auf Kolding, so brach sein Grimm hervor, und dann vermaß er sich hoch und teuer, daß er sich an den Koldingern schon rächen werde, wenn wir jemals wieder dorthin kommen würden. Jetzt waren wir wieder da, hatten die Stadt mit Sturm genommen, und Tiedemann war unter den Eindringenden einer der ersten gewesen. Indem er mit dem „Gewehr zur Attake" hinter dem fliehenden Feinde herstürmte, fand er doch noch so viel Zeit, jedes Mal, wenn er bei einem Schaufenster vorbeikam, gegen die großen Glasscheiben einen tüchtigen Stoß mit dem Bajonett zu führen, mit den Worten: „Teuf, dat is for domals." *) Das war seine lange aufgesparte Rache. —

Während andere Truppenteile unserer Avantgarde das vorliegende Terrain besetzten, wurde für das 9. Bataillon zum Sammeln geblasen. Nach und nach trafen die einzelnen Abteilungen desselben im nördlichsten Stadtteile ein. Hier fanden wir unsern verehrten kommandierenden General v. Bonin vor. Mit begeistertem Hurrarufen, das immer wieder aufs neue erscholl, sowie die einzelnen Trupps des Bataillons eintrafen, wurde er begrüßt. Bonin war vom Pferde gestiegen, und die helle Freude leuchtete aus seinem Gesichte, es war ja heute die erste größere Waffenthat gewesen, dessen glorreichen Erfolg ein Teil der von ihm neu geschaffenen und organisierten Armee errungen hatte. Er stand mitten im Kreise der gesammelten Abteilungen und reichte mit gewinnender Herzlichkeit seine Hand den um ihn stehenden Offizieren und Soldaten, dabei oft die Worte wiederholend: „Ist denn keiner mehr da, der mir die Hand reicht?"

---

*) Wart', das ist für damals.

Später, als General v. Bonin fortgeritten war, hatte sich das ganze Bataillon auf dem Platze gesammelt. Major Hake, unser Bataillons-Kommandeur ließ Kreis formieren und hielt, in der Mitte desselben vom Pferde aus, eine der Gelegenheit entsprechende Anrede an das Bataillon. Außen, ein paar Schritte entfernt, umstanden eine große Anzahl Einwohner der Stadt das Bataillon. Major Hake war redegewandt und sprach auch dieses Mal sehr gut. Am Schlusse seiner Ansprache reckte er sich auf seinem Rosse, faßte die umstehenden Zivilisten scharf ins Auge, steckte seine freundlichste Miene auf und sprach: „Dem friedliebenden Bürger sind wir Engel." Dann machte er eine kleine Pause, um seinen nachfolgenden Worten mehr Eindruck zu verleihen, und setzte darauf mit seinem grimmigsten Gesichte und erhobenster Stimme hinzu: „Aber dem böswilligen Bürger sind wir Teufel." Bei der ersten Hälfte der Sentenz rissen alle die anwesenden Koldinger wie auf Kommando die Mütze vom Kopfe und machten eine tiefe, gleisnerisch-demütige Verbeugung. Als dann aber die andere Hälfte der Sentenz hinterher kam, hatten sie ebenso schnell die Mütze wieder auf dem Kopfe, standen steif wie die Böcke da und machten das trotzigste Gesicht von der Welt. Der Vorgang war außerordentlich spaßhaft, aber sehr bezeichnend für den allgemeinen Charakter der Bevölkerung der Stadt.

Der Kreis öffnete sich und jede Kompanie nahm ihre Stellung ein. Auf Befehl des Kommandeurs der Avantgarde, des Obristen von Zastrow, hatte das 9. Bataillon die Stadt Kolding zu besetzen. Um die Mannschaften vorläufig unterzubringen, wurde die Stadt nach den Hauptstraßen in vier Teile zerlegt, von denen jeder Kompanie einer zugewiesen wurde. Unsere dritte Kompanie, welcher das südwestliche Viertel zugeteilt war, ging sofort dahin ab. Langsam in der unser Terrain durchschneidenden Straße marschierend, wurden die einzelnen Häuser, ihrem äußeren Ansehen entsprechend, mit mehr oder weniger Mannschaft belegt, deren Anzahl an der äußeren Thüre mit Kreide bemerkt wurde. Nahe dem Ende der Straße fanden wir noch ein anständig und geräumig aussehendes, ziemlich neues Haus. Mit den 20 Mann, 4 Unteroffizieren, 2 Offizieren und 1 Fähnrich, welche von der Kompanie noch übrig waren, nahmen wir das Haus in Besitz. Der uns auf dem Hausflur entgegentretende Eigentümer sprach die Meinung aus, daß die Unteroffiziere und Soldaten einen

rückwärts gelegenen Stall, die Offiziere einen im Garten befindlichen Pavillon beziehen sollten, indem er hinzufügte, daß die dänischen Offiziere und Soldaten in denselben Räumlichkeiten einquartiert gewesen seien. Der Mann war Advokat und versuchte den Rechtspunkt als Hausherr festzuhalten. Er wurde in aller Gemütlichkeit zur Seite geschoben, und eine Inspizierung des ganzen Hauses, wie notwendig, vorgenommen. Die Mannschaften wurden in einigen Zimmern des Parterre untergebracht, während die Offiziere und Unteroffiziere den großen Salon im zweiten Stock in Besitz nahmen. Ein daneben liegendes Zimmer wollte der Hausherr durchaus nicht öffnen; er behauptete, daß eine kranke Frau sich in demselben befände und blieb auch bei seiner Weigerung, als man ihm bedeutete, daß man nur hineinsehen und die Kranke nicht im geringsten stören wolle. Als aber nun einer unserer Leute kommandiert wurde, die Thüre mit einer Axt aufzubrechen, fand der Advokat es doch geraten, dieselbe geschwind mit dem Schlüssel zu öffnen. Seine Angabe wegen der Kranken entpuppte sich als Lüge. Niemand war in dem Zimmer, das man mit den besten Sachen des Hauses vollgepfropft hatte. Unser Hausherr wollte auch kein Deutsch verstehen; die Dienstmagd des Hauses, welche sowohl deutsch als dänisch sprach, mußte die Dollmetscherin machen; aber im Eifer der Verhandlungen vergaß er sich bald darauf und sprach ganz gutes Deutsch mit uns.

Unser Magen, dem seit dem gestrigen Tage nichts geboten worden war, fing nachgerade an, sehr bedenklich zu knurren; Lieferungen hatte es am heutigen Tage noch nicht gegeben; die sogenannten „eisernen Rationen“, welche jeder Soldat im Tornister mit sich führte, durften nur im dringendsten Notfalle angegriffen werden. Unser Advokat beteuerte steif und fest, es sei im ganzen Hause nichts Eßbares mehr vorhanden, die Dänen hätten alles aufgezehrt. Eine genaue Untersuchung der geräumigen und mit schönem, blanken Kochgeschirr ausgestatteten Küche ließ uns eine in den Keller führende Fallthür entdecken. Während ein Unteroffizier mit einem Mann hinunter stieg, hielten ein paar andere an der Thüre Wache. Auf einmal scholl ein Jubelruf aus dem Keller herauf, und sofort wurde ein mächtig großer Korb, ganz mit Eiern gefüllt, herauf gereicht; dann kam eine große Butte mit frischem Rindfleische; Butter, Brot

und andere gute Sachen kamen in Masse nach. Zum dritten Male hatte unser juristischer Hauswirt sich als Lügner erwiesen; es wurde ihm einstweilen aufs Kerbholz verzeichnet. Von der Köchin des Hauses wurde verlangt, die aufgefundenen Lebensmittel unter Beihülfe einiger unserer Soldaten, schnellstens in eine gute Mahlzeit umzuwandeln. Als sie sich dessen weigerte, ging der höhere Spaß in der Küche los. In aller Gemütsruhe wurde das schöne, blanke, kupferne Kochgeschirr von den Brettern und Haken genommen und das Feuer im Kochherd geschürt. Unsere Leute hatten schon genug im Felde gelernt, um ein gutes Essen selbst bereiten zu können, wenn nur die erforderlichen Zuthaten vorhanden waren. Als die Köchin den Verlauf der Sache gewahr wurde, besann sie sich eines besseren, legte selbst Hand mit an, und binnen kurzem standen unsere Leute in ganz gutem Einvernehmen mit ihr.

In kurzer Zeit war das Essen fertig und wurde im großen Salon der zweiten Etage für die ganze Mannschaft, zum maßlosen Erstaunen unseres Wirtes, auf der dort vorhandenen großen Tafel serviert. Daß Offiziere so kameradschaftlich mit ihrer Mannschaft verkehren konnten, war ihm etwas Unerhörtes, da bei den Dänen so etwas nicht vorkam.

Schließlich war unser Wirt verschwunden. Wie sich bald nachher herausstellte, war er zum Kommandanten der Stadt, unserm Major Hake, gegangen, und hatte bei demselben seine Einquartierung wegen verübten gräßlichen Unfugs verklagt. Der Major, der da meinte, daß wirklich etwas Außerordentliches vorgekommen sein möchte, schickte seinen Adjutanten, der aber — nachdem er die Unverschämtheit und Widerspänstigkeit unseres Quartiergebers gewahr geworden war — diesem seine Meinung in sehr deutlichem, groben Deutsch sagte. —

Auch beim General Bonin hatte sich ein Bürger Koldings eingefunden, und Klage vorgebracht, daß ein Soldat sich ein paar Zigarren habe geben lassen, ohne dafür zu bezahlen. Bonin, der unter allen Umständen sonst sehr gelassen blieb, war denn doch zornig geworden und hatte dem Menschen den Standpunkt klar gemacht, daß wir die Stadt erstürmt hätten, und daß die Einwohner sehr froh sein könnten, wenn die Sieger sich sonst keine Exzesse zu Schulden kommen ließen.

Es gab noch manche andere Weitläufigkeiten zwischen unseren Soldaten und den widerhaarigen, unverschämten Einwohnern der Stadt. So z. B. wollten die Ladenbesitzer kein schleswig-holsteinisches Papiergeld von uns in Zahlung annehmen. Im nächsten Korpsbefehle wurde verfügt, daß kein Soldat in anderem Gelde als schleswig-holsteinischen Kassenscheinen zu bezahlen brauche. Wer dieses nicht nehmen wolle, könne den Käufer ja einstweilen in sein Schuldbuch eintragen. Dieser Befehl hatte sofort die Folge, daß alle Kaufleute in Kolding fortan unser Papiergeld ohne Weigerung annahmen. Niemals hat es auch ein besser gesichertes Papiergeld gegeben.

Nachmittags hatte ich mit unserm Fähnrich W. Dienst. Als wir nach Beendigung desselben nach unserem Quartier zurückkamen, fanden wir, daß eine allgemeine Umquartierung mit Hülfe der unterdessen organisierten Einquartierungs-Kommission stattgefunden hatte. Wir beide waren vergessen worden und hatten deshalb thatsächlich kein Unterkommen. Kurz entschlossen gingen wir direkt zu der im Rathause tagenden Kommission und trugen unsern Fall vor. Nach einigem Zögern erhielten wir Billets für die am großen Marktplatze, dem Rathause gegenüberliegende Apotheke. Diese war unstreitig eines der besten Häuser in der Stadt und merkwürdiger Weise von Einquartierung verschont geblieben. Als ich mit meinem Fähnrich über den Marktplatz der Apotheke zusteuerte, erschien der Eigentümer derselben in der Hausthür, nahm uns auf's freundlichste in Empfang und wies uns sein zu ebener Erde gelegenes, bestes Zimmer mit daneben liegendem Schlafraum als Quartier an. Wir fanden Sofa, gepolsterte Stühle mit allen möglichen, sonstigen bequemen und eleganten Einrichtungen, auch ein schönes Piano vor; die zwei Fenster der Hauptstube boten die Aussicht auf den Marktplatz. Binnen ganz kurzer Zeit wurde uns ein vortreffliches Essen, dem auch zwei Flaschen Wein beigegeben waren, serviert. Unser Wirt erkundigte sich sehr zuvorkommend nach unseren weiteren Wünschen, und bedauerte sehr, daß wir deren zunächst keine weiteren hatten.

Abends mußte das Bataillon Alarmhäuser beziehen. Unsere Kompanie bekam die Räume des Gymnasiums angewiesen. Mit unserm Hauptmann und einigen anderen Bevorzugten teilte ich das Bibliothekzimmer der Anstalt für die Nacht. Nach den vielfachen

Anstrengungen des Tages schlief es sich prachtvoll auf dem flachen Fußboden. Ein mächtiger Foliant, eine uralte Bibelausgabe diente mir als Kopfkissen. Um 5 Uhr morgens wurde die Mannschaft in ihre Quartiere entlassen.

Im Laufe des Vormittags erschien ein Befehl unseres Bataillons-Kommandeurs und Stadtkommandanten, welchem zufolge jedes Haus der Stadt nach Waffen und sonstigen militärischen Gegenständen gründlich durchsucht werden sollte. In unserer Apotheke fiel die Leitung dieser Durchsuchung mir anheim. Unsern Fähnrich beauftragte ich, dieselbe in der eigentlichen Apotheke auf der andern Seite des Hausflurs und in den daneben befindlichen Wohnzimmern der Familie des Apothekers auszuführen. Diese bestand, soweit mir erinnerlich ist, aus dem Apotheker, dessen etwa 20 jährigen, schönen Tochter und einem um ein paar Jahre jüngeren Sohne. In der Apotheke befand sich außer dem Provisor noch ein anderer junger Mann, angeblich ein Gehülfe, dem man aber, trotz seiner Zivilkleidung, mit seinen kurzgeschnittenen Haaren und seiner militärischen Haltung auf den ersten Blick den Soldaten ansehen konnte. Wahrscheinlich hatte er sich bei der Flucht der Dänen verspätet und war dann in der Geschwindigkeit zum Apothekergehülfen metamorphisirt worden. Ich selbst begann mit Hülfe von zwei Unteroffizieren die Durchsuchung der übrigen Räumlichkeiten des Hauses. Sobald unser Vorhaben bekannt wurde, gerieten die Einwohner des Hauses in nicht geringe Aufregung. Der Apotheker suchte mir mit eindringlich-gleißnerischer Freundlichkeit klar zu machen, daß sich in seinem Hause gewiß keine militärischen Gegenstände vorfänden. Natürlich ließ ich mich nicht irre machen und stieg mit meinem getreuen Sergeanten Bartels, der gut dänisch sprach, in die unteren Räume hinab. Wir kamen in einen mäßig großen Kellerraum, an dessen vier Wänden sich Gestelle befanden, die vom Fußboden bis unter die gewölbte Decke mit vollen Weinflaschen belegt waren. Der uns begleitende Apotheker erklärte, daß dieses der einzige Keller im Hause sei. Mir wollte das aber nicht einleuchten, da der Raum im Vergleiche zu der Größe des Hauses zu winzig erschien. Eine genaue Untersuchung ergab dann auch, daß eine Abteilung des Gestelles von einigen Fuß Breite erst neuerlich eingefügt sein mußte. Im Umsehen waren die Weinflaschen aus dieser Abteilung fortgenommen, und der neue

Gestellteil herausgerissen, und eine Thür lag vor unsern Augen. Mit dem vom verblüften Apotheker nunmehr gutwillig herausgegebenen Schlüssel wurde die Thür geöffnet. Elf große Kisten standen in dem Raume, der durch ein kleines nach der Straße führendes Fenster ziemlich gut beleuchtet war. Bei der Untersuchung stellte es sich heraus, daß zehn dieser Kisten eine vollständige Ausstattung von Bett- und Tischzeug, Wäsche und Kleidungsstücken für eine Dame enthielten, die nach den zum Teil kostbaren Gegenständen zu urteilen, höhern Ranges sein mußte, die elfte Kiste dagegen war mit militärischen Gegenständen, als Uniformen, Waffen u. s. w., vollgepfropft. Aus vorgefunden Papieren war zu ersehen, daß die Sachen in der elften Kiste das Eigentum des dänischen Rittmeisters von Torp waren. Der Apotheker gab nun selbst an, daß dieser Offizier bei ihm in Quartier gelegen habe. Die in den übrigen zehn Kisten enthaltenen Sachen seien die Ausstattung der Braut des Rittmeisters, mit der er sich in einigen Tagen habe vermählen wollen. Diese zehn Kisten ließen wir natürlich unangefochten stehn, der Inhalt der elften dagegen wurde hinauf in unser Zimmer geschafft. Unterdessen hatte sich oben in den Wohnräumen des Apothekers eine andere Scene abgespielt.

Als unser Fähnrich in dem Wohnzimmer des Apothekers erschien und seine Absicht kund gethan hatte, daselbst Nachsuchung halten zu wollen, hatte die Tochter des Hauses nichts Besseres zu thun gewußt, als geschwind in Ohnmacht zu fallen und sich auf den Sofa hinsinken zu lassen. Das war ein Anblick, welcher unserm galanten Fähnrich das Herz rührte; voll Eifer, seiner Mission einen mildernden Anstrich zu geben, trat er zu dem Fräulein, um ihr die bittere Notwendigkeit seiner Aufgabe mit begütigenden Worten zu erklären. In seinem wohlgemeinten Eifer war seine Hand in zarte Berührung mit dem Arme der dänischen Patriotin gekommen, was bei dieser nicht allein ein sofortiges Erwachen aus ihrer Ohnmacht zur Folge hatte, sondern merkwürdiger Weise auch ihrer rechten Hand einen solchen Schwung verlieh, daß sie mit des Fähnrichs Backe lautschallend in Berührung kam; „Forbandete Tydske Röver“ entfuhr ihren schönen Lippen dabei. Ein älterer, ehrenfester Unteroffizier war Zeuge der Szene gewesen und rapportierte sie mir getreulich wieder. Im Übrigen wurde der Vorgang kameradschaftlich totgeschwiegen.

Im Verlaufe weiterer Nachsuchung fanden wir in den Ställen des Apothekers unter einer Anzahl von Arbeitspferden auch ein wertvolles Kavalleriepferd mit dem dänischen Armeebrande am Schenkel. Das war gute Beute. Wo aber ein solches Pferd war, mußte auch dessen gutes Sattelzeug nicht weit sein. Alles emsige Forschen nach demselben war längere Zeit vergebens, bis es endlich auf dem Dachboden in einer tief unter dem Dachwinkel versteckten Kiste entdeckt wurde. Pferd, Sattelzeug und alle anderen aufgefundenen Militäreffekten, zu denen noch ein in der Apotheke versteckt gewesenes, schönes Doppelgewehr kam, wurde an unsern Major Hake abgeliefert.

Major Hake war, wie schon erwähnt wurde, vom General-Kommando als Kommandant der Stadt Kolding eingesetzt worden. Als solcher ließ er denn auch früh morgens am 21. April den Bürgermeister der Stadt zu sich bescheiden und erklärte ihm mit dürren Worten, daß er der Stadt Kolding als Kontribution auferlege, jedem Soldaten des 9. Bataillons binnen 24 Stunden 1 Paar Stiefel, 1 Hemd und 1 Paar Strümpfe zu liefern. Der Befehl, welcher überhaupt wohl nur als Schreckschuß gegen die durchgängig widerspänstige Einwohnerschaft der Stadt gelten sollte, wurde natürlich niemals ausgeführt; er brachte aber dem Major Hake den Beinamen „Tilly von Kolding" ein.

Abends am 21. ging es wieder ins Alarmhaus; dieses Mal war es ein gewaltig großer, gewölbter Ziegelofen bei dem nördlichen Ausgange der Stadt. Sein innerer Raum war so ausgedehnt, daß der größte Teil unserer Kompanie darin Platz fand und gegen die sehr frostige Nachtluft vortrefflich geschützt war. Dennoch zog ich es mit anderen vor, die Nacht im Freien zu kampieren, da ohnehin gutes Stroh reichlich geliefert worden war. Die Luft im Ziegelofen roch zu bränzlich, um angenehm zu sein.

Der 22. wurde zu Rekognoszierungen nach Norden hin benutzt, wobei man wiederholt auf feindliche Patrouillen traf. Abends ging es natürlich wiederum nach dem Ziegelofen. Der Feind stand ganz in der Nähe und allem Anscheine nach in bedeutender Stärke, weshalb die größte Wachsamkeit geboten war. Nach 4 Uhr morgens kehrte die Mannschaft in ihre Quartiere zurück. In dem unserigen erwartete uns bereits ein gutes Frühstück; der Apotheker überbot sich selbst in zuvorkommender Freundlichkeit. Noch hatten wir den letzten Bissen

nicht verschluckt, als Generalmarsch geschlagen wurde. Unsere Kompanie trat auf dem Marktplatze an, gerade der Apotheke gegenüber, um einstweilen das Soutien für die andern nach den nördlichsten Stadtteilen vorgeschobenen Truppteile unseres Bataillons zu bilden.

Als ich mit dem Fähnrich unser Quartier verließ, stand der Apotheker in der Hausthüre. Er bot uns freundlichst die Hand zum Abschiede, wie er sich ausdrückte, und lud uns ein, wenn wir jemals wieder nach Kolding kämen, ihn jedenfalls mit unserm Besuche zu beehren. Es war der bittere Hohn und Haß unter freundlichster Maske. Wir hatten nicht Zeit etwas darauf zu erwidern.

Nach Norden zu war das Gefecht bereits tüchtig im Gange und näherte sich der Stadt immer mehr. Unsere anderen Kompanien, denen auch ein Zug von der unserigen beigegeben war, hielten die Barrikaden im nördlichen und westlichen Stadtteile, vom Hospitalthore an über Westen hin bis zur Kolding-Au reichend, besetzt. In ungemütlicher Unthätigkeit standen wir noch immer auf dem oberen Marktplatze in Reih' und Glied, Gewehr bei Fuß. Dem Gefechte nahe zu sein, ohne daran Teil zu nehmen, ist stets eine peinliche und aufregende Situation. Einstweilen vertrieb sich unser geniereicher Fähnrich die Zeit damit, hinter der Front einen der Hornisten in die Apotheke zu schicken, um Wein zu requirieren. Das wiederholte sich mehrere Male; der Hornist kam jedesmal mit vier Flaschen Rotwein zurück, in jeder Hand und unter jedem Arme eine davon tragend; der Apotheker hatte sie immer aufs bereitwilligste hergegeben.

Endlich schlug auch unsere Stunde. Das Gefecht zog sich durch die Norderstraße her nach dem obern Marktplatze, und nunmehr trat auch unsere dritte Kompanie vollständig in Aktion. Der Feind hatte unseren Truppenkörpern, welche die Stadt verteidigten, eine solche überlegene Macht entgegen geworfen, daß erstere allmählich zurückgehen mußten. Mit dem Eingreifen der dritten Kompanie wurde das Gefecht mit erneuter Heftigkeit fortgesetzt. Es handelte sich für uns jetzt darum, die auf den Nordermarkt ausmündende östliche Straße, welche nach dem Südermarkt führt, zu verteidigen. Die Dänen brachten fortwährend neue Massen heran und besetzten nach und nach alle Häuser des nördlichen Marktplatzes, in welche sie von hinten

her, unstreitig mit Hülfe der Einwohner, leicht gelangt waren. In gleicher Weise erschien der Feind auch jetzt schon an den Fenstern der hinter uns gelegenen Häuser, welche die Ostseite der benannten Straße bildeten. Dadurch zog sich das Gefecht nach und nach ganz in diese Straße hinein. Der Kampfestumult wurde immer größer. Wo es irgend möglich war, wurden die vom Feinde besetzten Häuser von den Unsrigen gestürmt und der Kampf setzte sich dann in den Räumen und auf den Treppen im Innern der Wohnungen fort. Die verschiedenen Kompanien waren, wie natürlich, durcheinander geraten und truppweise, wie es sich gerade fügte, wurde von den Unsrigen mit dem größten Mute, mit der entschlossensten Aufopferung gekämpft, ohne daß es uns möglich wurde, das nach und nach verlorene Terrain wieder zu gewinnen; die feindliche Übermacht, von den gleißnerischen Einwohnern unterstützt, war zu groß. Da wurde man gewahr, daß auch Zivilisten mit Jagdgewehren aus dem oberen Stocke eines der Häuser auf uns schossen. Der Paletot unseres Hauptmanns Grabner war von Schrotkörnern durchlöchert worden, ebenso sein rechter Ohrzipfel. Das Haus wurde gestürmt, einer der Zivilisten im oberen Stocke mit dem abgeschossenen Gewehre in der Hand abgefaßt; man erkannte ihn außerdem wieder an seinen roten Haaren als einen derjenigen, die man von der Straße her aus dem Fenster hatte schießen sehen. Im Umsehen wurde der Kerl entwaffnet und mit einigen Schubsen die Treppe hinunter befördert, worauf ihm unten die Hände mit einem Riemen auf den Rücken zusammengeschnürt wurden. Der Wicht schlotterte an allen Gliedern; augenscheinlich fürchtete er, massakriert zu werden; auch wäre es geschehen, wenn sich nicht ein älterer Unteroffizier ins Mittel gelegt und befohlen hätte, den Missethäter als Gefangenen mitzunehmen.

Wir konnten uns in der Straße jetzt nicht mehr halten, da die Fenster sämtlicher Häuser massenhaft vom Feinde besetzt waren. Am Ende der Straße aber, wo dieselbe auf den Südmarkt ausmündet, gelang es mir, mit einer Abteilung wieder festen Fuß zu fassen und das Eckhaus selbst zu besetzen. Während die Wände der Zimmer Deckung gegen die feindlichen Kugeln boten, konnten wir zu den Fensteröffnungen hinaus die gerade und schräg gegenüber liegenden Häuser gut bestreichen. Wir hatten tüchtige, ruhige Schützen

unter uns, und somit gelang es bald die Dänen von den Fenstern der Häuser der anderen Seite zu vertreiben. Ich selbst hatte auf der Straße, an der Ecke des Hauses Stellung genommen und dirigierte von da aus das Feuer meiner Leute im Hause, da ich das Terrain besser als sie selbst übersehen konnte. Eine Anzahl Patronenpakete, die ich unweit auf dem Straßenpflaster entdeckte, waren meinen Schützen im Hause sehr willkommen, da bei einigen von ihnen die Munition bereits auf die Neige ging.

So war das Gefecht gerade an dieser Ecke für eine geraume Zeit zum Stehen gebracht worden. Das war ein sehr glücklicher Umstand, denn mit einem Male tauchte der Hauptmann Lütgens von der 4. Kompanie unseres Bataillons mit einer Abteilung seiner Kompanie aus einem Thorwege auf, der sich im gegenüberliegenden Winkel der nach dem Südmarkte umbiegenden Straße befand. Als er gewahr wurde, daß wir die Ecke noch hielten, schwenkte er den Säbel hoch in die Luft mit freudigem Zuruf.

Hauptmann Lütgens war mit seiner Mannschaft in die Gärten hinter den Häusern geraten und hatte endlich den nach dem Südmarkte führenden Durchgang gefunden. Hätte er wenige Minuten später den Ausweg entdeckt, so wäre er dem Feinde in die Hände gefallen, denn unsere Ecke konnten wir schließlich doch nicht mehr halten.

Die Dänen hatten mittlerweile noch einen anderen Weg nach dem Südmarkte gefunden. Durch den Häuserkomplex, welcher vom Nord- und Südmarkt, von der östlichen und westlichen Straße begrenzt wird, führte von Norden nach Süden eine Privatgasse, welche je am Nord- und Südmarkte mit einem Thore zu verschließen war. Von derselben aus waren die Dänen zuerst in die anliegenden Häuser gedrungen. Dann versuchten sie durch das untere, offenstehende Thor auf den Südmarkt zu gelangen. Daran wurden sie aber lange Zeit durch ein paar unserer guten Schützen, die sich hinter die Ecken der an das Thor grenzenden Häuser postiert hatten, verhindert. Eine Strecke nördlich von dem südlichen Ausgange der Gasse machte dieselbe eine Biegung, hinter welcher die Dänen sich versteckt hielten. Sobald sie von dort aus vordringen wollten, wurden sie von dem sicheren Feuer unserer Leute empfangen, was sie dann jedesmal wieder in ihr Versteck zurücktrieb. Namentlich

zeichnete sich hierbei der Sergeant Bergk,*) Fourier unserer Kompanie, aus. Bergk war seinem Stande nach Forstmann und ein sehr guter Schütze. Ihm hatte ich bei unserem Ausmarsche im Frühjahr 1849 meinen ausgezeichneten bayerischen Militair-Stutzen, den ich im vorhergehenden Jahre beim Freikorps geführt hatte, zur Aufbewahrung übergeben. Ging es irgendwie zum Gefecht, so war Bergk gewiß stets mit meinem Stutzen dabei. Wie sicher und dem Feinde verderbenbringend er aus demselben seine Schüsse in die Gasse entsandte, lehrte mich der Augenschein, als ich ihn später, ganz allein noch auf seinem Posten ausharrend, traf, Schuß auf Schuß in unverwüstlicher Ruhe abfeuernd und damit das Hervordringen der Dänen aus der Gasse verhindernd.

Der ganze Südmarkt war um diese Zeit mit Abteilungen des 9. und 10. Bataillos angefüllt, als plötzlich aus den Fenstern des großen auf der Nordseite liegenden Hauses — eines Hôtels, wenn ich nicht irre, — eine knatternde Salve auf uns herunterprasselte. Den Dänen war es gelungen, das Haus, namentlich dessen obere Etage, stark zu besetzen, und begrüßten uns dieselben nun auf die erwähnte Weise. Eine allgemeine Gegensalve auf das Hôtel erfolgte sofort von unseren Leuten auf dem Markte, welche die Dänen von den Fenstern für den Augenblick vertrieb.

Die Ecke an der Nordostecke des Marktes, welche ich mit meiner Mannschaft so lange gehalten hatte, mußten wir jetzt aufgeben und den schon lange ertönenden Hornsignalen zum Zurückgehen folgen. Als wir nun dichtgedrängt, gemischt mit Abteilungen vom 10. Bataillon, in die zum Süderthore führende Straße einbogen, fing mit einem Male unser kleiner 17jähriger Tambour Bannick an, unter lautem Hurrarufen zum Angriff zu schlagen, ließ sich dabei auch gar nicht durch die dänischen Kugeln stören, mit denen wir überschüttet wurden. Der vom Obrist von Zastrow gegebene Befehl, noch einmal gegen den Südmarkt vorzugehen, wurde ohne Zögern energisch ausgeführt. Der damit verbundene Zweck, Abteilungen vom 1. und 2. Jägerkorps,

---

*) Derselbe lebt seit vielen Jahren im Inneren des Staates Iowa, woselbst er sich durch seine mit großer Rechtlichkeit verbundene Energie ein bedeutendes Vermögen erworben hat. Auch bekleidete er daselbst eine Reihe von Jahren hindurch das Amt eines County-Schatzmeisters.

welche zwischen den Gärten an der östlichen Stadtseite hin die über die Kolding-Au führende Brücke zu gewinnen suchten, Luft zu schaffen, wurde vollständig erreicht. Tambour Bannick erhielt für sein tapferes Benehmen am nächsten Tage die Gefreitentressen.

Das 9. und 10. Bataillon mußten nunmehr auf Befehl des kommandierenden Generals die Stadt gänzlich räumen. Als wir südlich von der Brücke die ansteigende Straße hinaufmarschierten, wurde unser am Wege stehender General v. Bonin mit lautem Hurra begrüßt. Zugleich wurde ihm aber auch zugerufen, daß die Einwohner der Stadt mit Schrotgewehren auf uns geschossen hätten; der bis dahin sicher mitgenommene Zivilist, den wir bei seinen Schießübungen erwischt hatten, wurde als bestätigendes Beispiel vorgeführt. Ganz ruhig wandte sich Bonin darauf seitwärts zu dem Kommandeur der seit längerer Zeit in Position haltenden Artillerie mit den Worten: „Lieber Hauptmann, schießen Sie das Nest in Brand, und seien Sie ein wenig fleißig dabei". Darauf hatten unsere schleswig-holsteinischen Jungens bei ihren Kanonen schon lange gewartet. So lange unsere Truppen noch in der Stadt fochten, hatte unsere zahlreiche, auf dem südlich von der Stadt ansteigenden Terrain aufgefahrene Artillerie keinen Schuß thun können, was die Erregung der Mannschaft an den Geschützen auf's Höchste steigerte. Man kann sich daher denken, als jetzt der Befehl zum Feuern kam, mit welchem Eifer demselben nachgekommen wurde. Ehe wir noch zehn Schritte weiter marschiert waren, schickten die beiden Granatkanonen einer 6pfündigen Batterie auch schon ihre zischenden Geschosse gegen die südlichst gelegenen Häuser und nachher auf andere Punkte der Stadt. Nach kurzer Zeit schlugen die Flammen bereits an verschiedenen Stellen aus den brennenden Häusern hervor. Der Straßenkampf hatte lange gewährt und war hartnäckig geführt worden; wir hatten große Verluste an Verwundeten und Toten erlitten, der Feind aber bedeutend größere. Die Dänen hatten die Stadt mit ungeheurer Übermacht angegriffen und da sie außerdem in jeder Weise von den Einwohnern unterstützt worden waren, so mußten wir schließlich weichen. Es wäre resultatloses und ungerechtfertigtes Blutvergießen gewesen, wenn man den Kampf in den Straßen noch länger hätte fortsetzen wollen. Jetzt, nachdem unsere Truppen die Stadt verlassen hatten, lag die Sache ganz anders,

ganz zu unseren Gunsten. Unsere zahlreiche Artillerie hatte nun freies Spiel und beschoß die mit Dänen vollgepfropfte Stadt mit dem größten Erfolge.

Es war gegen 12 Uhr als das 9. und 10. Bataillon auf der südlichen Höhe vor Kolding hinter der ersten Brigade Aufstellung nehmen mußte. Nicht gar zu lange sollten wir hier unthätig stehen bleiben. Die ganze Avantgarde — mit Ausnahme des 1. Jägerkorps, welches auf der Höhe vor Kolding als Soutien der 1. Infanterie-Brigade verbleiben mußte — erhielt den Befehl, nach Seest aufzubrechen und dort im Zentrum unserer Aufstellung aufs neue in das Gefecht einzutreten. Hier ließ Obrist v. Zastrow die vorsorglich früher hergerichtete und auf einigen Wagen mitgeführte Bockbrücke unter dem Schutze einer starken Abteilung sofort in das vor uns liegende Thal hinabbringen und in der Richtung nach dem auf der nördlichen Höhe liegenden Harthe über die Kolding-Au von unserer Pionier-Abteilung aufschlagen.

Während der kurzen Pause, in welcher wir unthätig bei Seest standen, konnten wir noch einen Blick auf Kolding werfen, das bereits überall brannte.

Die Brücke war kaum soweit fertig, daß sie für einzelne Leute gangbar war, als auch schon eine Kompanie des 2. Jägerkorps dieselbe in kurzer Zeit passiert hatte und dann auf der andern Seite als Tirailleurkette gegen das Dorf Harthe vorging; der Rest des 2. Jägerkorps sowie das 9. und 10. Bataillon folgten in wenigen Minuten nach. Wir passierten gleich darauf Harthe, ohne daß sich Gelegenheit zu einem Engagement mit dem Feinde fand. Der rechte Flügel der Dänen hatte, als er die bedeutende Verstärkung unseres Zentrums gewahr wurde, den Rückzug in großer Eile angetreten, und so sehr wir auch vorwärts drängten, konnten wir doch nicht mehr den Feind erreichen. Es war die alte Geschichte: Wenn Hannemann*) einmal im Laufen war, so gab es für ihn keinen Halt mehr. Wir hatten den interessanten Anblick vor uns, daß zwei dänische Bataillone eben aus unserer Schußweite in vollem Trabe sich in der Richtung nach Veile mit möglichster Schnelligkeit zurückbewegten.

---

*) So wurden die Dänen in jenem Jahre von uns immer spottweise genannt.

In der zwischen Paabye und Harthe auf einer Anhöhe belegenen Harther Kirche hatte sich aber dennoch eine dänische Truppenabteilung verspätet. Eine Abteilung unserer Dragoner und ein Detachement des 2. Jägerkorps gingen im Trabe vor und hatten die Kirche umschlossen, ehe die feindliche Besatzung aus derselben entwischen konnte, wodurch ungefähr 100 Kastelljäger und 1 Offizier zu Gefangenen gemacht wurden. Das 1. Dragoner-Regiment bekam den Befehl, den Feind zu verfolgen und das nördlich von Harthe liegende Terrain aufzuklären. In Ausführung dieses Befehles gelang es dem umsichtigen Kommandeur dieses Regiments, dem Obristleutnant von Weyhern, verschiedene dänische Infanterie-Abteilungen gefangen zu nehmen, indem er durch schnelles, energisches Vorgehen auf der nördlich nach Nebel führenden Straße ihnen die Rückzugslinie nach Veile verlegte.

Das 9. Bataillon setzte von Harthe aus seinen Marsch in nordöstlicher Richtung nach der Veiler Straße und dem eine kurze Strecke von derselben gelegenen Dorfe Bramdrup fort, um dann dort das Biwak zu beziehen.

Die Avantgarde hatte in der That durch ihren Eintritt in das Zentrum unserer Schlachtaufstellung und durch sofortiges, energisches Vorgehen über die Kolding-Au nach Harthe die schließliche Entscheidung des Kampfes zu unseren Gunsten herbeigeführt.

Die Stadt Kolding selbst war bereits zeitig am Nachmittage von der ersten Brigade unter dem Befehle des Obristen von St. Paul, namentlich vom 3. Jägerkorps und 4. Bataillon, nach heftigem, blutigen Kampfe wieder erobert worden.

Die junge schleswig-holsteinische Armee hatte einen glänzenden Sieg über die ihr an Stärke weit überlegene dänische Armee erfochten. Allein, ohne allen Rückhalt, hatte sie unter den schwierigsten Verhältnissen gekämpft, sich unverwelkliche Lorbeeren errungen. Die deutsche Reichsarmee stand mit ihrer Spitze nicht über das Terrain von Apenrade hinaus.

Die Dänen haben immer behauptet, die deutsche Reichsarmee hätte bei der Schlacht von Kolding unser Soutien gebildet. Nichts unwahrer als das. Da die Entfernung von der schleswig-holsteinischen Armee bis zur Avantgarde der deutschen Reichsarmee, von Kolding bis Apenrade, reichlich sechs deutsche Meilen beträgt, so

liegt es auf der Hand, daß letztere am Schlachttage von Kolding kein Soutien der ersteren bildete.

Die Rationen, welche unsere Mannschaft am Abende des 22. April in Kolding empfangen hatte, waren in den Quartieren zurückgeblieben, und da die meisten Leute somit während des ganzen Tages nichts gegessen hatten, so stellte sich bei ihnen der Hunger nach den gewaltigen Anstrengungen nunmehr am Abende, als man zur Ruhe gelangte, mit Macht ein. Der Chef unserer Kompanie, Premierleutnant Grabner, der zu allen Zeiten mit allen Kräften für seine Mannschaft zu sorgen pflegte, hatte dem Major Hake, unserm Bataillons-Kommandeur die Meldung gemacht, daß die Leute jedenfalls Lebensmittel erhalten müßten. Gerade beim Dunkelwerden kam Grabner zurück und gab mir die Ordre, mich sofort nach Kolding zu begeben und dort zu requirieren, was sich irgend Eßbares vorfinden würde. Als Legitimation übergab er mir eine vom Major Hake schriftlich ausgestellte Ordre. Es wurde mir gestattet, einen Unteroffizier zu meiner Hülfe mitzunehmen. Fuhrwerk stand nicht zu unserer Verfügung, und somit traten wir im Dunkel der Nacht zu Fuß den Marsch nach Kolding an. Nachdem wir ein Ende vorwärts gekommen waren, trafen wir glücklicherweise einen nach dem Depot in Christiansfeld fahrenden Furier an, der uns natürlich bereitwillig bis Kolding auf seinem Wagen mitnahm. Kein Mondenschein erhellte das nächtliche Dunkel; nur die Sterne schienen in ihrer klaren Pracht vom Himmelsgezelt herunter auf die vom Tageskampfe bis zum Tode ermatteten Streiter, die auf dem Felde an beiden Seiten der Straße lagerten, gruppenweise hin und wieder vom Biwakfeuer malerisch beleuchtet. Unter lauen Frühlingslüften herrschte tiefe Stille in der Natur, selten von dem Klirren eines Gewehrs oder dem Schnauben eines Rosses unterbrochen. Was für ein Gegensatz zu dem lärmenden Kampfesgewühle des vorangegangenen Tages.

Nachdem wir in Kolding den nach Christiansfeld weiterfahrenden Wagen verlassen hatten, stand ich mit meinem Unteroffizier in dichter Finsternis auf dem Nordermarkte, ohne Anhalt und Mittel, den erteilten Befehl auszuführen; indessen mußten wir das möglichste versuchen, demselben Genüge zu leisten. So tappten wir im Dunkel weiter und gelangten zum Rathause, aus dessen Fenstern schwaches

Licht drang. Diesem nachgehend stiegen wir die von der Straße zum Eingange führende Treppe hinauf und trafen oben einen Gefreiten, der einer im Zimmer befindlichen Wachmannschaft angehören mochte. Als er vernommen, zu welchem Zwecke wir in der Stadt seien, erbot er sich, uns soviel Wein zu verschaffen, als wir nur haben wollten. Er führte uns schräg über den Markt in die früher beschriebene, vom Nord- nach dem Südmarkte führende Privatgasse und durch eine offenstehende, schräge Klappenthür auf einer kurzen Treppe in einen Keller. Mit dem letzten Tritte traten wir bis an die Knöchel in eine Flüssigkeit — in Wein, — mit der der Boden des Kellers bis zu dieser Höhe überschwemmt war. Im Hintergrunde des Kellers sah man beim Scheine einer Kerze ein paar Gestalten, die sich bei einem großen Fasse zu schaffen machten. Der ganze Keller lag voll großer Weinfässer; der Wein am Boden war unstreitig Gebinden, die man geöffnet und nicht wieder verschlossen hatte, entlaufen; einem solchen mußte zur Zeit noch das edle Naß ungehindert entweichen, indem man das eigenartige Geräusch hörte, welches entsteht, wenn einem im Übrigen geschlossenen Fasse durch das geöffnete Zapfloch die Flüssigkeit entströmt. Wir hielten uns nicht lange im Keller auf, denn von den gefüllten Fässern konnten und wollten wir keins mitnehmen. Da unsere Ordre ohne Fuhrwerk überhaupt nicht ausführbar war, so kam es jetzt vor allen Dingen darauf an, uns ein solches zu verschaffen, und ich hielt deshalb Kriegsrat mit meinem stadt- und ortskundigen Unteroffizier Bartels. Dieser meinte, daß wir vielleicht in der Posthalterei Pferde und Wagen finden würden. Die Richtung dahin einschlagend, mußten wir die Straße passieren, in der wir am vergangenen Vormittage so lange und hartnäckig gegen die andringenden Dänen gekämpft hatten. Wie schrecklich sah es in derselben aus! An vielen Stellen hatte es gebrannt und beim Scheine des hin und wieder noch aufflackernden Feuers konnten wir sehen, daß die ganze Straße eine Blutlache bildete, in welcher — o scheußlicher Anblick — tausende und abermals tausende von Ratten ihren Hunger stillten: mit jedem Schritte trat man auf die widerwärtigen Tiere. An dem vergossenen Menschenblute nährten sie sich und führten dabei unter Schreien und Quitschen unter sich einen eben so heftigen Kampf, als es die Menschen am Tage vorher gethan hatten.

Nicht weit vom Südermarkte gelangten wir durch das offenstehende Thor in den Hof der Posthalterei. Alles war Finsternis und Stille, bis wir im Hintergrunde einen Menschen mit brennender Laterne über den Hof schlüpfen sahen. Es war ein Stallknecht, den wir samt seiner Laterne sofort mit Beschlag belegten; ihm wurde bedeutet, daß wir ihn sofort wieder entlassen würden, sobald er uns Wagen und Pferd nachgewiesen hätte. Ohne Zögern führte er uns auf den Hof des oftmwähnten Eckhauses am Südermarkte. Im Stalle stand ein gutes Pferd, im Schuppen ein eleganter, leichter Wagen. Als der letztere mit dem Pferde bespannt werden sollte, erschien aus irgend einem Verstecke der wirkliche oder angebliche Eigentümer des Fuhrwerks mit Frau und Töchtern, die ein ohrenbetäubendes Geschrei und Heulen aufführten. Dem Mann wurde die Alternative gestellt, daß er uns entweder sein Fuhrwerk überlassen oder ein anderes nachweisen müsse. Nach längerem Sträuben führte er uns auf der Ostseite der Straße durch einen Thorweg nach einem zwischen den Gärten gelegenen Hause, woselbst er mit einem Manne in dänischer Sprache verhandelte. Als Resultat ergab sich, daß wir einen guten Ackerwagen mit zwei tüchtigen Pferden erhielten, nebst einem jungen Mann zum Fahren.

Auf den Vorschlag meines getreuen Bartels fuhren wir jetzt nach einer in einer Nebenstraße gelegenen Bäckerei; zweiunddreißig schöne große Kommisbrote, welche dort gerade aus dem Backofen kamen, nahmen wir gegen Quittung in Empfang und verluden sie auf unseren Wagen. Mehrfache Nachsuchungen in Schlachterläden und auf kleinen Speichern, brachten noch ein kleines Faß mit eingesalzenem Fleische und ein ähnliches mit Graupen. Beinahe alle Häuser standen offen und waren von den Insassen verlassen. Unsere Granaten und Vollkugeln hatten furchtbaren Erfolg gehabt. In einem großen Gasthofe hatte sich augenscheinlich eine einschlagende Granate in der Decke zwischen dem unteren und zweiten Stock festgesetzt und war dort geplatzt; das ganze Innere des Hauses war zersplittert und von dem Dache des Gebäudes so viel weggerissen worden, daß eine weite Aussicht auf den gestirnten Himmel geöffnet war; von dem Billard, welches im Zimmer gestanden hatte, waren nur noch wenige Trümmer vorhanden.

Mittlerweile war die nächtliche Zeit so weit vorgeschritten, daß

wir an die Heimkehr denken mußten, da sich ohnehin keine Aussicht auf weitere Erlangung von Lebensmitteln darbot. Auf dem oberen Markte wieder angelangt, gedachte ich der Einladung des Apothekers, ihn zu besuchen, wenn ich jemals wieder nach Kolding käme. Die Thüre des Hauses sowohl als alle inneren Thüren, auch teilweise die Fenster, standen offen; Finsternis herrschte in den Räumen und kein Mensch war im ganzen Hause zu finden. Der Apotheker war mit seiner Familie geflohen und kehrte auch, so lange unser Bataillon die Stadt wieder besetzt hatte, nicht wieder zurück. Sehr wahrscheinlich hatte er sich am Kampfe beteiligt und daher mochte er sich vor Vergeltung fürchten. Nur einmal sah ich ihn noch wieder: Als wir beim Rückmarsche aus Jütland, gegen Ende des Sommers 1849, durch Kolding kamen, marschierte unser Bataillon mit klingendem Spiel vor der Apotheke vorbei; der Eigentümer stand in der Hausthüre und erkannte mich auch; aber eine Einladung zum Besuche ließ er nicht wieder an mich ergehen.

Nach dem Verlassen der Apotheke bemerkte ich, daß der Spezereiladen an der Nordseite des oberen Marktes erleuchtet und offen war. Im Laden versuchte ich vom Eigentümer, Friedrichs oder Fridirici, Zucker und Rum für mein bares Geld, welches ich ihm entgegen hielt, zu erlangen. Der Kerl wollte mir aber nichts verkaufen, gab mir vielmehr freche Antworten, auf die ich natürlich scharf und laut erwiderte. Da öffnete sich eine Thüre, welche vom Laden in das anliegende Frontzimmer führte und heraus trat der Oberst von St. Paul. Der fragte in strengem Tone nach der Ursache des Streites.

Obgleich der Oberst im Schlafrocke war, so kannte ich ihn doch persönlich und meldete mich daher vorschriftsmäßig bei ihm. Dann trug ich ihm den Fall mit dem Kaufmann vor und zeigte ihm zur Bestätigung die Handvoll Geld, welches ich gerade noch so hielt, wie ich es dem Krämer angeboten hatte. Oberst von St. Paul zuckte mit den Schultern und entschied, wenn der letztere nichts verkaufen wolle, so könne man ihn nicht dazu zwingen. Da war also weiter nichts zu machen.

Als wir mit unserem Wagen die Heimfahrt fortsetzten, kamen wir in der Norderstraße bei einem Kaufladen vorbei, welcher dem norwegischen Konsul gehörte. Dort war alles hell erleuchtet und lustiger Gesang mit Gläserklingen ertönte im Innern. Als ich mit

der Absicht, noch einen letzten Versuch zum Einhandeln einiger passender Sachen zu machen, in den Laden trat, kam mir der Eigentümer mit einer Flasche in jeder Hand entgegen und fragte: „Was wollen Sie trinken, Wein oder Rum?“ „Nichts, lieber Mann“, war meine Antwort, „aber den Stoff zu einem guten Grog möchte ich Ihnen abkaufen. Mit größter Bereitwilligkeit füllte er mir eine große Kruke mit Rum und packte dann einen ganzen Hut Zucker ein. Dann erwarb ich noch ein halbes Hundert gute Zigarren und mehrere Pfund Schokolade, seinen ganzen Vorrat von diesem Stoffe. Die Preise machte er sehr billig; ich bezahlte und erhielt dafür quittierte Rechnung mit seinem höflichsten Danke. Der Mann hatte ganz zu seinem Vorteile kalkuliert. Seine Zuvorkommenheit erwarb ihm die Kundschaft des ganzen 9. Bataillons, als dieses wiederum die Besatzung der Stadt bildete.

Mit Tagesgrauen trafen wir wieder in unserm Biwak bei Bramdrup ein. Der erste welcher mir in der Dorfstraße begegnete, war unser Bataillons-Kommandeur Major Hake. „Nun, mein lieber S., wie ist Ihre Requisition ausgefallen“, redete er mich im freundlichsten Tone an.

„Herr Major“, entgegnete ich, „die Requisition ohne Geld hat magere Resultate geliefert. Für Geld und gute Worte habe ich aber doch einige brauchbare Kleinigkeiten erlangt“.

„Na, dann lassen Sie mal sehen“. Sprachs, nahm mir ein Paket mit 25 Zigarren ab und ritt von dannen.

Ähnlich erging es mir bei unserm Hauptmann und anderen. Jeder griff zu und zum Schaden kam noch der Spott. Keiner wollte mir glauben, daß ich die Sachen für mein gutes Geld gekauft hatte. Schließlich mußte ich noch froh sein, ein paar Glas Grog zu erwischen und zwei Zigarren für mich zu behalten. Die 32 Kommißbrote, das Fleisch und die Graupen kamen unseren Leuten recht passend; sie hatten Wolfshunger, denn Rationen hatte es immer noch nicht gegeben.

Zur Mittagszeit mußte das 9. Bataillon die Vorposten beziehen, unserer 3. Kompanie speziell wurde das nördlich von Bramdrup gelegenen Terrain zugeteilt. Mit ungefähr der Hälfte unserer Kompanie bekam ich eine, in der Richtung nach dem großen Dorfe Alminde zu, weit vorgeschobene Feldwache. Der übrige Teil der

Kompanie hatte die Feldwachen für das westlich uns anliegende Terrain zu geben. So eben war ich mit dem Etablieren meiner Vorpostenkette fertig geworden, als unser Furier mit vollbeladenem Wagen eintraf. Hauptmann Grabner, welcher an diesem Tage den Befehl über sämtliche vom 9. Bataillon gegebene Feldwachen hatte, hielt sich noch bei uns auf, als ersterer herankam, der ihm die Meldung machte, daß er noch nicht mit der regulären Rationenlieferung komme, sondern einstweilen nur einige andere Leibesstärkungen bringe. Grabner, der für seine Kompanie immer so eifrig sorgte, untersuchte den Inhalt des Furierwagens und rief dann: „Kameraden, das giebt eine gute Feldwache". Auf demselben befand sich aber ein ganzes Magazin der verschiedenartigsten Sachen, wie sie wohl noch nie einer Feldwache geliefert worden sind. Da war zunächst ein großes Faß Rotwein, sehr guter Stoff, wie sich später herausstellte; ferner einhalb so großes Gebinde mit Punschessenz. Ein offenes Faß enthielt Zucker, Kandies, grünen Thee; in einem andern waren im buntesten durcheinander, Tabackspakete, Zitronen, Taschenmesser, Schuh- und Zahnbürsten, Taschenspiegel, Lausekämme, Schokolade und noch manche andere Dinge mehr. Woher die Sachen stammten, wurde nicht lautbar; der Furier war schweigsam und gab nur zu verstehen, daß es Beute sei, die der Feind zurückgelassen habe. Man hielt sich auch nicht lange mit Mutmaßungen auf. Unter Anweisung des Hauptmanns wurden die Gegenstände an die verschiedenen Feldwachen, im Verhältnis zu deren Kopfzahl, verteilt. Die kleineren Feldwachen erhielten zuerst ihre Raten; dann bekamen wir unsern Anteil, und wurden die Flüssigkeiten unter die spezielle Aufsicht unsers alten zuverlässigen Sergeanten Bartels, zur gelegentlichen Verteilung gestellt.

Man hatte meiner Feldwache auch zwei Reitpferde beigegeben, um dringende Meldungen schnell an das zurückliegende Hauptquartier senden zu können. Mit den magern Kleppern war aber kein Staat zu machen; der eine hinkte, der andere war auf einem Auge blind. Am Nachmittag setzte ich mich auf den Halblinden und inspizierte meine weit vorliegende und lang ausgedehnte Vorpostenkette; wir hatten den Feind dicht vor uns und die größte Wachsamkeit war von Nöten. Auf dem äußersten rechten Flügel meiner Vorpostenkette lag ein einzelner Bauernhof, auf dem ich eine stehende Patrouille

von 1 Gefreiten und 6 Mann hatte. Als ich dort anlangte und von dem Gefreiten die übliche Meldung empfangen hatte, betrachtete dieser mit Kennerblicken und kaum zu unterdrückender Heiterkeit meinen Gaul und fragte mich dann, ob ich diesen nicht gegen ein besseres Pferd vertauschen möchte.

„Recht gern, wenn es sein kann", erwiederte ich. — Der Gefreite verschwand in einem Stalle, aus dem er gleich darauf einen prachtvollen jungen Rappen herausführte. Im Interesse des Dienstes wurde der Tausch vollzogen, — mein Sattelzeug dem Rappen aufgelegt und an seiner Stelle das halbblinde Tier in den Stall geführt. Die Rückkehr nach meiner Feldwache fiel glänzender aus, als mein Ausritt.

Zur Erbauung meiner Leser muß ich eine hiermit zusammenhängende, spaßhafte Begebenheit einfließen lassen:

Gegen Abend kam der Befehl, daß ich von meiner Feldwache aus eine starke Patrouille in die vorliegenden Bauernhöfe zum Requirieren von Lebensmitteln ausschicken solle; die Fouriere waren immer noch nicht vom Depot zurückgekehrt. Ich wählte dazu 6 Mann nebst einem besonders intelligenten, dänisch sprechenden Unteroffizier aus. Bei meiner nachmittäglichen Inspizierung hatte ich das Terrain ziemlich genau kennen gelernt, auch mit meinem guten Fernrohre hin und wieder die Stellung der dänischen Vorposten entdeckt, und deshalb konnte ich dem Unteroffizier angemessene Instruktionen für seinen Patrouillengang erteilen. Als er mit seiner Mannschaft abmarschierte, war die Dämmerung bereits stark eingetreten.

Ich mußte darauf gefaßt sein, daß die abgeschickte Patrouille mit einer feindlichen Abteilung zusammenstoßen könnte und stellte deshalb weitere 6 Mann mit einem Unteroffizier auf der nach Alminde führenden großen Straße im Rücken meiner Vorposten auf.

Die Zeit verging, alles war ruhig geblieben; kein Schuß, der einen etwaigen Zusammenstoß mit dem Feinde verkündet hätte, war gefallen. Als es aber 9 Uhr wurde und meine Leute noch immer nicht zurückgekehrt waren, wurde ich doch besorgt. Gerade war ich im Begriff, eine weitere Patrouille vorzuschicken, als meine erste endlich zurückkehrte. Der Unteroffizier stattete seine Meldung ab; er war bis Alminde vorgegangen, ohne vom Feinde irgend etwas gewahr zu werden. Er hatte dann in einem Bauernhause so viel

Pfannkuchen backen lassen, als seine Mannschaft fortbringen konnte und das hatte ihn so lange aufgehalten; außerdem hatte er auch noch ein paar Schinken requiriert. Die Feldwache hatte somit ein reichliches und gutes Abendessen, zu dem genügender Punsch und Wein verabreicht wurde.

Mein Bursche, seines Zeichens Barbier, ein geriebenes Genie, hatte mit zu der Patrouille gehört. Er brachte mir ein großes in Papier eingeschlagenes Paket — von der Kirchspielvoigtei in Alminde — wie er rapportierte. In dem Paket befand sich eine große, gebratene Ente, auf welcher ein Zettel festgesteckt war mit der Aufschrift: „Für den Kommandanten der Feldwache". Ich examinierte scharf, was die Frau bewogen habe, mir einen solchen Braten zu schicken, konnte jedoch von ihm nichts weiteres herausbringen. Mit Hülfe meiner Unteroffiziere, die ich zur Teilnahme an meiner Mahlzeit einlud, war die Ente bald verzehrt. Später fing mein Bursche an, mir allerhand kurioses Zeug vorzureden, dessen Sinn ich nicht recht zu entziffern vermochte. Auch von dem Rappen redete er, fragte, an wen ich ihn abliefern oder ob ich ihn selbst behalten wolle u. dgl., so daß ich ihm das Geschwätz verbot und schließlich mit Arrest drohte. Mir war der Grund seiner ganzen Schwatzerei unverständlich geblieben.

Die Nacht verging unter größter Wachsamkeit. Bei Tagesanbruch wurde von einem meiner Vorposten ein Mann in anständigem blau-tuchenen Anzuge zur Feldwache gebracht; er hatte angegeben, daß er durchaus nach Kolding gehen müsse. Als ich ihn examinierte, gab er an, daß er sich Krätzsalbe aus der Apotheke in Kolding holen müsse. Dabei zeigte er seine beiden Hände mit ausgespreitzten Fingern, die allerdings dick mit Krätzborke bedeckt waren. Da er aber dieses Uebel augenscheinlich schon lange mit sich herumtrug, so machte ich ihm klar, daß er auch ohne Salbe noch eine Weile fertig werden könne; darauf wurde er ohne Weiteres wieder über die Vorpostenkette hinaus zurückgebracht. Die Sache hatte aber einen anderen Zusammenhang, wie sich später am Tage herausstellte und wie es hier mitgeteilt werden soll.

Hauptmann Grabner erschien bald darauf zu Fuße, um die Feldwache zu inspizieren. Bei meinem Rapporte meldete ich ihm auch den vorgenommenen Umtausch des blinden Pferdes mit dem Rappen. Grabner besah sich diesen und erklärte dann, daß er ihn

einstweilen als Ersatz für sein am Schlachttag durch einen Streifschuß verwundetes Pferd benutzen werde, stieg auf und ritt davon.

Zur Mittagszeit wurden wir abgelöst und marschierten darauf nach Bramdrup zurück. Als ich einige Zeit darauf dienstliche Angelegenheiten beim Bataillons-Kommandeur zu besorgen hatte, wurde zu meiner Verwunderung der Blaurock von heute früh unter Bedeckung eingebracht. Nach unserer Ablösung war er wiederum bei unserer Vorpostenkette erschienen, zur Feldwache gebracht und von da zu unserem Major transportiert worden. Bei diesem gab er nun an, daß er Schullehrer in Alminde sei und von der dortigen Kirchspielvogtei den Auftrag habe, das derselben gehörige Pferd — den oben mehrfach erwähnten Rappen — zu reklamieren. Da Major Hake wußte, daß ich jene Feldwache kommandiert hatte, so forderte er mich auf, ihm Bericht über diese Sache zu erstatten. Zunächst befahl er dann, den Schulmeister sofort wieder über die Vorposten hinaus zu schaffen, diesem die Drohung mit auf den Weg gebend, daß er als Spion behandelt werden würde, wenn er sich wieder bei uns sehen ließe. Dem durch Ordonnanz herbeibefohlenen Hauptmann Grabner aber erteilte er die Ordre, den Rappen an das Bataillons-Kommando abzuliefern, was auch binnen Kurzem geschah. Der Major verfügte dann ferner, daß das Pferd nach Alminde zurückgebracht werden solle. Als man sich nach einer passenden Persönlichkeit umsah, dieses zu bewerkstelligen, tauchte mein Bursche Bruns mit einem Male auf und erbot sich, unter der Angabe, daß er den Weg nach Alminde und die dortige Frau Kirchspielvoigt kenne, die Ordre auszuführen. Und so geschah es. Ich hatte die Ahnung, daß mein verschmitzter Bruns noch ein besonderes Interesse an der Sache haben müsse und sie bestätigte sich. Nach ein paar Stunden kam Bruns zurück, reicher um eine Pfeife mit prachtvollem silberbeschlagenen Meerschaumkopfe, welche ihm die almindener Kirchspielvoigtin für das Zurückbringen des Pferdes geschenkt hatte. Nun kam es auch heraus, weshalb der Schlingel mir am vorigen Abend so viel unnützes Zeug wegen des Pferdes vorgeschwatzt hatte. Die Kirchspielvoigtin hatte ihm zehn Speziesthaler versprochen, wenn er den Rappen noch an demselben Abend zurückbringen würde; immerhin war der Meerschaumkopf seine fünf Spezies wert. Zu bemerken ist noch, daß der Kirchspielvoigt sein mehrere Hundert Spezies wertes

Pferd nach jenem ganz abgelegenen Bauernhofe gebracht hatte, weil er befürchtete, daß es in dem an der großen Straße gelegenen Alminde vor den Requisitionen von Freund und Feind nicht sicher sein möchte.

An demselben Nachmittage wurde unser Bataillon nach Kolding zurück verlegt. In den nächsten Tagen mußten unsere Leute tüchtig an einer Fortifikationslinie arbeiten, welche sich vom Schloßberge aus durch den nördlichen Teil der Stadt nach Westen gegen die Kolding-Au zu hinzog. Hierbei hatte ich Gelegenheit den norwegischen Konsul öfters wieder zu sehen, der sich in der Nacht vom 23. auf den 24. April so zuvorkommend gegen mich benommen hatte. Ganz in der Nähe seines Hauses zog sich unsere Befestigungslinie hin, an der ich mehrere Tage eine Arbeiterabteilung von unserer Kompanie unter meinem Kommando hatte. Der Konsul verfehlte dann niemals meine Mannschaft mit einem guten Frühstück substantiellen und flüssigen Stoffes zu erquicken. Sein kulantes Benehmen half ihn viel besser durch die Schwierigkeiten, welche die Kriegslage mit sich brachte, als solches der Fall war bei den meistenteils aufsätzigen und widerwilligen Einwohnern der Stadt.

Hinter der Fortifikationslinie wurde auch ein geräumiger Kolonnenweg bis zur Kolding-Au angelegt, dessen Richtung führte quer durch den großen Garten des Gymnasiums. Als dort unsere Leute fleißig mit der Arbeit begannen, erschien der Konrektor des Gymnasiums in zorniger Aufregung und erging sich vom „hohen Kothurn" herab in Äußerungen über Gesetzlosigkeit und Vandalismus. „Silent leges inter arma", entgegnete ihm ruhigen Blutes unser Unteroffizier Schmitten; ob welcher Antwort der Konrektor offenen Mundes in seiner Rede stecken blieb. Daß ein schleswig-holsteinischer Soldat einen Ausspruch Ciceros citieren konnte, war ihm so unerwartet und fremdartig, daß er kein Wort weiter sprach und verschwand.

Indem ich diesen Artikel schließe, bemerke ich, daß damit kein Bericht im militärischen Sinne und Stile beabsichtigt wurde. Nur Selbsterlebtes wurde vorgeführt, der Erinnerung meiner damaligen Kameraden und Kampfgenossen und dem patriotischen schleswig-holsteinischen, ächt deutschem Volke gewidmet. Möge man in diesem Sinne das Mitgeteilte wohlwollend aufnehmen.

Das Gefecht bei Gudsoe,

von J. Fr. Dücker,

vormals Gefreiter im 5. schlesw.-holst. Infanterie-Bataillon.

Die zweite Brigade bildete in der Schlacht bei Kolding den linken Flügel und lagerte seitdem an den Ufern der Koldinger Au, das fünfte Bataillon in Gjelballe. Wir verlebten die schönen Frühlingstage in der angenehmsten Weise. Essen und Trinken, Schlafen und Wachen, Putzen und Paradieren, Felddienst und Exerzieren, wechselten vom Morgen bis zum Abend. Anfangs glaubte man, die uns an Zahl überlegenen Dänen würden zurückkehren und durch eine zweite Schlacht an der Koldinger Au uns wieder aus Jütland hinauszuwerfen suchen; aber daran dachten die Dänen nicht, ein Angriff auf den linken Flügel lag nicht in ihrem Plan. Am 6. Mai kam mittags endlich der Befehl, daß ausgerückt werden sollte und wir kamen über Wamdrup rechts, das ist südlich bei Kolding vorbei nach Wonsild, wo ich als Wach-Kommandant auf Wache ziehen mußte. Die Furiere wollten wissen, daß am folgenden Tage nordwärts vorgegangen werden solle; die preußische Division sollte als linker Flügel auf der Chaussee nach Veile, die schleswig-holsteinische Armee rechts gegen Fridericia und Snoghoi vorrücken.

Das fünfte Bataillon marschierte am 7. Mai morgens um 7 Uhr aus Wonsild ab, stieß südlich von Kolding mit den übrigen Truppen der 2. Brigade zusammen und so gings um 8 Uhr durch das zerschossene Kolding aus dem nördlichen Thor nach der Richtung auf Fridericia. Bald hörten wir den Donner des groben und feinen Geschützes und einzelne Wagen mit Verwundeten kamen uns entgegen.

Unsere Avantgarde befand sich nämlich schon seit ein paar Stunden in einem lebhaften Gefecht mit den Dänen, welche bei Gudsoe eine vorteilhafte Stellung inne hatten. Die Kämpfenden waren durch ein etwa 500 Schritt breites Thal getrennt. Die Dänen hatten die bewaldete Thalwand mit Jägern und Infanterie besetzt und auf den Höhen ihre Artillerie aufgepflanzt, so daß diese Stellung durch einen Frontangriff nur mit großen Opfern hätte genommen werden können. Die zweite Brigade war kaum hinter der Schlachtlinie angekommen, als General v. Bonin den Befehl erteilte, das 4. Jägerkorps und das 5. Bataillon sollten links ab über Vilstrup marschieren, den rechten Flügel des Feindes energisch angreifen, die Niederung überschreiten, gegen die Taulowkirche vordringen und so den Feind nötigen, die feste Stellung bei Gudsoe aufzugeben. Eine Batterie und die übrigen Bataillone der 2. Brigade folgten.

Nach einem längeren Eilmarsch kamen wir an den Ort unserer Bestimmung, ohne vom Feinde gesehen worden zu sein, stiegen einen steilen Hügel hinan und sahen die Taulowkirche jenseits einer Niederung, durch welche sich ein Bach schlängelte, auf der Höhe liegen. Unser Hügel dachte sich nach der Niederung hin allmählich ab, nach links hin ebenso allmählich gegen ein Gehölz, in welches sich sofort das 4. Jägerkorps warf, durch dasselbe bis an den Saum der Niederung vorgehend; die 1. Kompanie unseres Bataillons schloß sich ihnen an; die 4. Kompanie blieb auf dem Hügel stehen, die 2. und 3. waren zurückgeblieben, um unsern Kanonen den Weg auf die Koppel frei zu machen.

Jenseits der Niederung lag ein kleines Gehölz, von dänischen, mit Spitzkugelgewehren bewaffneten Jägern besetzt. Für unsere Jäger und für unsere 1. Kompanie war die Entfernung zu weit, so daß sie zwar beschossen werden, aber das Feuer nicht mit Erfolg erwidern konnten. Ueber die Niederung vorzugehen, schien noch nicht ratsam, weil der größte Teil der 2. Brigade und namentlich die Artillerie noch zurück war.

Eine dänische Batterie beschoß uns und die am Saume des Waldes versteckten Schützen mit Granaten, so daß wir auf der Rückseite des Hügels Deckung suchen mußten. Das Feuer der Dänen wurde von uns nicht erwidert.

Schon wollten die dänischen Jäger sich aus dem Walde wagen und gegen die unsern vorgehen, da erschien unsere Batterie und eröffnete die Kanonade gegen die dänischen Geschütze bei Taulowkirche, zugleich Granaten werfend in das jenseitige Gehölz. Das Signal zum allgemeinen Vorrücken ward gegeben und auch unsere Kompanie eilte den Hügel hinab in den Wald und gegen die Niederung. Als wir den Saum des Waldes erreichten, den die unsrigen vorhin besetzt hatten, waren diese schon in der Niederung und hatten teilweise bereits den Bach überschritten, wie es eben ging. Wir folgten ihnen im vollen Lauf, eilten durch die Niederung den jenseitigen Abhang hinauf und als wir endlich die Höhe erreicht hatten, jagte eben die dänische Artillerie und Kavallerie von Gudsoe kommend in einer Entfernung von etwa 1000 Schritt an uns vorüber. Die erste Brigade folgte dem Feinde; wir sammelten uns auf dem Kirchhof und wandten uns dann in der Richtung nach Fridericia gegen das Gehölz, in welchem noch einige versprengte Dänen zu Gefangenen gemacht wurden. Bei dem Absuchen des Waldes waren fast alle Truppenteile der zweiten Brigade durcheinander geraten; erst gegen Abend kamen die einzelnen Korps wieder zusammen. Wir sammelten uns vor Staustrup, wo wir auch den größten Teil des 4. Jägerkorps wiederfanden; ein Teil desselben hatte sich mit uns zuweit rechts gezogen, um dem in Unordnung abgezogenen Feinde auf den Hacken zu bleiben. Unsere Brigade hatte bei der ganzen Jagd — eine Schlacht war es für uns nicht gewesen — nur einen einzigen Mann verloren und zwar in dem Augenblick als wir uns auf dem Taulowkirchhof sammelten. Eine Spitzkugel traf ihn in die Schläfe. Er sank lautlos zu Boden. Und doch hatte gerade dieser Soldat so fest vertraut, daß er keinen Schaden nehmen könne; denn er trug einen Brief auf der Brust, der, mit einer frommen Zauberformel beschrieben, die feindlichen Kugeln von ihm abwehren sollte. Einen von meiner Korporalschaft hatte auf dem Hügel eine Kanonenkugel gestreift und ein Stück von der Wade fortgerissen. Was fehlt Dir Hans? fragte ich: „De ol Kugel het mi schürt", sagte er unwirsch. Er kam aber doch erst nach mehreren Wochen wieder aus dem Lazarett.

In der Blockhaus-Schanze vor Fridericia.

Von Theodor Kirchhoff
(in San Francisco)
vormals Leutnant im 3. Infanterie-Bataillon.

Oft, wenn ich träum'risch denke an alte Zeit zurück,
Da wird's so sonnenhelle vor meiner Seele Blick.
Gestalten seh' ich schreiten im blanken Waffenschmuck;
Dann däucht mir fast, ich fühle der Freunde Händedruck.

Das waren Wonnetage, als, wie im Festgewand,
Der Völkerfrühling einzog ins weite deutsche Land!
Und folgten bitt're Jahre — vergessen sei ihr Leid!
Denn Größ'res, als wir hofften, gab uns die neue Zeit.

Ich denk's mit heil'gem Schauer, wie einst das große Wort
Von Thatenkraft und Freiheit erscholl von Ort zu Ort;
Wie Deutschlands Heldenjugend zum Norden jubelnd zog,
Das schwarz-rot-goldne Banner vor unsern Reihen flog.

Dein Lied, o Schleswig-Holstein, es war ein Weihesang,
Der wie ein Zauber glühend in alle Herzen drang!
An Deinem Strande ward sie gesä't die heil'ge Saat,
Die jetzt in Deutschland herrlich die Frucht getragen hat.

Längst vorüber ist das „tolle Jahr 48“, welches auch den Beginn der Erhebung Schleswig-Holsteins bezeichnet, und in nebelhafter Ferne liegt jene Zeit mit den darauf folgenden Jahren unablässigen Kampfes, welchen das zähe und tapfere Volk der nordalbingischen Herzogtümer mit nie erlahmendem Mut führte, bis der Machtspruch der Großmächte ihnen das Schwert aus der Hand nahm. Die Offiziere der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee ruhen teils im Grabe, teils sind sie über die ganze Welt zerstreut worden. Viele von ihnen wurden nach Nordamerika verschlagen und haben hier als ein ansehnlicher Bruchteil der sogenannten 48er mit den Grund zur Erstarkung des Deutschtums in der großen Republik des Westens gelegt. Eingangs dieser Skizze habe ich versucht, den in der alten Heimat weilenden schleswig-holsteinischen Kampfgenossen das in poetischer Form zu sagen, was ihren Kameraden in der neuen Welt noch heute das Herz warm macht, wenn sie an jene über ein Menschenalter hinter uns liegende ereignisvolle Zeit zurückdenken und sich bewußt werden, daß Schleswig-Holstein es war, dessen Name Jahrzehnte lang das Machtwort der deutschen Einheitsbestrebungen gewesen ist, bis diese sich zu ungeahnter Pracht entfalteten. Der Bitte des Herausgebers dieser Gedenkschrift, auch ein Erinnerungsblatt in den Ruhmeskranz Schleswig-Holsteins zu flechten, bin ich freudig nachgekommen, und habe ich dafür die Episode des Todes unseres unvergeßlichen Delius und den unmittelbar darauf folgenden Kampf an der Blockhausschanze vor Fridericia gewählt.

Es war im Frühsommer 1849, als die neu organisierte schleswig-holsteinische Armee von Sieg zu Sieg bis unter die Mauern der dänischen Feste Fridericia vordrang. Die politischen Mißerfolge des Jahres 1848 waren uns jüngeren Offizieren, deren Herz von jugendlicher Begeisterung für die Einigung Deutschlands und die Befreiung der Herzogtümer überströmte, nicht sonderlich nahe gegangen. Die Intriguen Metternichs und die traurigen Dekrete des vielköpfigen Bundestags fanden bei uns nur eine geringschätzige Beachtung. Der militärische Geist in unserer aus der Blüte des Landes bestehenden, vortrefflich ausgerüsteten jungen Armee, die unter dem Befehle erprobter preußischer Offiziere stand, war der denkbar beste und wir Schleswig-Holsteiner, die im Kriegshandwerk fast noch Neulinge waren, brannten vor Begierde, uns auf dem Schlachtfelde auszu-

zeichnen. Die Kämpfe von Eckernförde, Kolding, Gudsöe ꝛc. dünkten uns nur Vorläufer von größeren Siegen, und wir betrachteten die trotzige Feste am Kleinen Belt bereits als unsere sichere Beute.

Unsere Führer hatten es jedoch bald eingesehen, daß trotz der Siegesfreudigkeit unserer Armee ihre geringe Macht von etwa 12,000 Kämpfern nicht imstande sein würde, die Festung von der Landseite völlig einzuschließen, ohne dadurch Gefahr zu laufen, einen Durchbruch des Feindes herauszufordern, und daß mithin eine regelrechte Belagerung des Platzes mit den größten Schwierigkeiten verbunden sein müßte. Von einer Isolierung der Festung mit der Insel Fühnen konnte vollends garnicht die Rede sein.

Der militärischen Lage entsprechend, wurden zunächst einige Batterien schweres Geschütz im Zentrum unserer Stellung vorgeschoben, und nachdem auch der linke Flügel notdürftig geschützt schien, ging das Augenmerk unseres Generalstabs vorläufig daraufhin, den rechten Flügel so zu sichern, daß eine geringe Truppenmacht dort einen Durchbruch des Feindens zu jeder Zeit mit Leichtigkeit zurückzuweisen vermöchte. Die Dänen hatten hier, etwa 1000 Schritt von der Festung, an der aus Fridericia am Strande des Kleinen Belts entlang führenden Chaussee, deren vom Meere abgewendete Seite durch die Festungsgräben geschützt war, ein Blockhaus errichtet. Diese Stellung zu nehmen und damit jenes unseren rechten Flügel bedrohende Ausfallsthor zu schließen, war die nächste Aufgabe der vor Fridericia liegenden schleswig-holsteinischen Truppen. Um die Einnahme des Blockhauses zu erleichtern und einen etwaigen Ausfall der Dänen noch sicherer zurückweisen zu können, ward in einer Entfernung von mehreren hundert Schritt von demselben eine Schanze für schweres Geschütz auf einem Hügel aufgeworfen, deren Bau aber so im geheimen stattfand, daß unsere Gegner erst durch die ersten von dort abgefeuerten Bombenschüsse von ihrer Existenz Kenntnis erhielten. Einer Abteilung des 4. und 9. Infanterie-Bataillons unter dem Befehl des Hauptmanns von Krohn gelang es, vor Tagesgrauen am 20. Mai das Blockhaus zu überrumpeln, die geringe Besatzung desselben gefangen zu nehmen und dasselbe in Brand zu setzen. Sofort wurde ein Pikett auf der Chaussee vorgeschoben und durch Gräben und Traversen möglichst geschützt; an der Stelle des niedergebrannten Blockhauses entstand schnell eine starke Erdschanze.

In der Nacht vom 22./23. Mai erhielt ich den Befehl, mit 60 Mann des 3. Infanterie-Bataillons die Blockhausschanze fertig zu bauen, die vorgeschobene Stellung auf der Chaussee zu besetzen und gegen einen erwarteten feindlichen Angriff mit aller Macht zu behaupten. Die vorhin erwähnte Hügel-Batterie von schwerem Geschütz, war unter den Befehl des berühmt gewordenen schleswig-holsteinischen Artilleriechefs Christiansen gestellt worden und bereit, ihre Bomben und Vollkugeln zu unserem Schutze spielen zu lassen.

Meine braven Burschen vom 3. Infanterie-Bataillon waren die Nacht über emsig mit Hacke und Schaufel beschäftigt; sie arbeiteten wie die Biber, um die Blockhausschanze noch vor Tagesanbruch verteidigungsfähig zu machen. Die Trümmer und der Aschenhaufen des zerstörten Blockhauses lagen dicht hinter jenen schnell zu bedeutender Stärke anwachsenden Erdwällen, deren eine Seite quer über der Chaussee lag, während die andere Seite, sich rechtwinklig an jene anschließend, gegen den Kleinen Belt hinausschaute. Während der Nacht belustigte sich unser vorgeschobenes Pikett damit, Schüsse mit den dänischen Jägern auszutauschen; mitunter kam eine zudringliche Bombe mit pöbelhaftem Geheul aus der Festung oder von Fühnen herübergeflogen, in der offenbaren Absicht, uneingeladen bei uns vorzusprechen und zuzusehen, was wir wohl dort auf der Chaussee zu thun hätten; ein in der Nähe einer Bastion in Brand geratenes großes Magazin erhellte die Gegend zeitweilig lichterloh — genug es war so eine recht romantische Belagerungsnacht, die mich sogar poetisch stimmte.

Bei Tagesgrauen kamen ganz unerwartet mehrere Offiziere des Hauptquartiers, unter ihnen Hauptmann von Delius, Chef des Generalstabs, zu einer Inspektion nach unserer Schanze. Als die Dämmerung dem Morgenlichte wich, mußte die große Anzahl von Offizieren, welche sich auf dem offenen Terrain hinter den Erdwällen hin und her bewegten, die Aufmerksamkeit der feindlichen Scharfschützen erregt haben, da die Büchsenkugeln plötzlich lebhafter als zuvor herüberpfiffen. Ich stand gerade im Begriff, den Stabsoffizieren eine Meldung über den Fortschritt unserer Schanzarbeiten zu machen, als eine feindliche Spitzkugel den Hauptmann von Delius — kaum 10 Schritte von mir entfernt — in die Schläfe traf und niederstreckte. Das Getümmel der sich um den Verwundeten

zusammendrängenden Offiziere, unter denen sich der Oberst St. Paul und Hauptmann v. Beeren (letzterer war damals Kompaniechef beim 3. Infanterie-Bataillon) befanden, veranlaßte die dänischen Jäger zu noch lebhafterem Schießen, warauf ich sofort ein heftiges Feuer gegen diese eröffnen ließ, um ihre Schüsse von jener Gruppe fort und gegen uns zu lenken. Dies gelang denn auch, so daß der tötlich verwundete Delius, ohne daß wir weitere Verluste an Offizieren zu beklagen hatten, fortgeschafft werden konnte.

Der auf eine so grausame Weise eröffnete Tag, der uns den tüchtigsten Offizier unseres Heeres raubte, war dazu bestimmt, Zeuge eines der heftigsten Artillerie-Duelle vor Fridericia zu werden. Die Dänen schienen entschlossen zu sein, unsere schwache Besatzung durch schweres Geschützfeuer aus der Blockhausschanze zu vertreiben und sandten uns während der nächsten 16 Stunden eine unglaubliche Menge von Bomben und Vollkugeln herüber. Auch mehrere dänische Kriegsschiffe legten sich in unangenehmer Nähe vor unseren gegen den Kleinen Belt hinausschauenden Erdwall, um diesen dem Boden gleich zu machen, — ein Unternehmen, welches jenen aber, trotz der wütenden Kanonade ihrer Flottille, nicht gelang. Die aus der Festung in rascher Reihenfolge gegen uns abgefeuerten mächtigen Geschützkugeln und Bomben sahen wir ganz deutlich herüberfliegen. Bald erreichten wir eine anerkennenswerte Geschicklichkeit darin, uns beizeiten hinter einem der Erdwälle unsichtbar zu machen und bald nach rechts, bald nach links in eine gesicherte Stellung aus der Schußlinie fortzuspringen. Gelegentlich krepierte eine zudringliche Granate in dem Trümmerhaufen des hinter uns liegenden abgebrannten Blockhauses und überschüttete uns mit Sand, Schmutz und Asche, oder es wühlte sich eine Bombe tief in den neben der Chaussee liegenden sumpfigen Boden ein und schleuderte beim Springen die feuchte Erde aus einer Höhlung, die groß genug war, um ein kleines Haus darin verstecken zu können, wie aus einem Krater hoch empor: — ein Schauspiel, das, aus sicherer Ferne betrachtet, recht hübsch gewesen sein mag, von uns aber durchaus nicht bewundert wurde. Das Plänkeln unseres Piketts mit den dänischen Jägern, die sich jedoch in respektvoller Entfernung hielten, klang wie die Musik kleiner Blasinstrumente in jenem volltönenden Brummbaß-Konzert.

Zu unserer Freude nahm die vorhin erwähnte mit vier schweren Geschützen armierte hinter uns liegende Hügelschanze, welche unter Christiansens Befehl stand, den Artilleriekampf im Laufe des Morgens auf, um uns etwas Luft zu machen. Jetzt fing die Sache an, interessant zu werden! — Den Fregatten und Kanonenböten wurden die gut gezielten Schüsse aus jener Schanze bald so unangenehm, daß sie Reißaus nahmen; dagegen meldete sich die bei Striib auf Fühnen von den Dänen angelegte große Batterie von 48=Pfündern als Teilnehmer am Kampfe und feuerte unablässig ihre schweren Vollkugeln bald gegen uns, bald gegen Christiansens Schanze. Aus der Festung richteten die Dänen ihre Bombenschüsse jetzt meistens gegen jene Schanze, um sie womöglich zum Schweigen zu bringen; uns sandten sie nur noch gelegentlich einen Gruß zu, damit wir nicht etwa glauben sollten, wir wären bei ihnen in Vergessenheit geraten. Es mochten im ganzen etwa 100 dänische schwere Geschütze gegen Christiansens 4 den Tag über im Feuer stehen. Eine von unseren Belagerungsbatterien, die mit 84pfündigen Bomben schoß, konnte diesen nur wenig unterstützen, der aber den ungleichen Kampf keinen Augenblick einstellte, sondern im Gegenteil seine Stellung ruhmvoll behauptete.

Besonders unangenehm für uns waren die Rikoschettschüsse, welche Christiansen öfters abfeuerte, um seine auf der Chaussee auf=schlagenden Vollkugeln im lustigen Bogensprung nach Fridericia hineintanzen zu lassen. Da wir gerade in der Schußlinie zwischen der Hügelschanze und den dänischen Bastionen lagen, so flogen die Geschosse in der Regel nur wenige Fuß über unseren Köpfen herüber und hinüber. Der höllische Spektakel machte uns halb taub, und wenn mitunter so eine unverschämte 84pfündige Hohlkugel dicht bei uns einschlug und krepierte, verging uns buchstäblich Hören und Sehen. Daß mein Kommando keine erheblichen Verluste erlitt, kann man fast als ein Wunder bezeichnen. Der sumpfige Boden in der Nähe unserer Schanze, in welchem sich die Bomben meistens tief eingruben, schützte uns allerdings einigermaßen vor den Eisensplittern. Traf eine Bombe oder Vollkugel gelegentlich unseren Erdwall, so schaufelten wir die hineingewühlte Höhlung stets, so gut es ging, schnell wieder zu. Einmal wurden drei meiner Leute von einer einstürzenden Erdmasse vollständig begraben. Zwei von jenen

erstickten buchstäblich unter dem Sand, ehe wir imstande waren, sie wieder herauszugraben, während der dritte Mann mit dem Schrecken davon kam.

Die Kanonade dauerte ununterbrochen den ganzen Tag über bis in die Nacht hinein. Als wir nach eingetretener Dunkelheit endlich abgelöst wurden, totmüde, mit Asche und Schlamm förmlich bedeckt, und mit leerem Magen — seit dem frühen Morgen waren wir auf Hungerkur gestellt, da sich niemand bei Tage der damals noch ganz isoliert liegenden Schanze unter dem Feuer der dänischen Geschütze zu nähern vermochte, — bildeten wir in der That eine recht verwahrlost aussehende Truppe. Aber wir waren nicht wenig stolz auf unsere Ausdauer, welche es uns mit Christiansens Hülfe ermöglicht hatte, die Blockhausschanze gegen die Sündflut von dänischen Geschossen zu behaupten.

Ich will noch erwähnen, daß meine Truppenabteilung zu Delius Begräbnis als Ehrenwache kommandiert wurde. Daß General Bonin mir, dem jungen Leutnant, der ich ohne sonderliches Verdienst die Blockhausschanze mit meinen wackeren Schleswig-Holsteinern unter dem heftigen dänischen Geschützfeuer behauptet hatte, inmitten meiner Mannschaft herzlich die Hand drückte, mit den Worten, daß dies eine Anerkennung für unsere Tapferkeit sein solle, ist mir eine liebe, doch zugleich auch wehmütige Erinnerung geblieben. Unter dem Donner unserer Belagerungsbatterien und dem Feuer der dänischen Geschütze aus Fridericia bestatteten wir unseren unvergeßlichen Delius*), den Liebling unseres Heeres. Ach! es war als ob mit seinem Tode auch das Glück von unsern Fahnen Abschied genommen hätte!

*) Delius' Leiche wurde nach Schleswig gebracht und ruht dort auf dem Friedrichsberger Kirchhofe.

Die Schlacht bei Fridericia am 6. Juli,

aus dem Tagebuch eines schlesw.-holst. Offiziers.

Kurz nach Mitternacht in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli hatte das vierte Jägerkorps das Hüttenlager hinter der Redoute Nr. 3 bezogen; es war morgens 1 Uhr, als der Feind anrückte und der erste Schuß zu blutiger Schlacht rief. In drei großen Kolonnen debouchierte die dänische Armee aus der Festung: 1. die Brigade Rye aus dem Verhau am Strande; ihre Bestimmung war, die im Norden der Festung beim Trelder Gehölze belegenen Werke der Schleswig-Holsteiner zu nehmen und nach einer großen Linksschwenkung in Gemeinschaft mit der Avantgarde gegen die nordwestlich von der Festung liegenden Dörfer Bredstrup, Stallerup und Igum vorzubrechen; zu ihrer Unterstützung folgte etwas später die Brigade Moltke; — 2. die Avantgarde de Meza, sie wurde gegen die Redouten Nr. 3 und 4 und die bei diesen angelegten Laufgräben und Parallelen im Zentrum unserer Aufstellung dirigiert. Nachdem sie die Schanzen genommen, sollte sie mit der Brigade Rye gegen Bredstrup vordrängen, um durch diese Bewegung die 1. und 2. schleswig-holsteinische Brigade und damit die ganze Armee zu trennen und zu zersprengen. 3. die Brigade Schleppegrell debouchierte aus der Festung, nachdem die Avantgarde, in deren linken Flanke sie vorzugehen bestimmt war, ihr durch Zurückwerfung der gegnerischen Vorposten und durch die befohlene Rechtsschwenkung Raum zur Einnahme ihrer Gefechtsstellung gemacht hatte, denn der Inundation wegen war ein Vordringen größerer Truppenmassen im Süden der Festung unmöglich.

Rasch und ohne einen Schuß zu thun, rückte das erste Treffen der Avantgarde mit dem Bajonett vor und warf die Vorposten des

schleswig-holsteinischen 5. Bataillons im ersten kräftigen Anlauf auf die Laufgräben und Verschanzungen zurück. Zur Verstärkung dieser hatte Major v. Matzdorf auf die erste Meldung von der Annäherung des Feindes die 3. und 4. Kompanie seines Bataillons aus der Replistellung herangezogen und ließ die erstere sogleich die Mörserbatterie und die Redoute Nr. 4 besetzen. Die schweren Geschütze der Batterie wurden des Nachts stets mit Notkartätschen für den Fall eines plötzlichen feindlichen Angriffes geladen, und bei der kurzen Entfernung wurde auch fernerhin nur der Kartätschenschuß angewandt. So empfing ein furchtbares Feuer der schweren Geschütze und der Infanterie die anstürmenden feindlichen Kolonnen, das 5. Bataillon verteidigte mit Entschlossenheit seine Stellung; als es jedoch dem dänischen 1. Linien-Bataillon und 1. Verstärkungs-Jägerkorps gelang, bis über die Höhe der Redoute Nr. 4 hinaus die Laufgräben und Werke in ihrer linken Flanke zu umgehen, als das dänische 2. Linien-Bataillon und 2. Jägerkorps in der rechten Flanke eine gleiche Umgehung auszuführen sich bemühte, da mußte Major v. Matzdorf unerachtet er durch eine kühne Bajonettattake mit der 4. Kampanie noch einmal für wenige Augenblicke das Treffen zum Stehen gebracht, den Rückzug auf die Redoute Nr. 3 antreten. Hier hatte das teilweise schon ins Gefecht gezogene 4. Jägerkorps auch einen schweren Stand. Wir waren, wie oben erwähnt wurde, nach Mitternacht im Hüttenlager hinter der Redoute Nr. 3 eingerückt und eben zur Ruhe gelangt, als Leutnant v. Emme, Adjutant des 5. Bataillons, — ein paar Stunden darauf hatte er den Heldentod gefunden — ventre à terre durch unser Lager hindurchgesprengt kam, um beim General Meldung von dem Ausfall der Dänen zu machen, und uns alarmierte. Wenige Minuten genügten, das Korps zu sammeln und nach der vor uns liegenden Redoute zu führen, zwei Geschütze der 6pfündigen Batterie Nr. 2 gingen zugleich mit uns vor. Es war im ersten Morgengrauen und nebliges Wetter, wir sahen in einiger Entfernung links vor uns den sanft sich neigenden Abhang, an dessen Fuß das Hüttenlager lag, hinuntersteigend zwei dichte Tirailleurketten hintereinander, ohne unterscheiden zu können, ob Freund oder Feind, glaubten also, daß die vordere durch das sich zurückziehende 5. Infanterie-Bataillon gebildet werde. Unsere 3. und 4. Kompanie erhielt deshalb den Befehl, auszuschwärmen, um die zurückgehenden

Unsrigen, wie wir meinten, aufzunehmen, da bekamen wir aber von denselben, denn es waren bereits die heranrückenden Dänen, ein so mörderisches Feuer, daß wir, ohne alle Deckung vorgehend, der Uebermacht des drei Bataillone stark im Sturmschritt vordringenden Feindes weichen und uns auf die Redoute Nr. 3, wo die anderen beiden Kompanien, zu unserer Aufnahme bereit standen, und von dort in das Hüttenlager zurückkehren mußten. Hier entspann sich eine Zeit lang ein hitziges Gefecht, wir versuchten durch die einzelnen Hütten gedeckt, den Feind durch heftiges Feuern aufzuhalten, ein Teil des zurückgeworfenen 5. Bataillons verstärkte unseren Widerstand, die beiden Geschütze thaten ihr möglichstes und sandten ihre Geschosse über unsere Köpfe hinweg in die Reihen der heranrückenden dänischen Bataillone, welche die Redoute Nr. 4 bereits im Sturm genommen hatten, — es war keine Möglichkeit, von allen Seiten mit Übermacht angegriffen, in beiden Flanken bedroht, mußten wir das Hüttenlager preisgeben und uns zurückziehen.

Unser Major v. Schmid hatte sich schon vorher mit einer halben Kompanie in die Redoute Nr. 3 geworfen und die Thore derselben schließen und verrammeln lassen, während wir weiter westlich in der Richtung auf Stoustrup hinter einem Wall auf der entgegengesetzten Höhe des Thales, in welchem das Hüttenlager lag, den heranrückenden Feind erwarteten. Es mochte gegen 2½ Uhr morgens sein, die Avantgarde de Meza rückte schon gegen unsere Höhe heran, als Major Thalbitzer mit dem 6. Bataillon von der Redoute Nr. 2, hinter welcher er nach seiner kurz vorher erfolgten Ablösung Stellung genommen, zu unserer Unterstützung anlangte. In Angriffskolonne ging das Bataillon sofort unter lautem Hurra und Trommelwirbel mit gefälltem Bajonett gegen die vordringenden Tirailleurs und das vom Feind gewonnene Hüttenlager vor, der Rest des 5. Infanterie-Bataillons wie wir Jäger formierten uns an beiden Seiten als Schützenketten, die beiden Geschütze unterstützten den Angriff durch rasch hintereinander erfolgende Kartätschenladungen, Marsch! Marsch! Hurra!!! — dem Andrang konnte der Feind nicht widerstehen, die Avantgarde de Meza wurde aus dem Hüttenlager heraus und weit über die Redoute Nr. 3 zurückgeworfen. Mit erneutem, weithinschallenden Hurraruf drangen wir Jäger nun gegen letztere vor, welche von unserem Major noch besetzt gehalten wurde, und mit

nicht enden wollendem Jubel ward derselbe mit seiner Mannschaft aus seiner bedrängten Lage von uns befreit. Fast während einer ganzen Stunde hatte er mit seiner kleinen Schar zwei dänischen Bataillonen, dem 2. Linien-Infanterie-Bataillon und dem 2. Jägerkorps, also einer dreißigfachen Übermacht, Trotz geboten. Wiederholt hatten diese versucht, die Redoute zu stürmen, jedes Mal waren sie zurückgeschlagen worden, hatten sie auch schon die Brustwehr erklommen und den Dannebrog darauf gepflanzt, sie waren wieder hinuntergeworfen worden.

Mit welcher Erbitterung hier gekämpft worden war, dafür spricht auch folgende Thatsache: die dänischen Gefangenen — es wurden ihrer 40 von uns gemacht, welche nicht so schnell aus dem Graben vor der Redoute herauskommen konnten — beklagten sich später mit großer Entrüstung über die Art und Weise des von seiten der Besatzung der Schanze geführten Kampfes, dieselbe habe nämlich, als sie sich teilweise verschossen, mit Steinen und Sand, ja sogar mit ihren Käppis nach ihnen geworfen, um sie von den Gräben zurückzuhalten, „dies sei aber doch nicht militärisch." Fünf Male, sogar unter Gewährung des freien Abzuges, hatte Major v. Schmid, obwohl selbst an der Lende verwundet am Boden liegend, obgleich die Zahl seiner Leute durch die feindlichen Kugeln, welche selbst durch die schmalen Zwischenräume der Palissaden hindurch in das Innere der Redoute einschlugen, mehr und mehr gelichtet wurde, es verschmäht in solcher Weise der Gefangenschaft zu entgehen, lieber wollte er seinen Posten bis zum letzten Mann verteidigen. „Geht zum Teufel mit Eurer Übergabe!" war noch kurz vorher seine Antwort gewesen, als es uns gelang, die Unsrigen aus einer Lage zu befreien, wie sie nicht allzu oft in den Blättern der Kriegsgeschichte aufgezeichnet steht. Haufenweise lagen die dänischen Toten um die Redoute. Inzwischen war die ganze 6pfündige Batterie Nr. 2 und ebenso die 12pfündige Batterie Nr. 2 herangekommen, und so glaubte Oberst von Zastrow mit den vorhandenen und durch den eben erfochtenen Erfolg mit neuer Kampflust erfüllten Truppen und dem eben von Stallerup unter dem Kommando des Majors v. Rocques heranrückenden 8. Bataillon sich wieder in Besitz der verlorenen Stellung, der Redoute Nr. 4 und der Mörserbatterie wie der vor und neben diesen Werken liegenden Laufgräben setzen zu

können, und befahl deshalb dem Major v. Rocques mit zwei Kompanien links der Redoute Nr. 3 vorzurücken und den Feind mit dem Bajonett anzugreifen. Die beiden ersten Kompanien des 8. Bataillons gingen deshalb auch sofort unter Führung ihres Bataillonschefs in Angriffskolonnen mit gefälltem Bajonett gegen das ihnen gegenüberstehende 1. dänische Verstärkungs-Jägerkorps vor, wir Jäger und mehrere Züge des 6. Bataillons drangen gleichfalls im Laufschritt als Tirailleurs auf beiden Seiten wieder mit vorwärts, die beiden anderen Kompanien des 8. Bataillons folgten als Reserve; mit lautem Hurra warfen wir uns auf den Feind, der bis in die Höhe der Redoute Nr. 4 zurückweichen mußte. Es war noch ein kurzer Augenblick der Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der Schlacht, die dänische Avantgarde schien auf allen Punkten geschlagen. Da ging die Sonne auf hinter der feindlichen Linie, sie beleuchtete das mit Toten und Verwundeten besäte Schlachtfeld, auf dem der Kampf nun schon über 3 Stunden hin und her gewogt hatte, sie leuchtete uns Schleswig-Holsteinern zum blutigen Rückzuge.

Kaum war das Gefecht noch wieder zum Stehen gekommen, da rückte gegen den rechten Flügel der 2. Brigade, zwischen der Redoute Nr. 4 und dem nördlichen Ende der Inundation, zur Unterstützung der von uns zurückgeworfenen Avantgarde, die Brigade Schleppegrell, 5 Bataillone und 8 Geschütze stark, heran. Nachdem ihr 3. Jägerkorps bereits während kurzer Zeit mit unserem 7. Bataillon ein weniger hitziges Gefecht bestanden hatte, erhielt sie den Befehl, eine Linksschwenkung zu machen, um mit ihrer ganzen Stärke unserer 2. Brigade in die rechte Flanke zu fallen. Gleichzeitig führte de Meza im Zentrum das bisher in Reserve gehaltene 3. Verstärkungs-Bataillon mit dem 2. Linien-Bataillon und 2. Jägerkorps wieder vor, während auf seinem rechten Flügel das 1. Linien-Bataillon und 1. Verstärkungs-Jägerkorps den Befehl zum Vorgehen erhielten. Diesen vereinigten Angriff von 10 zur Hälfte noch ganz ungeschwächten Bataillonen und 2½ Batterien konnten die durch stundenlangen erbitterten Kampf ermüdeten und furchtbar gelichteten Truppen der 2. Brigade — von unserem Jägerkorps war wohl die Hälfte der Mannschaft kampfunfähig geworden, an Toten und in folge ihrer Verwundung invalide gewordenen verlor das Korps ungefähr den

achten Teil, verwundet waren außer dem Major sieben Offiziere*) — keinen Widerstand mehr leisten; die Schlacht war unhaltbar — und keine Reserve stand mehr bereit, unseren Rückzug zu decken. Vor dem seinerseits zum Angriff übergehenden Feind mußten die vorstürmenden Kompanien des 8. Bataillons umkehren, wir mit ihnen, ebenso die Geschütze, die vergeblich versuchten, das rasche Vordringen der Brigade Schleppegrell durch Kartätschenschüsse aufzuhalten. Die 6pfündige Batterie Feldmann hielt, unseren Rückzug zu decken, noch aus, als schon die Kugeln der Tirailleure in sie hineinschlugen, dann mußte sie uns im Galopp folgen und ließ nur ein Geschütz zurück, bis auch dieses noch einen Kartätschenschuß in die dichte Sturmkolonne der Feinde entsandt hatte und dann ebenfalls zurückeilte.

In Gemeinschaft mit dem Rest des 6. und 8. Bataillons**) zogen wir uns vor der Übermacht, langsam fechtend, auf Koppelgaard zurück. Die Schützenkette, mit der ich zurückging, bestand aus Jägern und Infanteristen mehrerer Bataillone, da gerieten wir plötzlich in ein hohes Kornfeld, dessen dichtstehende Ähren uns zum Umkehren nötigten, also dem Feinde wieder entgegen, zu unserm Schrecken gewahrten wir plötzlich fast auf gleicher Höhe mit uns in unserer linken Flanke die vorrückende Linie dänischer Jäger, sie nahmen aber keine Notiz von uns, entweder wurden sie uns nicht gewahr, oder sie wollten es nicht, denn nach etwa 8stündigem Kampf waren sie sicher ebenso ermattet wie wir. So zog ich mich denn mit meinen Leuten weiter nach rechts auf Bredstrup zu, wo ich auf 2 Geschütze der reitenden Batterie stieß, deren Kommandeur mich aufforderte, mit meiner Mannschaft als Bedeckung bei ihnen zu bleiben.***) Verstärkt

*) Von diesen erlag Leutnant Ottens schon den 8. Juli in Kolding seiner Wunde.

**) Major Rocques mit mehreren seiner Offiziere war schon gefallen. Die Vorsehung spielt oft seltsam mit dem Menschen. Major v. Rocques gehörte zu den im Sommer 1848 von Preußen nach den Herzogtümern kommandierten Offizieren und erhielt das Kommando des neu errichteten 8. Bataillons. Empfindlich und leicht gekränkt, hatte er wegen vermeintlicher Zurücksetzung seit längerer Zeit mehrfach seinen Abschied verlangt und denselben am 5. Juli endlich erhalten. Am 6. wollte er sein Kommando abgeben, als er am Morgen dieses Tages den Tod eines braven Soldaten finden sollte.

***) Es waren dieselben Geschütze, deren Bedeckung ich mit meinem Zuge auch in der Schlacht bei Kolding gebildet hatte.

durch zwei herankommende Granatgeschütze der 12pfündigen Batterie Nr. 2 nahmen sie eine Aufstellung auf einer Höhe vor Bredstrup und suchten durch ihr wohlgezieltes Feuer den Feind am weiteren Vorrücken zu hindern. Die Dänen, welche nunmehr schon in Besitz unserer sämtlichen Schanzen waren, fingen bereits an, ihre Kavallerie zur Verfolgung vorzuschicken, dieselbe machte aber sehr rasch kehrt, als einige wohlgezielte Kugeln aus unseren Geschützen in ihre Reihen einschlugen. Allerdings zeigten sich von Stallerup und Igum her feindliche Bataillone in unserer linken Flanke, da langten aber auch gerade zu rechter Zeit die übrigen Geschütze der 12pfündigen Batterie bei uns an, und die so vereinigten 10 Geschütze trieben den Feind rasch zurück. Inzwischen hatten sich die Dänen in Besitz des links von uns liegenden Dorfes Bredstrup gesetzt, und da die einzige Rückzugslinie für uns durch dasselbe hindurchführte, bekam die Batterie den Befehl, aufzuprotzen und in gestrecktem Galopp durch das Dorf hindurchzujagen, aus dem bereits heftiges Gewehrfeuer ertönte, einige Gebäude am Ausgange des Dorfes standen in Flammen. Da war nun für uns guter Rat teuer, wir sollten ja auch durch das Dorf hindurch, um daselbst die einzige über die Randsau führende Brücke zu passieren; um nicht von den Dänen abgeschnitten zu werden, wandten wir uns weiter südlich und versuchten das Wasser zu durchwaten, was uns denn auch glücklich gelang. Hinter der Brücke, über welche die Dänen die Verfolgung nicht fortsetzten, sammelten sich nun die Trümmer der 2. Brigade, es war morgens 11 Uhr, als hier das Gefecht allmählich erstarb; totmüde, naß, hungrig, ermattet im höchsten Grade, warf sich ein jeder hin, wo er eine Stelle zum Ausruhen fand, noch konnte man nicht zum Bewußtsein dessen kommen, was man eigentlich in den letzten furchtbaren Stunden erlebt, was wir verloren, was noch zu hoffen sei.

Während des Kampfes nordwestlich der Festung bei der Redoute Nr. 3 hielt das 7. Bataillon unter Major v. Springborn die Vorposten vor dem Inundationsdamm, namentlich die Redoute Nr. 1 und 2, und die übrigen hier errichteten Werke besetzt. Längere Zeit war es unthätiger Zuschauer des nördlich so heftig entbrennenden Kampfes, in welchen es, vermöge seiner Stellung, nicht eingreifen konnte. Nur die Festungsartillerie hatte ein lebhaftes Feuer gegen die Schanzen unterhalten, welche ihrerseits wieder die aus der Festung

gegen den linken Flügel der 2. Brigade vordrängenden Kolonnen beschoß und dem Feind nicht unerhebliche Verluste beibrachte. Als jedoch das 6. Bataillon den früher erwähnten glücklichen Angriff gegen die Avantgarde de Meza's ausführte, glaubte Springborn nicht länger unthätig sein zu dürfen, und detachirte die 4. Kompanie zur Unterstützung der rechten Flanke jenes Bataillons. Das Jägerkorps und das 3. Linienbataillon derselben Brigade folgten ihr schnell; und da Major Springborn sich jeder Verbindung mit dem Gros der 2. Brigade beraubt sah, gleichzeitig auch zwei Kompanien des 6. dänischen Reserve-Bataillons über den Damm gegen die Redouten vorrückten, so glaubte er mit Recht seine Stellung räumen und den Rückzug antreten zu müssen, welchen er auch glücklich bewerkstelligte, indem er sich westlich von Stoustrup mit der inzwischen herangezogenen Avantgardenbrigade vereinigte. Nur der Leutnant v. Gülzow von der 1. Kompanie des 7. Bataillons hatte sich mit einer kleinen Abteilung in die Redoute Nr. 2 geworfen und verteidigte dieselbe während langer Zeit mit großer Tapferkeit gegen das 3. Linien-Bataillon und 3. Jägerkorps, bis er nach wiederholt zurückgeschlagenen Sturmangriffen der Übermacht sich ergeben mußte.

Auch das 10. Bataillon, welches am Morgen des 6. Juli die Werke und Vorposten am südlichen Inundationsdamm besetzt hielt, mußte während des im Norden stattfindenden Kampfes unthätig bleiben, indem nur die Blockhausbatterie mit der Festung und den Batterien und gegen die aus der Festung debouchierenden Kolonnen ein heftiges Feuer unterhielt. Nachdem das 7. Bataillon seinen Rückzug angetreten hatte, wandten sich die vordringenden Dänen gegen die Stellung des 10. Bataillons, drängten die Vorposten desselben zurück und nahmen die von ihrer Besatzung schon verlassenen Werke, nachdem die Blockhausbatterie von ihrem Kommandeur, dem Premier-Leutnant Christiansen, zuvor in die Luft gesprengt worden war. Das 10. Bataillon mußte, weil es ohne alle Verbindung mit der übrigen Armee war, nach kurzem Gefecht den Rückzug über Erritsö antreten, den es auch, ohne vom Feind verfolgt zu werden, bewerkstelligte. Somit war die ganze Stellung der Schleswig-Holsteiner im Westen der Festung in den Händen der Dänen, welche nach mehrstündigem heißem Kampf die 2. Brigade vollständig geschlagen und zersprengt hatten.

Es war gegen 1 Uhr morgens, in demselben Augenblick, in welchem die Ablösung der Vorposten geschah, als die dänische Brigade Rye mit ihren fünf Bataillonen gegen die von der 1. schleswig-holsteinischen Brigade eingenommene Stellung des äußersten linken Flügels anrückte; auch sie, wie die Avantgarde de Meza's, in raschem Schritt, aber ohne einen Schuß zu thun, damit ihr Angriff wo möglich zum Ueberfall werde. Die Vorposten des 2. Bataillons wurden überrascht, die Verschanzungen zunächst dem Strande genommen, das 2. Bataillon über das südlich von Christinenberg gelegene Hüttenlager zurückgeschlagen, nur die Redoute blieb von der 3. Kompanie besetzt. Vom großen Hüttenlager, östlich des Trelder Gehölzes, eilte jetzt Major von Woringen mit dem 1. Bataillon und 2 Geschützen der Batterie Nr. 1 zur Unterstützung des 2. Bataillons und zur Entsetzung der Redoute herbei, während das ebenfalls herangezogene 4. Bataillon südwestlich von Christinenberg als Reserve aufgestellt blieb. Unterstützt von den 2 Geschützen rückten, fest geschlossen Mann an Mann, die 4 Kompanien des 1. Bataillons mit dem Bajonett im Sturmschritt vor, warfen das ihnen gegenüberstehende dänische 1. Reserve-Jägerkorps völlig über den Haufen und drangen gegen die Redoute vor, um den heldenmütigen Verteidigern derselben Hülfe zu bringen. — Sie waren nur noch 200 — 300 Schritt von der Schanze entfernt und schon des Erfolges ihres kühnen Angriffes gewiß, da führte General Rye ihnen das 4. Reserve-Bataillon mit der 3. und 4. Kompanie des 9. Linien-Bataillons entgegen. Gleichzeitig von zwei Seiten griffen diese das 1. Bataillon mit einem mörderischen Kreuzfeuer an, und in wenig Minuten war dasselbe fast aller seiner braven Offiziere, welche tot oder verwundet mit vielen ihrer tapfern Soldaten niedersanken, beraubt*); es wurde

*) Sechs Offiziere blieben tot auf dem Platze oder waren tötlich verwundet, unter letzteren der brave Major v. Woringen, welcher im Herbst 1848 als preußischer Offizier nach den Herzogtümern gekommen war und sich schon bei Kolding durch seine Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Von einer Geschützkugel durch das Bein geschossen, verlor er keinen Augenblick die Besinnung und seine Kaltblütigkeit, er behielt dieselbe vielmehr bis zu seinem Tode. Auf dem Wege nach dem Koldinger Lazarett schnitt er sich selber den Stumpen seines Beines ab und ließ, dort angelangt, erst mehrere Soldaten vom Arzt verbinden, weil, wie er selbst sagte, bei diesen noch Hoffnung auf Rettung vorhanden sei, bei ihm aber das Verbinden nicht viel mehr nütze. Und so war es auch, der tapfere Soldat starb sehr bald.

geworfen und mußte, nachdem es noch einmal unter Führung des Leutnant Ochsz, eines der wenigen dienstfähig gebliebenen Offiziere, versucht hatte, das Treffen zum Stehen zu bringen, mit den beiden, gleichfalls ihres Führers beraubten Geschützen, auf Christinenberg zurückweichen. Zu seiner Aufnahme ließ der Kommandeur der 1. Brigade, Major von Stückradt, das 4. Bataillon unter Major von Staffeldt vorgehen. Es gelang demselben auch auf kurze Zeit die vorrückenden dänischen Kolonnen aufzuhalten und etwas zurückzuwerfen, doch nur für kurze Zeit, denn nachdem es viele seiner Mannschaften und mehrere seiner Offiziere durch den Tod verloren hatte, mußte es dem 1. Bataillon auf Christinenberg folgen.

Unerachtet seines siegreichen Vordringens gegen das Trelder Gehölz, hatte General Rye sich noch immer nicht in den Besitz der vom Hauptmann von Arnswald vom 2. Bataillon so tapfer verteidigten Redoute zu setzen vermocht. Daran mußte ihm aber sehr viel gelegen sein, einmal, um die von dem Oberbefehlshaber vorgeschriebene Linksschwenkung in Vereinigung mit der Avantgarde ausführen zu können, dann aber auch, weil die von ihm geschlagenen schleswig-holsteinischen Bataillone von den weiter rückwärts kantonnierenden Truppen der 1. Brigade Verstärkung zu erwarten hatten. Vergebens waren die im ersten Treffen vorgeführten dänischen Abteilungen der Brigade gegen die Redoute angestürmt, das furchtbare Feuer der Besatzung hatte sie jedesmal zurückgetrieben, deshalb zog Rye jetzt sein zweites Treffen, das 6. und 7. Linien-Bataillon, heran und ließ diese zum Sturm vorgehen, doch auch sie wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen. Nun mußte die Batterie Markussen während längerer Zeit ein anhaltendes Feuer gegen die Redoute unterhalten, worauf ein neuer Sturm, doch mit gleichem Erfolge, versucht wurde; die Sturmkolonnen mußten wieder dem Heldenmute einer einzigen Kompanie weichen. Bei dem Zurückschlagen dieses Sturmes fiel der Premier-Leutnant Friedrichsen, früher Offizier im holstein-dänischen Kontingent, nachdem er einen dänischen Offizier, welcher schon die Schanze erklommen und ihn aufgefordert hatte, sich zu ergeben, erstochen und in den Graben zurückgeworfen hatte. Der Verlust, welchen die Dänen vor dieser einen Schanze erlitten, war groß, viele ihrer Offiziere waren gefallen, selbst der Brigade-Kommandeur General v. Rye ward, an der Spitze seiner Truppen

gegen die Redoute vordringend, tötlich getroffen, und dennoch durften die Dänen nicht ablassen, vor jeder weiteren Operation sich in den Besitz der Schanzen zu setzen. Von der inzwischen nachgerückten Brigade Moltke wurde das 8. Linien-Bataillon in Vereinigung mit den übrigen Abteilungen zu neuem Angriff vorgeschickt. Und dieser Sturm gelang; Hauptmann v. Arnswald vermochte nicht länger den vereinten Kräften, welche die Verschanzung von allen Seiten stürmten, zu widerstehen, und ungefähr 200 seiner Leute wurden mit ihm gefangen.

Noch immer kämpften die drei Bataillone der 1. Brigade mit dem weiter und weiter nach Norden und Westen vordringenden und sie umgarnenden Feind. Nur das 4. Bataillon vermochte noch einigen kräftigen Widerstand zu leisten, die beiden anderen waren nach dem heißen und tapfer von ihnen bestandenen Gefecht nur Trümmer von Bataillonen. Major von Stückradt konnte keine Hoffnung hegen, hier auf dem linken Flügel das Treffen zu halten, denn die Brigade Rye rückte in Gemeinschaft mit der 3. und 4. Brigade und der Avantgarde de Meza's unaufhaltsam vor gegen Westen. Das inzwischen herangezogene 3. Jägerkorps (Hauptmann Rathlev) vertheidigte allerdings die ihm angewiesene Stellung am Trelder Gehölz und bei Christinenberg so lange mit großer Bravour gegen die Übermacht des Feindes, bis die Überreste des 1. und 2. Bataillons und das 4. Bataillon ihren Rückzug auf den Randsfjord hatten antreten können. Sie alle sollten, so war vom Brigade-Kommandeur bestimmt, durch eine Furt des Randsfjords sich zurückziehen. Als jedoch die Kompanien des Jägerkorps selbst ihren Rückzug antraten, wurden sie sehr bald durch die nachdrängenden Dänen von einander getrennt, mußten, vereinzelt operierend, in kleinen und größeren Abteilungen weichend, noch lange ein heißes und blutiges Gefecht bestehen, bis sie vor den von allen Seiten gegen sie anstürmenden Kolonnen das Gewehr streckten; nur der 4. Kompanie und einzelnen Trupps gelang es, sich durchzuschlagen und das Defile bei Bredstrup zu erreichen. Da aber dem Major von Stückradt die Meldung gekommen war, daß die Furt durch den Randsfjord von den vor dem Fjord postierten Kanonenbooten bestrichen werde, befahl er der 1. Brigade, sich längs des östlichen Ufers über Veilby nach Bredstrup zurückzuziehen; wohl fand das

1. Bataillon das Dorf schon besetzt, indes gelang es ihm dennoch, den Durchgang zu erzwingen, nur eine kleine Abteilung wurde gefangen, die übrigen erreichten glücklich Bredstrup. Das 2. Bataillon war ebenfalls schon in die Nähe der Furt gelangt, als Hauptmann v. Wrangel den Befehl erhielt, sich gleichfalls auf Veilby zurückzuziehen, weil er aber den Weg dahin bereits durch die Dänen verlegt fand, ging er zur Furt zurück und passierte dieselbe glücklich mit dem Rest seines Bataillons sowie mit 4 Geschützen der 6pfündigen Batterie Nr. 1. Hierauf rückte Wrangel längs dem westlichen Rande des Randsfjord und vereinigte sich hier mit den übrigen Abteilungen der 1. Brigade. —

Das 4. Bataillon hatte inzwischen auf Befehl des Major v. Stückradt östlich von Igeskow Stellung zur Aufnahme des 3. Jägerkorps genommen. Aber als es durch dies Dorf hindurch wollte, um gleichfalls seinen Rückzug nach Bredstrup zu bewerkstelligen, fand es das Dorf bereits vom Feinde besetzt und wandte sich deshalb wieder nach der Furt zurück, um durch dieselbe nach dem jenseitigen Ufer zu gelangen, und ward nun angewiesen, erst den Rückzug des 2. Bataillons zu decken und dann erst selbst durch den Randsfjord hindurchzugehen. Es war zu spät, denn kaum waren die letzten Mannschaften des 2. Bataillons am jenseitigen Ufer, so drängten feindliche Abteilungen unter heftigem Feuer vom Norden und Süden gegen Major v. Staffeldt ein, die Rückzugslinie war ihm abgeschnitten. Mit seinen ermüdeten Leuten, denen zum größten Teil die Munition schon ausgegangen, versuchte er noch einmal den Feind zurückzuschlagen. Dann, als keine Hoffnung auf Rettung mehr war, denn die Übermacht war zu groß, nahm er den ihm vom dänischen Offizier angebotenen Pardon an; nur 173 Mann des 4. Bataillons unter Führung eines Fähnrichs, gelang es, sich durchzuschlagen. Schon hatte Major von Staffeldt seinen Säbel dem Feinde zugeworfen, da schlug eine Kugel zu ihm hinüber und brachte ihm den Tod; nach einer andern Nachricht weigerte er sich, den Pardon anzunehmen, und fiel im Kampfe. Jetzt erst, nachdem die Bataillone der 1. und 2. Brigade meistens vereinzelt geschlagen und zurückgedrängt waren, das ganze Terrain zwischen Fridericia und der Randsau dem Feinde, der unaufhaltsam den Trümmern der geschlagenen Armee gefolgt war, in die Hände gefallen war, wurde die Avant-

gardenbrigade von Erritsö herangezogen*) um die geschlagenen und zersprengten Abteilungen der 2. Brigade aufzunehmen und den Rückzug derselben zu decken, der, wie schon im voraus bestimmt war, auf Veile zugehen sollte. Deshalb besetzte das 2. Jägerkorps das Dorf Stoustrup und hielt es längere Zeit, mußte aber auch schließlich dem vereinigten Angriff des dänischen 3. Jägerkorps und 5. Linien-Bataillons weichen; unser Parkplatz, von welchem die Wagen und Geschütze wegen Mangel an Bespannung nicht hatten entfernt werden können, fiel nun auch dem Feind in die Hände. Dieser folgte der Avantgarde gegen Havrebellegaard und nahm das Defile nach einem lebhaften Gefecht mit dem 1. schleswig-holsteinischen Jägerkorps. Dann brach er das Gefecht ab, und Major v. Gersdorf konnte sich unbehindert über Harslev auf die Stellung der 1. und 2. Brigade zurückziehen; er brachte dem General Bonin die einzigen Truppen, welche noch im stande waren, einigen Widerstand zu leisten; die beiden geschlagenen Brigaden, mit welchen er sich gegen 10 Uhr vereinigte, waren zusammengeschmolzen zu kleineren, führerlosen Abteilungen, welche durch den erbitterten stundenlangen Kampf zum Tode ermüdet, keine Munition, keine Kraft mehr hatten, dem Feinde die Spitze zu bieten. Doch auch dieser vermochte nicht eine weitere Verfolgung anzuordnen. Ohne alle Übereinstimmung, ohne die nötige Verbindung, denn nur bei der 3. Brigade bei den Redouten Nr. 3 und 4 hatte Uebereinstimmung in der oberen Leitung geherrscht, hatten die Brigaden, Bataillone und Kompanien der schleswig-holsteinischen Armee gegen eine mehr als zweifache Uebermacht während beinahe 9 Stunden auf einem kleinen Terrain gekämpft, geschlagen hatten sie es dem Feind überlassen müssen, aber sie hatte ihm dennoch solchen Widerstand geleistet, daß er es nicht wagen durfte, über die Niederung der Randsau hinaus seinen Sieg zu verfolgen.

Gegen 10 Uhr schwieg der Kampf auf der ganzen Linie, General Bonin durfte einen erneuerten Angriff mit seiner ge-

---

*) Eine größere Anzahl dänischer Kriegsschiffe kreuzte während der Schlacht im kleinen Belt bei Erritsö und Snoghöi, scheinbar um eine Landung daselbst zu versuchen, deshalb konnte die Avantgarde auch garnicht früher von dort weggezogen werden.

schlagenen Armee nicht abwarten, er trat den Rückzug auf Veile an. Gebrochen und geknickt saß er vor einem Hause am Wege und ließ die Überbleibsel seiner vor kurzem noch so schönen Armee Revue passieren. Aber kein Unwille, kein böses Wort fiel gegen ihn vor, und als einer von unseren Offizieren den glücklichen Einfall hatte, beim Vorübermarschieren ihn mit einem lauten Hurra zu begrüßen, „ihn, den wir früher so oft als siegreichen Feldherrn also begrüßt hatten“, da fiel alles begeistert mit ein, und der General dankte durch eine Handbewegung tief ergriffen, aber sichtlich erfreut. Nachmittags gegen 6 Uhr erreichte die Armee Veile, wir waren also weiter nach Norden vorgerückt, und bezog dort ein Biwak in den wundervollen Buchenwaldungen südlich der Stadt. Nach den offiziellen Listen betrug unser Verlust in der Schlacht gegen 3000 Mann, also fast den dritten Teil der ganzen Armee, davon waren tot 15 Offiziere und 396 Mann, verwundet 33 Offiziere und 861 Mann, von denen gegen 300 auf dem Schlachtfeld liegen geblieben waren, sonst gefangen 21 Offiziere und 1635 Mann; aber nicht allein Mannschaften hatte die Armee verloren, auch 31 Geschütze, 93 Wagen, über 100 Pferde, 2500 Gewehre und große Vorräte an Munition und Proviant waren vom Feinde erbeutet worden. Der Verlust desselben war jedoch auch nicht minder, er betrug an Offizieren 75, an Unteroffizieren und Soldaten 1832 Mann. Diese Größe des beiderseitigen Verlustes bewies, mit welcher Erbitterung und Ausdauer gekämpft worden war. Mit der Schlacht bei Fridericia war der Krieg des Jahres 1849 beendet. Als kurz vor dieser Schlacht ein früherer preußischer Offizier in Kiel gefragt worden war, was er denn eigentlich von der schleswig-holsteinischen Armee halte, hatte er geantwortet: „Erst muß ich sie einen Rückzug machen und dann wieder angreifen sehen“. Die erste Probe hatten wir bestanden, zur Ableistung der zweiten kamen wir nicht.

Eine Rekognoszierung im November 1849

von Carl Gräf,

Schlesw.-Holst. Ingenieur-Geograph und Leutnant a. D. (1848–51)

z. Z. in Dresden.

Am 10. Juli 1849 war zwischen Preußen und Dänemark ein Waffenstillstand geschlossen worden. Am 20. Juli vollzieht sich der Rückmarsch sämtlicher Truppen aus Jütland und mit dem 3. August hat die schleswig-holsteinische Armee an der Eider-Linie Stellung genommen.

Die durch den Waffenstillstands-Traktat zur Regierung des Herzogtums Schleswig eingesetzte Behörde, die sogenannte Landesverwaltung, bestehend aus dem preußischen Kommissar Grafen von Eulenburg und dem dänischen Kommissar von Tillisch, wird am 25. August installiert. Der großbritannische Generalkonsul bei den Hansastädten, Oberst Hodges, tritt als Schiedsrichter bei. Die Landesverwaltung nimmt ihren Sitz in Flensburg.

Sogenannte „Neutrale Truppen" besetzen das Herzogtum Schleswig. Ein schwedisch-norwegisches Korps, mit dem Hauptquartier Flensburg, den nördlichen —, ein preußisches Korps, mit dem Hauptquartier Schleswig, den südlichen Teil des Herzogtums.

Die schleswig-holsteinischen Truppen haben vom 2. September ab ihre Kantonnements im Herzogtum Holstein inne; Hauptquartier in Kiel.

Mit unserer Arrieregarde war ich am 15. August in die Stadt Schleswig eingerückt und empfing den Befehl, in Schleswig zu bleiben. Die Reinzeichnung meiner im nördlichen Schleswig gefertigten Aufnahmen, insbesondere aber die Aufgabe, mich zu dem preußischen General-Major v. Hahn in gutes Einvernehmen zu setzen, gab mir interessante Beschäftigung.

Am 15. Oktober erhielt ich vom General von Bonin den Befehl, mich in Zivil in die Gegend von Flensburg zu begeben und dieselbe aufzunehmen. Ein Einspänner wurde zu dieser Tour angeschafft und bei der Ausrüstung gute Handwaffen nicht vergessen. Solche Vorsicht erforderten die Zustände in Flensburg und Umgegend. Von der Landes-Verwaltung wurde das Herzogtum Schleswig als dänische Provinz behandelt; dänische Offiziere durften unbehelligt die Gegend durchstreifen und aufnehmen. Ein Renegat schlimmster Sorte, Schrader, früher in Altona, war als Polizeimeister in Flensburg eingesetzt worden.

Das „Schäferhaus", eine Stunde westlich von Flensburg, dessen Wirt als gutgesinnt hinlänglich bekannt, war mir als Quartier angewiesen.

Freitag, den 19. Oktober, traf ich mit meinem treuen Burschen daselbst ein und begann sofort meine Arbeit. Es war natürlich, daß bei meinen Kreuz- und Quertouren meine Thätigkeit auffiel, Begegnungen waren unvermeidlich, mein Quartier sollte aber doch bis zum 3. November unentdeckt bleiben. Am 30. October, als ich in der Gegend von Bau arbeitete, wurde ich plötzlich von zwei Männern, wahrscheinlich verkappten Polizeidienern, angegriffen und nur meinen Pistolen verdankte ich, daß dieselben von mir abließen; allerdings machte ich mich mit Hülfe meines Wagens auch schleunigst davon. Am 31. Oktober rekognoszierte ich die Wege in unmittelbarer Nähe Flensburgs und hätte nicht geglaubt, daß die Kunde derselben mir in kurzer Zeit von großem Nutzen sein würde.

Am 3. November beendigte ich meine Aufgabe in dieser Gegend und hatte für den 4. November meine Abreise nach dem Sundewitt festgesetzt.

Die Deutschen Flensburgs pflegten sich jeden Sonnabend im „Schäferhause" zu versammeln und in dieser Jahreszeit regelmäßig einen Gänseschmaus zu halten. Diese Vereinigungen wurden von der Flensburger Polizei oft beobachtet. Sonnabend, den 3. November, war dieselbe, um mich zu feiern, besonders zahlreich besucht. Den ganzen Abend plagte mich eine merkwürdige Unruhe, es war mir nicht möglich, an der allgemeinen Heiterkeit teilzunehmen. Nachdem sich die Gäste spät entfernt hatten, ordnete und pakte ich noch meine Habseligkeiten für die in wenigen Stunden anzutretende Abreise.

Aus tiefem Schlaf wurde ich gegen Morgen durch kräftiges Klopfen an mein Fenster geweckt. Es war eine Magd, welche mir in der größten Aufregung die Mitteilung machte, daß 6 Polizeidiener aus Flensburg da seien, die nach mir frügen. Im nächsten Augenblick stand auch auch schon ein Polizist vor meinem Fenster.

Mein nächster Gedanke richtete sich natürlich auf meine, in einer Mappe bereits verpakten Arbeiten. In demselben Augenblick trat mein Bursche bei mir ein, um mir von dem Ueberfall Meldung zu machen. Es drängte zu raschem Entschlusse! Die Mappe mit meinen Arbeiten schob ich dem treuen Diener unter seine Weste, mit dem Befehle, sich schleunigst nach Schleswig 2c. auf den Weg zu machen, vorher aber solle er mein Pferd satteln und an bekannter Stelle anbinden. Während wir uns noch besprachen, öffnet sich meine Thür, die Häscher stehen vor uns. Mein Diener versuchte sich durchzudrängen, und wunderbar, ungehindert läßt man ihn passieren. Mit dem Bemerken, daß ich mich erst ankleiden müsse, schloß ich meine Thüre wieder.

Mein Entschluß, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen, stand fest. Ich wollte mich durchschlagen und mit Hülfe meines guten Pferdes das Weite suchen. Nachdem meine Pistolen in Bereitschaft, öffnete ich wieder. Der Ober-Polizeidiener trat heran und frug nach meiner Legitimation, dieselbe lautete:

„Der Leutnant Gräf hat sich in Zivil in die Gegend von Flensburg zu begeben, um dieselbe aufzunehmen.

Kiel, 12.10 18/49. v. Bonin".

„Demnach sind Sie mein Gefangener", war die Antwort. Meine Antwort lautete, daß ich mir Bahn zu brechen wissen würde. Meine drohende Haltung flößte den Polizeimännern entschieden Respekt ein, auf Pulver und Blei hatten sie nicht gerechnet, sie wichen zurück.

In diesem entscheidenden Augenblicke erschien der Vater meines Wirtes und bat mich flehentlich, sein Haus durch Blutvergießen nicht unglücklich zu machen, kurz, ich streckte die Waffen.

Während ich beim Frühstück saß, an welchem der Ober-Polizei-Diener (Jacobsen) auf meine Einladung hin teilnahm, hatte ich die Freude, meinen Burschen eiligen Schrittes nach Süden abrücken zu sehen.

Gleich hier will ich bemerken, daß der Ober-Polizeidiener sich sehr anständig, sogar respektvoll benahm. Auf meine Frage wie man mich entdeckt, berichtete er freimütig folgendes: Der gestrige Gänseschmaus sei von der Polizei beobachtet worden. Das Rouleaux des Fensters, dem gegenüber ich gesessen, habe bequemen Einblick gestattet. Ich sei dem Beobachter fremd gewesen, derselbe habe sich deshalb beim Hausknecht erkundigt und durch dessen Mitteilungen sei es klar geworden, daß man in mir den längst Gesuchten gefunden habe. So fand meine unerklärliche Unruhe am gestrigen Abend ihre Erklärung.

Um meinem Transport eine möglichst anständige und immerhin auch weniger auffallende Form zu geben, ließ ich anspannen, bestieg, die Zügel in der Hand den Wagen zuerst, und in diesem Augenblicke kam mir der Gedanke, mein Pferd durch bekannten Zuruf zu raschem Abgang anzutreiben. Aber auch dieses Vorhaben wurde durch den Vater meines Wirtes vereitelt, denn gleichzeitig faßte derselbe den Kopf des Pferdes. Zu einer Aufklärung dieses Eingriffes ist mir nie Gelegenheit geworden.

Nun war ich fest. Gleich darauf saß der Ober-Polizeidiener neben mir, ein zweiter Mann hinten auf meinem Koffer und ich hatte die Ehre, diese hohe Gesellschaft nach Flensburg zu kutschieren.

In der Stadt angekommen, hielt ich neben „Stadt Hamburg" (Döll) bei einem mir besonders befreundeten Kaufmann Petersen, der über mein Erscheinen in dieser Gesellschaft ganz außer sich geriet und versprach, mir bald auf die Polizeidirektion zu folgen. Der Polizeimeister Schrader hatte eben die Feststellung meiner Persönlichkeit und den Empfang meines vielversprechenden Koffers vollzogen, als Freund Petersen eintrat und die Erklärung abgab, daß er bereit sei, eine Kaution von 40 000 ℳ zu stellen, wenn man gestatte, daß ich bei ihm wohnen dürfe. Nachdem das Erstaunen, welches diese Erklärung hervorbrachte, gewichen, nahm Schrader Petersens Vorschlag an.

Am Spätnachmittag wurde ich durch Jacobsen ins Verhör geholt. Inzwischen war mir eingefallen, daß, als einzig wertvolles Stück, mein Tagebuch im Koffer geblieben war. Ich teilte Jacobsen auf gut Glück diese meine Verlegenheit, teilte ihm aber auch gleichzeitig mit, daß er sich eines unverzeihlichen Fehlers dadurch schuldig

gemacht habe, daß er meinen Burschen, der mit meinen Arbeiten bepackt gewesen sei, unbeanstandet habe entwischen lassen. „Ich werde Ihnen aus dieser Verlegenheit helfen, wenn Sie mir gefällig sind", sagte ich, „geben Sie mir Gelegenheit beim Öffnen meines Koffers zur Beseitigung meines Tagebuches." Er gab sie mir. Da sich nun im Koffer nicht das geringste, das auf meine Thätigkeit hingezielt, befand, fragte mich Schrader, wo denn meine Arbeiten seien. „Meine Arbeiten", sagte ich, „befinden sich in meinem Kopfe. Zu solchen Aufträgen können nur Leute gebraucht werden, die für Lokalitäten und was damit zusammenhängt, ein außerordentliches Gedächtnis haben. Wenn ich, wie ich hoffe, nach Kiel zurückkehre, werde ich alles gesehene zu Papier bringen." Schraders Gesicht war ob dieser Mitteilung wunderbar anzuschauen. Dankbar blickte Jacobsen mich an, an eine solche Wendung hatte er nicht gedacht. Schrader hatte damit für heute genug und bald saß ich wieder bei meinem Freunde Petersen.

Als wir am nächsten Morgen traulich beim Kaffee saßen, wurden wir nach der Polizei befohlen und uns hier eröffnet, daß die Kaution nicht fortbestehen könne, ich sei ein gefährlicher Mensch, „der hinter Schloß und Riegel gebracht werden müsse". Solche Begriffe von Ehre, Treue und Glauben hatte die hohe Polizei!

Petersen war im Begriff, dem Polizeimeister klar zu machen, daß ich als Ehrenmann unter Kaution viel sicherer sei, ich ließ ihn aber nicht ausreden, denn gleich kam mir der Gedanke, daß mir mit diesem Wechsel jedes Mittel zu meiner Befreiung erlaubt war. Ich wurde nach dem Gefangenhause, einem Hinterhause des Rathauses (1883 abgetragen), abgeführt. Ein eigentümliches Gefühl war es, als hinter mir drei schwere eiserne Riegel vorgeschoben wurden.

Mein Gefängnis, eine Treppe hoch, ging nach dem Hofe hinaus. Links das Theater, vielen meiner Kameraden gewiß wohlbekannt — im April 1848 wurden in diesem Theater die von den Dänen bei ihrer eiligen Flucht weggeworfenen Armaturgegenstände gesammelt — ebenfalls links ein laufender Brunnen, rechts der für zahme Gefangene bestimmte Locus, geradeaus das Rathaus mit breitem Durchgang nach der Hauptstraße. Hinter dem Gefangenhause zogen sich Promenaden hin, an welchen hier große Niederlageräume des bekannten Christiansen lagen. Diese Niederlagen hatten die

Schweden zu Kasernen eingerichtet. Mein Gemach hatte zwei mit starken eisernen Gittern versehene Fenster; ein roher Tisch, zwei Stühle, eine Pritsche mit einem Strohsacke und eine Pferdedecke bildeten das Mobiliar. Ein Kachelofen empfing seine Feuerung von außen.

Der Gefängniswärter, ein gutherzig dreinschauender, kränklicher Mann, machte mir bald seine Aufwartung und meldete, daß verschiedene deutschgesinnte Einwohner sich bereit erklärt hätten, mich mit Speise und Trank und geistiger Nahrung zu erquicken. Wein und Speisen aller Art flossen reichlich, besonders auch Äpfel, und in den Büchern fand ich versteckt weiße lose Blätter zu schriftlicher Mitteilung. Auf diesem Wege empfing ich die wenig tröstliche Nachricht, daß General v. Bonin sich an den preußischen Kommissär bei der Landesverwaltung, Grafen Eulenburg, wegen meiner Befreiung gewandt von diesem aber die Antwort bekommen habe, daß ich ein gemeiner Spion sei und als solcher behandelt werden würde. Andere Bemühungen erhielten ähnliche Abweisung. Erbauliche Aussichten! Licht wurde mir nicht gestattet, was bei den kurzen Novembertagen recht peinlich war, mir aber genügend Gelegenheit bot, Fluchtgedanken zu nähren. Die Mahlzeiten mußte ich unter Aufsicht einnehmen; Messer und Gabel wurden sehr sorglich gebracht und entfernt.

Eine angenehme Unterhaltung bildete der Anblick von allerlei Kurzweil, den die Soldaten der schwedischen Besatzung, deren Kasernen, wie schon bemerkt, sich hinter dem Rathause befanden, am Brunnen, überhaupt im Rathaushofe, trieben. Dieser Brunnen vertrat z. B. die Stelle eines allgemeinen Waschbeckens für die Mannschaften. Auffallend waren mir die vielen Graubärte unter den Schweden. Mein Äpfelvorrat war so groß, daß ich ab und zu nach den gutmütigen Blauröcken eine Kanonade eröffnete, die bald genug wußten, mit wem sie es zu thun hatten und die Äpfel dankbar entgegennahmen.

Die Verhöre, zu denen ich rücksichtsvoller Weise immer in der Dämmerung geführt wurde, wurden täglich fortgesetzt, verliefen aber ebenso resultatlos wie das erste.

Außer den Schweden trieben auch Knaben im Rathaushofe ihre Spiele. Einen der Knaben, der mir durch seine Mütze mit den schleswig-holsteinischen Farben auffiel, forderte ich am 7. November

vormittags auf, mich zu besuchen, wozu der Gefangenwärter nach längerer Weigerung endlich seine Einwilligung gab. Es war der Sohn eines unmittelbaren Nachbars, ein 12jähriger, sehr geweckter Knabe. Er erzählte mir, daß sein Vater dänisch gesinnt sei, seine Mutter und er aber gute Schleswig-Holsteiner. Seine Mutter nähme großen Anteil an meinem Geschick und würde bereit sein, meine Lage nach Kräften zu erleichtern. Das elterliche Haus dieses Knaben stand durch einen Gang in unmittelbarer Verbindung mit dem Rathaushofe. Ein Fluchtgedanke blitzte auf. Ich bestellte den Knaben zur Mittagszeit wieder, händigte ihm das Schriftstück für seine Mutter ein und erteilte auch ihm Instruktion, die er mit großem Interesse aufnahm.

Auf Wunsch wurde ich in den Abendstunden in den Hof nach dem oben erwähnten Locus geführt. Mein Führer, ein alter Mann, öffnete mir stets die Thüre zu diesem Lokale und leuchtete mit seiner Laterne vorsorglich hinein, um die zahlreichen Ratten zu verscheuchen. Diesen Augenblick dachte ich zu benutzen, den Mann einzusperren und mit einigen Sprüngen dem nahegelegenen Nachbarhause zuzueilen. Die freundliche Frau Nachbarin sollte mir am Hafen ein Boot bestellen, mit dessen Hülfe ich das jenseitige angelnsche Ufer zu erreichen gedachte. Dem Knaben hatte ich folgende Instruktion gegeben: „Du findest Dich gegen 6 Uhr im Hofe ein, beobachtest, ob kein ungebetener Gast sich zeigt und giebst mir durch Husten das erwünschte Zeichen."

Mein Plan sollte vereitelt werden. Der Verkehr mit dem Knaben war dem Rathauswirt Kaiser hinterbracht worden. Als die Dämmerung hereinbrach, erschien mein alter Begleiter, aber nicht, um mich in den Hof zu führen, sondern — mit einem Nachtstuhle und dem Bemerken, daß ich von heute ab nicht mehr den Hof besuchen würde. — Meine Pulse stockten!

Der Knabe erschien pünklich auf seinem Posten, gab wiederholt das Zeichen, daß alles sicher sei und konnte lange meine Zurufe über die veränderte Situation nicht begreifen. Weinend ging er endlich von dannen. Ich aber geriet in eine Wut, die keine Grenzen kannte. Ich schlug alles kurz und klein, die Fenster durch, auch der Ofen war nicht verschont geblieben.

Während ich so wirtschaftete, erschien zur unglücklichen Stunde der O. P. D. Jacobsen. Ihn an der Gurgel packen, niederwerfen,

mißhandeln — obgleich er viel stärker war als ich — war das Werk eines Augenblicks. Endlich ließ ich von ihm ab, und er verschwand.

Kurze Zeit darauf bewegte sich eine Abteilung schwedischen Militärs über den Hof und — vor meine Thür. Ein Offizier trat mit einem Lichte ein, sah sich die Zerstörung an und forderte mich auf, ihm zu folgen. Der Trupp nahm mich in seine Mitte und eskortierte mich nach der Hauptwache, wo ich in die Offizierstube geführt wurde. Die anwesenden Offiziere benahmen sich sehr freundlich, und sprachen ihr lebhaftes Bedauern über mein Geschick aus.

Nachdem ich einige Stunden hier zugebracht, wurde ich unter ebenso starker Bedeckung in mein wieder in Ordnung gebrachtes Arrestlokal zurückgebracht und sowohl vor meiner Thüre, als auch im Durchgang zu ebener Erde ein Doppelposten aufgestellt! Nun glaubten sie, mich sicher zu haben!

Die Heizung konnte natürlich so schnell nicht wieder hergestellt werden; es war recht frisch in meinen vier Wänden.

Bei jeder Ablösung, die alle zwei Stunden erfolgte, öffnete sich meine Thüre, der Posten trat ein, besah mich und trat wieder ab. Die Ruhe war hin, — mein Herz war schwer! — und doch sollte diese Zerstörungsperiode zu meinem Glück, zu meiner Befreiung führen!

Am 8. November (Donnerstag) kümmerte sich außer dem Gefangenwärter, der mir wie einem wilden Tiere Speise und Trank so schnell wie möglich hereinsetzte, niemand um mich.

Am 9. November, morgens, ich lag noch auf meinem Strohsacke, öffnete sich meine Thür und es traten zwei Polizeidiener ein, von denen der eine, der mir später als der berüchtigste aller Polizeidiener, mit Namen Rasmussen, genannt wurde, sich gleich über meine Bücher ꝛc. hermachte. Ich sprang auf und hatte nicht wenig Lust, ihm dasselbe Schicksal zu bereiten, wie vor zwei Tagen dem Jacobsen. Der Angegriffene hatte, wie ich später erfuhr, die Absicht, mich mit einem sogenannten „Totschläger" zu beruhigen. Ich hörte nur, wie sein Begleiter zu ihm sagte: „Thun Sie es nicht, — er ist ja verrückt!"

Gleich darauf verließ mich Rasmussen, während sein Begleiter in sehr respektvoller Stellung in der Nähe der Thür stehen blieb. Auf meine Frage, was er noch wolle, erwiederte er, daß er beauftragt

sei, meine Mahlzeiten streng zu überwachen und daß er deshalb meine Befehle erwarte. Ich bestellte ihn zu 10 Uhr, zum Frühstück, wieder. Wie immer war Küche und Keller gut beschickt, sogar ein wärmender Pelz war mir zugeschickt worden.

Mein neuer Wächter, ein Riese von Gestalt, mit einem sehr vertrauenerweckenden, ehrlichen Gesicht, erschien pünktlich. Ich lud ihn zum Sitzen ein, was er mit Widerstreben annahm. Dann bot ich ihm ein Glas Portwein, zu dem er sich aber lange nicht entschließen konnte. Nach dem ersten trank er noch mehrere, — die Wirkung wurde unverkennbar. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich nun, daß er ein geborener Holsteiner, verheiratet, daß aber Frau und Kinder kürzlich nach Itzehoe gereist seien. Nach aufgehobenem Frühstück bestellte ich mir Mählen, so hieß der Mann, zu 2 Uhr wieder.

Ein gewisses Etwas sagte mir: dieser Mann kann dein Befreier werden! Pünktlich erschien Mählen und bald aßen, tranken und redeten wir wie gute Freunde. Das bekannte Wort, daß der Wein wohl ausschwatzt, aber nicht erfindet, sollte sich auch hier bewahrheiten. Plötzlich begann Mählen: „Herr Leutnant, Sie thun mir sehr leid! Ich muß Ihnen mitteilen, — daß Sie — morgen — nach Kopenhagen abgeführt werden sollen und daß man davon spricht, — daß Ihnen auf dem Schiffe der Prozeß gemacht werden soll". Konnte ich auch auf solche Wendung durch die Antwort des Grafen Eulenburg an Bonin vorbereitet sein, so mußte ich doch meine ganze Kontenance zusammennehmen, um meine Erregung niederzukämpfen. Ich erwiderte: „Sie haben mir mitgeteilt, daß Sie Holsteiner sind! Sie haben jetzt Gelegenheit, sich als echten Holsteiner zu erweisen! Der Schlüssel zu meinem Gefängnis steht Ihnen zur Verfügung! Heute Abend 6 Uhr kommen Sie, holen mich angeblich zum Verhör ab und wir gehen mit einander davon! (Dabei hatte ich nicht bedacht, daß dieser Dienst nur durch den Oberpolizeidiener verrichtet werden durfte.) Ich verspreche Ihnen, dafür Sorge zu tragen, daß Sie eine gute Anstellung bekommen! Von Bestechung war keine Rede!

Mählen fand lange keine Worte! Endlich reichte er mir unter Thränen seine Hände, und versprach pünktlich zu dem Vorhaben einzutreffen.

Es war etwa 3 Uhr geworden, die Dämmerung brach bald herein. Mit der Dunkelheit stieg meine Erregung! Wer stand mir dafür, daß der Mann nicht zum Verräter an mir wurde? Die wenigen Stunden wurden mir zur Ewigkeit!

Endlich schlug es sechs, und mit dem Schlage sah ich Mählen's mächtige Gestalt über den Hof heranschreiten. Bleich wie ein Schatten trat er bei mir ein und stammelte die Worte: „Es geht nicht! Auf meinem Wege hierher traf ich Rasmussen mit einigen Kollegen. Dieselben stehen am Ausgange nach der Hauptstraße und erwarten mich in aller Kürze zurück!" Ich ließ mich aber nicht abschrecken und erwiderte: „Was wir verabredet, — wird ausgeführt! Ich gehe voran. Geben Sie mir Ihr Blechschild, welches Sie für besondere Fälle bei sich tragen!"

Im nächsten Augenblick hatte ich die Thür geöffnet, der vor derselben befindliche Doppelposten fällte das Gewehr. Unwillkürlich hielt ich ihm das eben empfangene Blechschild entgegen und zeigte auf den Mann hinter mir! Es gelang! Die Gewehre wurden angezogen und ruhig stiegen wir die steile Holztreppe hinab. Dem Doppelposten im Durchgangsthor nach der Promenade hinaus trat ich in derselben Weise entgegen, — aber ohne Erfolg! Die Spitzen der Bajonette bewegten sich gegen meine Brust, so wie ich einen Schritt vorwärts versuchte.

Es ist eigentümlich, daß man Menschen gegenüber, deren Sprache man nicht versteht, sich verständlich zu machen glaubt, indem man recht laut spricht. In diesen Fehler verfiel ich auch, ohne zu ahnen, daß dadurch meine Rettung beschleunigt werden würde.

Plötzlich sagte Mählen: „Um Gotteswillen! — da kommt Rasmussen mit den Übrigen. Ich warf einen Blick auf den Hof! Die Anschleichenden erkennen, dem nächsten Schweden das Gewehr aus der Hand reißen und um den Kopf schlagen, war Sache eines Augenblicks! Gleichzeitig hatte Mählen den anderen niedergeschlagen, — und fort ging es! —

Wie schon oben erwähnt, befanden sich hinter dem Gefangenhause die Kasernen. Zu dieser Abendzeit wandelten deren Insassen in dichten Haufen, ihr Abendbrot verzehrend, bei guter Beleuchtung, vor denselben! Und wunderbar! Man öffnete uns beiden eilenden Menschen eine Gasse und ließ uns ungehindert fortstürmen!

Glücklicherweise hatte ich wenige Tage vor meiner Verhaftung die Wege um Flensburg genau kennen gelernt und insbesondere diesem Umstand hatte ich es zu verdanken, daß wir glücklich entkamen. Dunkelheit und ein feiner kalter Novemberregen wirkten dabei sehr günstig.

Wir waren kaum 400 Schritte gelaufen, als uns Kugeln nachgeschickt wurden! Südlich vom „Rothen Thor" (heute abgebrochen) betraten wir die nach Schleswig führende Chaussee, behielten aber unsere rasche Gangart bis zu der links nach Angeln abgehenden Landstraße (ca. $^1/_4$ Stunde) bei. Dort versagten meine Kräfte. Wir warfen uns am Wege in ein Moorstück.

Zwanzig Minuten mochten wir gelegen haben, als Kavallerie mit fliegenden Lichtern auf der Chaussee nach Süden jagte; jedenfalls unsere Verfolger; nach kurzer Rast brachen wir auf, ich hing mich in Mählens Arm. Klein-Solt war bald erreicht. Da es noch nicht spät war, so hoffte ich mit Hülfe des Herrn Pastoren einen Wagen bekommen zu können. Ich fand die Familie beim Thee, an dem ich sehr gern teilgenommen haben würde. Ich entdeckte mich dem Herrn Pastoren, fand aber nicht was ich hoffte! Er bat mich, sein Haus schleunigst zu verlassen, versagte mir jede Unterstützung, aus Furcht, daß ihm Nachteil daraus entstehen könne.

Von hier wandte ich mich östlich und erreichte Estrup, wo es mir gelang, für schweres Geld einen Wagen zu bekommen. Hinter dem Stuhl wurde eine Menge Stroh in den Wagen gelegt, in welches ich mich mit Mählen eingrub. Der Kutscher erhielt den Auftrag, falls er angehalten und gefragt werde, was er auf seinem Wagen habe, zu sagen: er fahre Schweine nach Schleswig. Nachdem wir ca. 1 Stunde gefahren waren, hörte ich Wagengerassel und allerhand Geräusch, welches mir klar machte, daß wir anstatt nach dem Süden nach Westen fuhren, uns also in der Nähe der Flensburg-Schleswiger Chaussee befanden. Der Kutscher hatte demnach nicht den vorgeschriebenen Weg eingeschlagen. Dafür schlug ich den Kerl hinter die Ohren, daß er rücklings in den Wagen fiel, setzte mich selbst auf den Bock und fuhr wieder nach Osten.

Da kam mir der Gedanke, daß es überhaupt besser sein dürfte, wieder zu wandern; der Wagen wurde entlassen. So ging es über Esmark und Ulsby nach Böklund. Hier kreuzen sich die Land-

straßen und es war deshalb Vorsicht geboten. In Ulsby hatte ich einen Bauern aufgegriffen, den ich mit dem Auftrage voranschickte, in Böklund zu erkunden, ob alles sicher sei. Mit guter Botschaft kam er zurück. In Böklund wurde ich als ein vom Tode Erstandener freudig begrüßt und aufs beste verpflegt. Es mochte 4 Uhr sein, als wir einen Wagen bestiegen, der uns nach Schleswig bringen sollte. Kurz nach unserer Abfahrt waren unsere Verfolger, 10 schwedische Husaren eingetroffen. Das Nest war leer!

Um 6 Uhr langten wir an der Schiffbrücke in Schleswig an. Hier klopfte ich meinen alten Freund, den Kapitän Schnittger, heraus, der uns jubelnd, nur mit leinener Hose bekleidet, über die Schlei nach dem Garten des Generalsuperintendenten Nielsen ruderte, in dessen Familie ich auf einen warmen Empfang rechnen konnte. Aus der wohlbekannten Küche leuchtete mir Licht entgegen und in derselben traf ich den alten, treuen Diener des Hauses, der, als er mich erkannte, das ganze Haus mit seinem Freudengeschrei erfüllte.

Meine Gefangenschaft mit ihrem drohenden Gesicht war hier nicht unbekannt geblieben. Wie ein aus Lebensgefahr geretteter Sohn wurde ich willkommen geheißen. Es waren herzerhebende Augenblicke. Bald erfreuten wir uns eines gesegneten Schlafes; bis 2 Uhr nachmittags pflegten wir der Ruhe.

Am 11. November früh brachte uns ein flottes Gefährt nach Kiel. Meine glückliche Flucht erregte im Hauptquartier und bei der Bevölkerung allgemeine Teilnahme und aufrichtige Freude.

Mählens Schicksal erfüllt mich heute noch mit aufrichtiger Trauer. Bald hatte ich für ihn eine gute Anstellung als Fremdenpolizeidiener erwirkt. Dieser Beruf führte ihn vorwiegend in Wirtschaften, wo er der gefeierte Mann war. Er ergab sich dem Trunke, machte Schulden, die ich mehrmals deckte, und wurde im März 1850 im Schloßgarten zu Kiel e r h ä n g t gefunden.

Diese Geschichte sollte im Juli 1850 noch eine Fortsetzung finden, ja sie spielte sogar bis 1855, und ich möchte es nicht unterlassen, in aller Kürze auch hiervon Mitteilung zu machen.

Am 1. März 1850 wurde ich abermals auf den, immer noch unter der berüchtigten „Landesverwaltung“ seufzenden, für meine persönliche Sicherheit höchst unsicheren Boden kommandiert und mir die Stadt Schleswig als Standquartier angewiesen.

Meine Lage war insofern eine gesichertere, als mir von seiten des Kommandeurs der preußischen Truppen, welche den Süden Schleswigs bis zum Einmarsch der Schleswig-Holsteiner im Juli besetzt hielten, die Erlaubnis zu meinem Aufenthalt und meinen Arbeiten erteilt worden war, allerdings mit dem Bemerken, daß man mich gegen Gefangennahme nicht zu schützen vermöchte.

Meine dienstliche Aufgabe bestand im großen und ganzen darin, die Aufnahme der Position Idstedt, mit welcher ich im März 1849 begonnen, zu Ende zu bringen. Denn es lag die Absicht vor, bei dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten mit Dänemark, hier Stellung zu nehmen.

Am 13. Juli machte ich den letzten gefahrvollen Vorstoß bis in die Nähe von Flensburg. Auf der Chaussee zwischen Idstedt-Krug und Helligbek-Krug begegnete mir ein Schwede in seiner Exerzierjacke mit einem Bündel auf dem Rücken. Ich ließ halten und forderte den Mann auf, aufzusitzen. Da ich dahin fuhr, wo er herkam, folgte er nur mit Widerstreben meiner Einladung. Das Verhör, welches ich in Helligbek mit ihm anstellte, ergab folgendes: Seit dem 10. November v. J. sei er, wie drei seiner Kameraden, weil sie einen gefangenen schleswig-holsteinischen Offizier hatten entwischen lassen, in die 2. Klasse versetzt und alle 8 Tage mit 15 Hieben bestraft worden. Diesen Zustand habe er nicht länger ertragen können und sei endlich desertiert.

Ich hatte Mühe, meine Gefühle zurückzuhalten, denn es war offenbar, daß dieser Mann einer von den Posten war, die bei meiner Flucht von Flensburg die Wache gehabt.

Die Wiedererkennungsszene spottet aller Beschreibung. Die Freude des Mannes, daß ich sein Retter, kannte keine Grenzen, denn unfehlbar wäre er von den in Schleswig stehenden Preußen umgehend den Schweden wieder ausgeliefert worden. Ich übergab den Mann dem Wirt mit dem Bemerken, daß, sobald ihm die Luft unsicher scheine, er den Schweden zum Bauernvogt nach Gammellund befördern möge. Als ich am zweiten Tage darauf zurückkam, war diesem Auftrage bereits Folge geleistet; ich fand meinen Schützling bei besagtem Bauernvogt wohl aufgehoben und Kartoffeln schälend.

Die Schlacht bei Idstedt war geschlagen, ich hatte mein Quartier im November in Rendsburg. Eines Mittags besuchte mich der

Auditeur Lüders. Derselbe kam von Glückstadt, wo er Vernehmung mit den gefangenen Dänen gehabt hatte. Unter diesen hatte sich auch ein Schwede vorgestellt und folgendes zu Protokoll gegeben. Er sei am 13. Juli von Flensburg desertiert, sei von mir aufgenommen und nach Gammellund gebracht worden. Sein Herr, der Bauernvogt, habe ihn bei Beginn des Gefechtes am 25. Juli nach Süden dirigiert, da sei er den Schleswig-Holsteinern in die Hände gefallen, die ihn für einen Dänen gehalten und mit den übrigen Gefangenen hierher gebracht hätten. Ich konnte diese Aussagen nur bestätigen und die Freilassung des Schweden beantragen. Sie erfolgte und es gelang mir, diesen Mann als Knecht bei einem befreundeten Gutsbesitzer unterzubringen.

— 1855. —

Nach Auflösung der Armee fand ich bald Anstellung als Ingenieur bei der thüringischen Eisenbahn. Im November 1855 benutzte ich einen Urlaub zu einem Vorstoß nach Schleswig und Flensburg. Ich nahm bei Frau Döll in „Stadt Hamburg" Quartier. Schrader und Jacobsen, meine beiden Freunde, waren noch unverändert in ihren Stellungen. Natürlich besuchte ich den braven Kaufmann Petersen, der damals (1849) mit ansehnlicher Kaution für mich eingetreten war. Da gab es viel zu erzählen. Unter anderem teilte mir Petersen mit, daß Jacobsen, der von mir damals übel behandelte, sich oft sehr teilnehmend nach mir erkundigt habe. In demselben Augenblick kam Jacobsen daher. Wir waren sofort darüber einig, denselben hereinzurufen. Es war schon dämmerig, so daß ich mich im Hintergrunde des sehr tiefen Zimmers wohl verbergen konnte. Er kam und Petersen führte ihn zum Fenster. „Denken Sie", begann er, „ich habe heute Brief und Gräfs Bild geschickt bekommen." Jacobsen äußerte große Freude und den lebhaften Wunsch, zu sehen und zu hören. Petersen bewegte sich nach der Tiefe des Zimmers, wo ich mich befand, ich stellte mich hinter seinen breiten Rücken, der mich vollständig deckte. Dann zündete er ein Licht an und schritt recht fest auftretend, auf Jacobsen zu, ich dicht hinter ihm. „Ob sie Gräf wohl wiederkennen werden?" sagte Petersen und in dem Augenblick schaute ich über Petersens Schulter in das ehrliche Gesicht Jacobsens. Auch einer von den Augenblicken,

die der Beschreibung spotten. Jacobsen war außer sich vor Freude, drückte und herzte mich. Höchst interessant waren seine Mitteilungen über die Bestürzung und Wut nach meiner Flucht, und ich empfing von ihm die Bestätigung, daß mir der Strick zugedacht gewesen war.

„Schreiben Sie sich nicht in das Fremdenbuch", bat Jacobsen, und reisen Sie sobald als möglich wieder ab, Sie sind heute noch gefährdet!"

Petersen kredenzte eine Flasche des besten Weines, hell klangen die Gläser. — Jacobsen und Petersen sind längst abgerufen. — Das Rathaus in Flensburg mit seinem Gefangenhause abgebrochen.

Wir aber ziehen heute frei und ungehindert durch die so lieben Gefilde unserer zweiten Heimat

„Schleswig-Holstein!"

„Tempora mutantur, et nos mutamur in illis!"

Der Einmarsch in Schleswig,

aus dem Tagebuche eines schleswig-holsteinischen Offiziers.

Schon am 1. Juli 1850 war die Armee an der Rendsburg-Altonaer Eisenbahn so aufgestellt, daß sie innerhalb eines Tages in Rendsburg konzentriert sein konnte. Zur Besetzung des Herzogtums Schleswig wurde nur des Abmarsches der Preußen gewartet, welcher auf den 14. Juli festgesetzt war.

Der Einmarsch erfolgte am 13. Juli und am 15. rückte die Avantgarde der schleswig-holsteinischen Armee in die Stadt Schleswig ein. In diesen Tagen herrschte nun eine so furchtbare Hitze, daß wohl alle Bataillone auf dem Marsche einen oder mehrere Tote hatten, auf beiden Seiten des Weges fielen die Leute aus Reih und Glied, weder Strafen noch Drohungen fruchteten etwas. Es war ein entsetzlicher Anblick, ein kräftiger, junger Mann fängt an zu wanken, die Büchse entsinkt seiner Hand, die Hände greifen in der Luft umher, als suchten sie einen Halt, besinnungslos stürzt er in den Graben, bisweilen, um nicht wieder zu erwachen. Bei unserem Jägerkorps kam es einmal fast zu einer Revolte. Es war streng verboten worden, daß, wenn wir auf dem Rendezvousplatz angekommen waren, andere als die dazu kommandierten Leute den Platz verlassen sollten, um Wasser und andere Erfrischungen aus den benachbarten Dörfern oder Höfen herbeizuholen. Die Bewohner derselben waren angewiesen worden, wenn sie etwas thun wollten, an den Landstraßen mit Tonnen, welche mit Wasser, mit Essig vermischt, oder mit Milch angefüllt seien, zu halten, damit die Erfrischungen an die Leute verteilt werden könnten (es geschah dies auch vielfach und reichlich), und dieselben sich nicht, wie anfangs der Fall war, unterwegs bei jeder

noch so schmutzigen Wasserpfütze hinwerfen sollten, um den durch das Branntweintrinken noch gesteigerten brennenden Durst zu löschen. Aber dieser war häufig größer als alle Disziplin, und so gab es manchmal Murren und Unzufriedenheit, welche, wie in dem oben erwähnten Falle, bisweilen nur mit Mühe in den nötigen Schranken gehalten werden konnte. Hier brachte sie der Kompanie, aus deren Reihen das Murren gehört worden war, ein paar Stunden Strafexerzieren ein, und mich Unglücklichen traf als jüngsten Offizier des Korps das Los, als wir nach einem anstrengenden Marsch in das Quartier kamen, die Strafe in Vollzug setzen zu müssen; der Mond schien schon, als ich die Leute, welche nicht einmal zu meiner Kompanie gehörten, totmüde in die Quartiere entlassen konnte. In manchen Fällen hätte sicherlich eine Anordnung des Marsches zu geeigneterer Tages- oder gar Nachtzeit manches Unheil verhütet; übrigens zeigte sich bei dieser Gelegenheit sogleich der nachteilige Einfluß der Vermengung der jungen, mit den älteren, der Reserve angehörigen Jahrgängen, welche zum Teil von Weib und Kind gerissen und unlustig die Strapazen viel schwerer ertrugen als jene.

Doch zurück zu unserem Biwak. Munter genug ging es in demselben her, wir hatten zahlreichen Besuch aus Schleswig, Damen und Herren; die Bataillonsmusik, welche sich allmählig vervollkommnete, spielte, allerhand Viktualien und Getränke waren von unseren liebenswürdigen Gästen mitgebracht worden oder ließen sich bald beschaffen, die Soldaten kochten, bauten und besserten ihre Hütten aus, kurz es war ein munteres, reges Lagerleben vor dem Feinde. Und da entstanden auch gar manche neue Lieder nach alter Melodie, die sich rasch einbürgerten und oft gesungen wurden, eins davon nach der Melodie „Hinaus in die Ferne!“ ist mir noch erinnerlich, es lautete:

Frisch auf nun, ihr Jäger! Frisch auf, der Morgen tagt!
Nur rasch zur Hand die Büchse, heut giebt es freie Jagd!
Heut giebt es was mit frischem Mut zu thun,
Wir lagen lange stille, vorbei ist nun das Ruhn.

Der Däne, der glaubte, wir seien müd vom Kampf,
Wir sehnten uns nach Hause und fern vom Pulverdampf;
Wir zeigen heut, daß frisch noch unser Mut,
Daß wir bereit sind alle, zu gehn in Tod und Blut.

Und rollet laut der Donner vom feindlichen Geschütz,
Und knallen laut die Schüsse, und folget Blitz auf Blitz,
O Jägers Freud! Da geht es kühn voran,
Da zeigt sich, wer der beste, bewähret sich der Mann.

Drumm frisch voran, ihr Jäger! Uns führt ein braver Mann,
Dem jeder von uns allen getrost vertrauen kann.
Drum rufet laut: „Hoch lebe der Major!"
Und lauter noch: „Es lebe das vierte Jägerkorps!"

Eine wirklich erhebende Feier war die Verteilung der auf Veranlassung der regierenden Statthalterschaft aus dänischem Kanonenmetall gegossenen Kreuze an die Offiziere und Mannschaften, welche die Feldzüge 1848 und 49 mitgemacht hatten. Den Morgen des 21. Juli hatte das Offizierskorps damit zugebracht, die Kreuze an die rot=weiß=blauen Bänder zu knüpfen. Am Nachmittage rückte das Korps auf eine benachbarte Koppel aus, wo ein Quarre gebildet wurde, wie es schon ein paar Tage vorher behufs der Empfangnahme der Kompaniefahnen geschehen war. Major v. Lützow hielt eine wirklich ergreifende Rede über den Wert des Erinnerungs= und Ehrenzeichens — nun, es war in diesem Augenblicke wohl auch nicht gerade schwer, darüber zu Herzen gehende Worte zu sprechen — und heftete, selbst schon mit dem Kreuze geschmückt, dasselbe den einzelnen Offizieren an die Brust, die es alle bis auf zwei erhielten. Hierauf dekorierten wir Offiziere die Mannschaften, von denen es ungefähr die Hälfte erhielt. Der laute Schwur, Schleswig=Holstein treu bis zum Tode zu bleiben endete die Feier, laut gerufen von den Dekorierten, die die stolze Erinnerung an die Siege von 1848 und 49 begeisterte, wie von den Nichtdekorierten, die der festen Überzeugung waren, daß ein glücklicher Feldzug im Jahre 1850 ihnen nach Beendigung desselben die gleiche Ehre bringen werde. Das sollte denn nun freilich bald ganz anders kommen.

Der Untergang des Dampf-Kanonenbootes „v. d. Tann“

von L. A. Lange,
ehemals Leutnant zur See und Kommandeur desselben.

Das schlesw.-holst. Schrauben-Dampfboot „v. d. Tann“, aus den Sammlungen der schlesw.-holst. Frauen erbaut, groß 120 Tons, mit einer Maschine von 40 Pferdekraft, mit zwei 60 ℔-Bomben-Kanonen armiert, und mit 28 Mann Besatzung, erhielt am 18. Juli 1850 Ordre, nach Neustadt zu dampfen. Die Fahrt von Kiel, nachts 11 Uhr, durch die dänische Blokade bis nach Neustadt ging glücklich von statten.

Am 19. Juli erhielt ich in Neustadt Ordre, dänisches Eigentum auf der See zu nehmen oder zu zerstören, wo, wie und wann es mir gelingen möchte, da der Krieg zum dritten Male bevorstand.

Am 20. Juli, morgens 3 Uhr, sah ich im Nebel vor der Badeanstalt in Neustadt eine Fregatte in einer Entfernung von einer Meile auf die Reede zukommen. Sofort ließ ich die Feuer unter dem Kessel in vollen Flammen auflodern, hatte in 15 Minuten Dampf, machte klar Schiff, und dampfte auf die vermeintliche Fregatte los.

Der Nebel hob sich, eine steife östliche Brise sprang auf und ich bemerkte, nachdem ich mich auf eine halbe Meile dem Schiff genähert, daß es die Dampf-Fregatte der dänischen Marine, „Hekla“, war. Jetzt sah ich ein, daß ich mich mit dem großen Dampfschiffe in offenem Fahrwasser nicht messen konnte, was ich mit einer Segel-Fregatte wohl hätte thun können und änderte daher sofort meinen Plan!

Das Dampfschiff „Hekla“ lichtete Anker, kam auf mich los, und wäre sicher mein Schiff, ohne nur einen Schuß zu thun, von ihm in den Grund gebohrt worden, wenn ich nicht sofort seichteres Wasser gefunden, ehe die Dampf-Fregatte an mich herangekommen. Unter frischer Brise, mit vollen Segeln und dem höchsten Druck des Dampfes

lief ich an das lange Travemünder Riff heran und erreichte so, nach $2\frac{1}{2}$stündiger Jagd, vollständig mein Vorhaben, daß ich, die eine Seite des Schiffes gedeckt, vollständig in den Kampf mit der „Hekla", 15 Kanonen, 250 Mann Besatzung, eingehen konnte.

Jetzt, auf neutralem Lübecker Gebiet, machte das dänische Kriegsschiff kehrt, legte sich unter Pelzerhaken, dem Leuchtturm für die Einfahrt nach Neustadt, vor Anker, und ging später nach Osten unter Dampf nach Fehmarn zu.

Den ganzen Tag suchte ich unter Dampf in der Bucht nach dänischen Schiffen, von denen ich zwei als Prisen nahm und jedes Fahrzeug mit einem Unteroffizier und zwei Mann Besatzung nach Travemünde segeln ließ, mit dem Befehl, dort beim Leuchtturm bis zu meiner Ankunft unter deutscher Flagge zu ankern.

Als ich abends 8 Uhr mit dem „v. d. Tann" bei dem Leuchtturm eintraf, kam der Oberlotse von Lübeck bei mir an Bord und sagte, der hohe Senat der freien Stadt Lübeck habe meine Leute von den dänischen Fahrzeugen abgenommen und verhaften lassen. Hier war nun eine schwierige Lage plötzlich an mich herangetreten. Ich hatte schon, was die Seeschifffahrt anbetrifft und die Kriegsverhältnisse mit sich bringen können, allerlei auf den weiten Meeren erlebt, kommandierte, zwar erst 23 Jahre alt, das schönste Schiff der schlesw.-holst. Marine, und war besonnen genug, mir in den jetzt beginnenden diplomatischen Verhandlungen meiner Regierung nichts zu vergeben.

Der Stadthauptmann von Travemünde verlangte entweder Übergabe meines Schiffes an den Senat von Lübeck, oder Vernagelung meiner Kanonen, oder sofortige Entfernung meines Schiffes aus dem Lübecker Gebiet, sonst würde ich durch die Strandbatterien zur Übergabe oder Entfernung gezwungen werden. Dazu erhielt ich zwei Stunden Bedenkzeit.

Vor Neustadt hatten sich indessen drei große Schiffe vor Anker gelegt, die ich schon durch mein Fernrohr vor Sonnenuntergang beim Einsegeln nach Travemünde beobachtet hatte. Ich wußte mein Schiff seicht gehend, schnell segelnd und hatte eine brave Mannschaft. Nachdem Kriegsrat gehalten, wurde beschlossen, sofort die Dänen anzufassen, anstatt die mecklenburgische Küste zu suchen. Die Ausweisung des Lübecker Senats gegen alles Völkerrecht wurde unter

Blutprotest (d. h., alles Unglück, das durch diese Ausweisung erfolge, komme auf den Lübecker Senat) angenommen, und so ging ich am 20. Juli um 11 Uhr von Travemünde in See, seicht Wasser haltend, der Küste entlang nach Neustadt zu mit klar Schiff, den Kampf mit den Dänen aufzunehmen.

Ich passierte das Lübecker Riff, mein Schiff mit eigener Hand durchlotend, und dicht vor Haffkrug entspann sich der Kampf, von 12½ Uhr nachts bis 3½ Uhr morgens dauernd. Gleich der erste Schuß vom Dampfschiff „Hekla" riß meinen Großmast über Bord, klarte die Takelage über die Seite und kappte alles weg. Ich ermahnte die Oberfeuerwerker zum ruhigen Zielen und nach dreimaligem Hurra fürs Vaterland saßen und krepierten unsere Bomben sofort auf dem dänischen Kriegsschiffe, das uns eine sehr gute Zielscheibe gegen den sich lichtenden Horizont abgab.

Gleich nachdem der Kampf angefangen, lief mein Schiff durch den Lotsen, der das Fahrwasser doch genau kennen sollte, auf Grund und saß hier, zwischen großen Steinen eingeklemmt, fest. Mit allen Mitteln versuchte ich das Schiff flott zu machen, doch vergebens. Die beiden dänischen Korvetten „Havfruen" und „Najaden" öffneten nun auch ihre Breitseiten gegen mich; die Kugeln rasirten schnell mein Deck, meine Schraube war schon weggeschossen, das Fahrzeug legte sich bis an die Schanzkleidung ins Wasser, und die Kanonen konnten nicht mehr geladen werden, da der Schlitten mit der Kanone nicht zurückzubringen war. Trotzdem hielt ich das furchtbare Feuer der drei Schiffe aus, bis das Schiff voll Wasser und vollständig wrack geworden war. Ich ließ mit meinem kleinen Boot die Mannschaft ans Land setzen, ging allein in den Heizraum, holte etwa 5—6 Schaufeln glühende Kohlen unter den Kesseln heraus, legte sie gegen die Schotten der Pulverkammer bis die Außenwand tüchtig brannte, sprang über Bord und schwamm dem mir vom Lande entgegen kommenden Boote zu. Als die Matrosen mir aus der See halfen, ging das Schiff in die Luft. Vor Anstrengung und Blutverlust aus Wunden am Bein ohnmächtig, wurde ich von den Matrosen aus Schußweite gebracht, und aus dieser Betäubung erwachend, erfüllte ich die traurige Pflicht, meinen Unglücksbericht an das Marine-Kommando abzufassen.

Meine Verwundung am 24. Juli 1850

(eine Episode aus der Schlacht bei Idstedt und deren Folgen),

von Albert Burow,

ehemals Hauptmann im 1. schlesw.-holst. Infanterie-Bataillon.

Es war ein schöner, sonniger Morgen, der Morgen des 24. Juli 1850, des ersten Tages der Schlacht bei Idstedt! So weit auch der Blick über das Panorama der Umgebung von Idstedt-Krug hinschweifen mochte, kein Wölkchen trübte den schönen blauen Himmel und unter ihm prangten Flur und Wald in üppigem Grün, wogte die reifende golden glänzende Saat auf allen den Feldern, die von dem beginnenden Kriegsgetümmel bis dahin noch glücklich verschont geblieben.

Die unvermeidlichen Vorverhandlungen zwischen dem dänischen Oberkommandierenden General v. Krogh und dem schleswig-holsteinischen Heerführer, General von Willisen, hatten bereits ihr Ende erreicht. Seit ungefähr acht Tagen standen sich die beiden feindlichen Armeen schon kampfbereit gegenüber. Das 1. Bataillon und speziell die 4. Kompanie desselben, die ich kommandierte, lagerte rechts der nach Flensburg führenden Chaussee auf einer sanft ansteigenden, waldbekränzten Anhöhe zwischen Idstedt-Krug und dem südlich desselben liegenden Chausseehause. Von den täglichen Exerzierübungen und einer Parade vor dem Korpskommandeur abgesehen, waren wir in diesem Zeitraum nur ein einziges Mal an einem Nachmittage allarmiert worden und zwar auf Grund eines blinden Lärms. Eine unserer über die Vorpostenkette hinausgegangenen Patrouillen hatte nämlich in der Ferne ein paar feindliche Reiter gesehen, sie für die Spitze eines vorrückenden Trupps gehalten und so die ganze Avantgarde auf die Beine gebracht.

Auch der Morgen des 24. Juli ließ sich recht ruhig an, und da kein weiterer Dienst von seiten des Bataillons angeordnet war, befahl ich — eingedenk der Lehre des ehemaligen Hauptmanns Schoenfeld, meines unvergeßlichen früheren Kompaniechefs im 18. preußischen Infanterie-Regiment, nach welcher man den Soldaten nie unbeschäftigt lassen müsse, weil er sonst leicht auf dumme Gedanken komme — daß die Kompanie die unfreiwillige Muße benutzen sollte, um korporalschaftsweise die Kochgeschirrüberzüge auszuwaschen. Ein kleiner Wasserbehälter, der sich jenseits der Chaussee, wenige Schritte von dieser entfernt, inmitten der dort gelegenen üppigen Wiese befand, bot dazu die schönste Gelegenheit. Dorthin begab ich mich auch und streckte mich behaglich auf den prächtig duftenden, mit Feldblumen aller Art reich gezierten Wiesenteppich hin, über mir den klaren, blauen Himmel und vor mir die Szene der mit der Wäsche beschäftigten und munter mit einander plaudernden Soldaten. — So mochte ich da wohl eine Stunde gelegen haben, als mich plötzlich das dumpfe Rollen eines fernen Kanonenschusses aus meinen Träumereien erweckte und daran erinnerte, daß hier weder der Ort noch die Zeit dazu sei, an die Lieben in der Heimat zu denken oder sich sonst idyllischen Betrachtungen hinzugeben. Die Soldaten stutzten auch unwillkürlich. Sie hielten in ihrer Arbeit inne und die lebhafte Unterhaltung stockte. Alle horchten aufmerksam nach der Richtung, von welcher sich der grollende Ton hatte vernehmen lassen. Eine kurze Pause! — Dann fiel ein zweiter Schuß. Ihm folgte ein dritter und in knapp gemessenen Pausen mehre andere.

Nun war ein Zweifel kaum mehr zulässig, daß es heute Ernst werden möchte. „Hört nur mit der Wäscherei auf", rief ich meinen Leuten zu, „und schnallt die Beutel an. es wird wohl etwas geben!" Damit erhob ich mich und schritt, gefolgt von den Soldaten, über die Chaussee hinweg wieder jener Anhöhe zu, auf der unser Bataillon lagerte.

Wir hatten dieselbe noch nicht erreicht, als sich bereits der knatternde Diskant des Gewehrfeuers in die tiefen Baßtöne des Kanonendonners zu mischen begann und man imstande war, den, den scharfen Schüssen so eigentümlich nachsausenden Ton deutlich zu unterscheiden. Das Gefecht näherte sich auch augenscheinlich unserer Stellung. Aber die Entfernung des Gehölzes bei Helligbek, in dem

sich der Vortrupp unserer Avantgarde mit dem Feinde bereits herumschoß, war doch eine so bedeutende, daß es selbst mit den besten Gläsern noch unmöglich war, irgend welche Details des Verlaufs dieses Zusammenstoßes zu erkennen.

Mittlerweile war es beinahe Mittag geworden. Die Fleischbrühe und die Kartoffeln brodelten schon tüchtig in den Kesseln der Feldkochherde. Gar war wohl beides noch nicht recht. Aber da es mit Sicherheit vorauszusehen war, daß wir auch noch mit in den Tanz kommen würden und unser Kommandeur schon aus früherer Erfahrung wußte, daß der Schleswig-Holsteiner es nicht liebt, sich mit nüchternem Magen herumzuschlagen, so ging es auf Befehl schnell noch ans Mittagessen. Wie es den einzelnen bei der Tafelmusik, die dies Diner vom Walde bei Helligbeck her begleitete, geschmeckt haben mag, weiß ich nicht zu sagen. Sehr laut ging es jedenfalls beim Essen nicht her; mir selbst mundete nur die Suppe. Das Fleisch war, wie alles in der damaligen Verpflegung, vorzüglich; es hatte aber nicht lange genug gekocht und war deshalb noch zu zähe, um den Appetit zu erregen.

Indessen hatte auf der Chaussee auch bereits der Transport der Verwundeten von dem vor uns liegenden Gefechtsterrain aus seinen Anfang genommen. Nahezu lautlos, im langsamsten Tempo, wie ein Leichenkondukt zog die lange Reihe der Wagen an uns vorüber. Die Neugierde unserer Leute war groß und trotz der wohlwollenden Ermahnungen konnten es einige nicht unterlassen, auf die Landstraße hinabzulaufen, um zu erkunden, wer die Unglücklichen seien, welche die feindliche Kugel getroffen. Obgleich nun seitdem dreißig Jahre verflossen, weiß ich mich doch noch heute des entmutigenden Eindrucks, den der Anblick der Verwundeten auf die jüngeren Soldaten machte, recht deutlich zu erinnern und möchte jedem Offizier bestens raten, seinen Soldaten solche Neugierde strenge zu verbieten. Ein schleswig-holsteinischer Dragoner, den ein dänischer Kavallerist durch die Brust gestochen hatte, eröffnete den Trauerzug, der alle ins Lazarett nach Schleswig führte.

Unsere Avantgarde in und um Helligbek schlug sich nicht minder tapfer als die uns angreifenden Dänen. Obgleich sie zum teil noch aus ganz jungen Soldaten bestand, welche die Wirkung des Kugelfeuers bisher nur vom Scheibenstande her kannten, wich sie nur Schritt für

Schritt aus ihren Positionen und behauptete namentlich das Gehölz nördlich der Chaussee, das sogenannte Poppholz, mit der größten Hartnäckigkeit vor dem fortdauernd mit überlegeneren Massen andringenden Feinde. Sie folgte dabei unter dem Kommando des Obersten v. Gerhard der vortrefflichen Disposition, welche General v. Willisen wenige Tage vorher sämtlichen Offizieren bis zur Charge des Kapitäns hinab in Voraussicht des feindlichen Angriffs auf die überaus günstig gewählte Defensivstellung der schleswig-holsteinischen Armee unweit des Idstedtkruges bekannt gegeben hatte. Es war aber vorauszusehen, daß sie Helligbek und das nahe gelegene Gehölz verlieren mußte, wenn sie nicht bald Verstärkung erhielt, und da wir, der Disposition gemäß, zunächst zu solcher Verstärkung berufen waren, so ließ unser Bataillons-Kommandeur das Bataillon mittlerweile gleich an die Gewehre treten und wenige Minuten darauf traf auch schon der Befehl zum Vorrücken in die Gefechtslinie bei uns ein.

Ich hatte tags zuvor mit dem Major beim Exerzieren einen kleinen Strauß gehabt. Er tadelte ein Versehen beim Kommando in so verletzenden Worten, daß ich mich veranlaßt fand, meinen Degen einzustecken, mich krank zu melden und sofort Beschwerde einzureichen. Vor dem Abmarsch vom Lagerplatz trat deshalb der Major an mich mit der Frage heran, wie es nun wäre, ob ich mich als krank oder gesund betrachten wollte? Ich erwiderte darauf einfach, daß ich wüßte, wo mein Platz sei, wenn es vor den Feind ginge. Ich würde da sein, wo mich meine Pflicht hinriefe. Damit salutierten wir einander — ich und Major v. Wittich, dem unser liebenswürdiger und immer heiterer Kamerad, Hauptmann v. Schmieden, scherzweise den sehr treffenden Namen des Kadi beigelegt hatte. Ich bestieg mein Pferd und hinab gings den Hügel auf die Flensburger Chaussee bei Idstedtkrug vorbei gen Helligbek!

Soll ich der Wahrheit die Ehre geben — meine Hoffnungen für den Tag waren nicht die besten. Ich war ja nicht zum ersten Male im Gefecht, aber mich quälte eine Ahnung meines Geschickes und die Ausbildung unserer Mannschaft war durchaus keine genügende. Zudem hatten wir, als sich die Armee wieder auf Kriegsfuß setzte, Reserven bekommen, die in dem Bataillon früher garnicht gestanden hatten. Das Bonin'sche, im Wesentlichen überall dem Preußischen nachgebildete Reglement war kaum erst in das Blut der Leute über-

gegangen und schon hatte es ein neues, nach Willisen'schen Ansichten geregeltes, mit teilweise spanischer Marschordnung und teilweise französischer Gliederung verdrängt. An tüchtigen Unteroffizieren fehlte es in hohem Grade und der Mangel an Offizieren war so groß, daß ich beispielsweise vor der Schlacht keinen einzigen bei der Kompanie hatte. Dazu kam, daß der Geist der Leute durchaus kein den fremden Offizieren sehr zusagender war. Es dienten eine Menge von Unteroffizieren in der Armee, welchen man beim Übertritt aus der ehemals dänischen Armee in die Reihen der schleswig-holsteinischen Aussichten auf schnelles Avancement gemacht hatte, die sich später aber nur zum kleinsten Teil verwirklichten. Unzufriedenheit und Mißtrauen, um nicht zu sagen Haß gegen die aus anderen deutschen Armeen in die schleswig-holsteinische Armee getretenen und im Avancement bevorzugten Kameraden, waren die natürliche Folge davon. Aber dieses Mißtrauen gegen die bekanntlich wiederholentlich und unter den glänzendsten Zusicherungen der Landesbehörde aus den übrigen deutschen Ländern und aus weiterer Ferne herbeigerufenen Mitkämpfer, fand nicht nur in den Reihen der älteren und jüngeren Soldaten, sondern auch teilweise im Kreise des Offizierkorps Vertretung, und besonders lebhaft zeigte sich dasselbe bei dem jungen Nachwuchs für das Offizierkorps, für welchen die Kieler Universität ein erhebliches Kontingent gestellt hatte. Vergegenwärtigt man sich dabei die eben nicht immer sehr lautere Agitation, welche sowohl durch die einheimische wie durch die fremde Presse und durch eine Menge von Volksbeglückern und Agitatoren von Beruf innerhalb und außerhalb der Armee planmäßig und fortdauernd genährt wurde, so durfte man sich nicht wundern über die häufigen größeren oder kleineren Verirrungen und Verstöße, welche trotz des sonst so äußerst gesetzlichen Sinnes der Bevölkerung der Herzogtümer in den Reihen der Soldaten gegen die einfachsten und notwendigsten Grundsätze militärischer Disziplin zum Vorschein kamen.

Anonyme Drohbriefe gegen nichteingeborene Offiziere und Unteroffiziere gehörten zur Tagesordnung. Sie wurden von den Empfängern meistens im Instanzenwege dem Generalkommando eingesandt, das sie, wie mir gelegentlich ein Kamerad mitteilte, massenhaft sammelte. Als ich z. B. die mir beim Eintritt in die Armee zugewiesene Kompanie übernommen, teilte mir mein Vorgänger im Kommando,

Premier-Leutnant Schneider — übrigens gewiß einer der tapfersten und zuverlässigsten Offiziere unserer kleinen Armee — ganz im Vertrauen mit, daß ihn die Unteroffiziere und Mannschaften vorher gefragt hätten, ob sie meinem Kommando überhaupt Folge leisten und schultern sollten, wenn ich, wie dies bei der Übernahme-Zeremonie üblich ist, das betreffende Kommando dazu geben würde. Schneider, der als früherer dänischer Unteroffizier eine viel zu lange Dienstzeit hinter sich hatte, um im geringsten darüber im Zweifel zu sein, was er den Fragestellern zu antworten hätte, hatte ihnen natürlich in sehr ernsten Worten sofort ans Herz gelegt, daß sie nichts weiter zu thun hätten, als zu gehorchen und dem jeweiligen Kommandierenden Folge zu leisten. Man kann sich aber leicht denken, mit welchen Blicken Offiziere und Soldaten unter solchen Verhältnissen jeden neu ankommenden, nicht eingeborenen Vorgesetzten betrachteten, so lange sie ihn nicht persönlich auf dem Kampfplatz und unter den Kugeln als völlig tadellos erprobt befunden.

Es fehlte, um es mit wenigen Worten zu sagen, vielfach das gegenseitige, unerschütterliche und so notwendige Vertrauen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, welches im Kriege für das Gelingen aller militärischen Unternehmungen oft noch wichtiger ist als alle Ausbildung und Disziplin. Kein Wunder, wenn auch ich im entscheidenden Moment unter diesem Drucke litt und mein Verhalten im Gefechte anders einrichtete, als ich es mit Mannschaften gethan hätte, die mir wie die des preußischen Infanterie-Regiments, in dem ich bereits elf Jahre gedient hatte, durch jahrelanges Zusammensein in ihren Leistungen ebenso bekannt waren, wie ich ihnen in den meinigen.

Sobald das Bataillon auf der Flensburger Chaussee Idstedt-Krug passiert hatte, gab der Major den Befehl, daß die 1. und 4. Kompanie respektive links und rechts der Chaussee vorgehen sollten, um das von den Unsrigen bereits aufgegebene Helligbeker Gehölz und Gehöft in Verbindung mit diesen wieder anzugreifen. Demzufolge bog ich mit meiner Kompanie rechts von der Chaussee ab und ging, mit Halbzügen in Kompanie-Kolonne formirt, in der bezeichneten Richtung vor.

Das Terrain erwies sich dabei bald so weich, daß ich nicht gut mehr zu Pferde bleiben konnte. Ich stieg deshalb ab und schritt der Kompanie weit und kräftig voraus, um so bald als möglich den

vor uns liegenden Höhenrand zu erreichen, weil es nur von dort aus möglich war, einen einigermaßen orientierenden Einblick in den Gang des Gefechts zu erlangen. Oben angekommen, übersah ich sofort die Gefechtslage. Zur Linken: Helligbek, an der Kante des auf dem jenseitigen Thalrande in einer Entfernung von etwa 1000 Schritt östlich von der Chaussee sich hinziehenden und uns gegenüberliegenden Gehölzes, die Dänen bereits im Besitz der diesseitigen Waldlisiere, die Unsrigen langsam feuernd und en débandade auf den diesseitigen Höhenrand zurückgehend.

Noch überlegend, wie und wo ich am besten in das Gefecht eingreifen konnte, werde ich plötzlich einen Offizier gewahr, der eine aus dem Helligbeker Gehölz über den Wiesengrund zurückkehrende Tirailleurlinie der Unsrigen führt. Wer beschreibt meine Freude, als ich in ihm einen liebenswürdigen ehemaligen Garnisonskameraden aus Preußen erkannte! Es war Leutnant v. Gabain, früher im 19. preußischen Infanterie-Regiment; jetzt Premier-Leutnant in einem schleswig-holsteinischen Infanterie-Bataillon. Gegenseitige Ueberraschung und freudiges Händeschütteln. Seit mehr denn zwei Jahren hatten wir uns nicht gesehen und einer vom andern nicht gewußt, daß wir neuerdings auch in Schleswig-Holstein wieder Waffengefährten geworden. Nur wenige Augenblicke der Begrüßung sind uns gegönnt; da eilt ein anderer ehemaliger preußischer Garnisonskamerad auf uns zu, Leutnant v. Grumbkow, früher ebenfalls beim 19. preußischen Infanterie-Regiment. Auch von seinem Übertritt in die schleswig-holsteinische Armee hatte ich keine Silbe erfahren. Auch ihn, der in Posen lange Jahre mein Stubennachbar auf dem Fort Wencarz gewesen, und mit dem ich stets in den besten Beziehungen gelebt, hatte ich seit mehren Jahren nicht wiedergesehen. Hier unter den feindlichen Kugeln ist uns ein kurzes, aber auch zugleich ein letztes Wiedersehen gestattet.*)

---

*) Nach dem unvergeßlichen Auflösungsakt der Armee ging v. G. nach St. Louis in den Vereinigten Staaten und starb als Redakteur dort in den besten Jahren am gelben Fieber, v. Gr. aber, einer der fleißigsten und ordentlichsten Menschen, die ich je gekannt, übersiedelte nach Dresden und starb dort ebenfalls in jugendlichem Alter als Direktor einer von ihm begründeten Handelsschule.

Indessen drängten die Augenblicke. Meine Kompanie war herangekommen. Grumbkow und Gabain gingen mit ihren Leuten wieder vor. Adieu, auf Wiedersehen, ein kräftiger Händedruck und das Signalhorn ertönte: „Langsam avancieren!“ — Da galoppiert der Adjutant des Bataillons heran: „Hauptmann Burow, die Hälfte Ihrer Kompanie sollen Sie zur Unterstützung des Angriffs auf der Chaussee entsenden und mit der andern das vorliegende Gehölz nehmen.“

Das war eine schwierige Aufgabe. Das erwähnte Gehölz hatte, wenn ich mich dessen noch recht entsinne, wohl über eine achtel Meile Lisierenentwickelung, und wenn sich auch die Tirailleurketten der Herren v. Gr. und von G. zwischen mir und der Chaussee noch einschoben, so hatte ich doch überhaupt nur etwa 150 Mann zur Disposition, um den befohlenen Angriff auszuführen und was in dem Gehölz vom Feinde steckte, war auch nicht einmal annähernd abzuschätzen. Im Verlauf des Gefechts erwies es sich dann, daß es mehrere feindliche Bataillone gewesen, die zur Wegnahme, respektive Verteidigung dieses Gehölzes verwendet worden waren. Indessen was half's: „Hineinkommen werde ich wohl“, rief ich dem Adjutanten, auf das Wäldchen zeigend, zu, „aber wie ich herauskommen werde, das mögen die Götter wissen!“ Darauf entsandte ich die eine Hälfte der Kompanie in der befohlenen Richtung, und wandte mich dann ungefähr mit folgenden Worten zu meinen Leuten: „Ich weiß, Ihr habt keine gute Meinung von den zu Eurer Hülfe herbeigekommenen Freunden; wenigstens habe ich geglaubt, das aus vielem entnehmen zu müssen. Ich werde Euch nun zeigen, wie man bei uns zu Lande fechtet. Wir werden den Wald angreifen und nehmen, aber ohne einen Schuß zu thun — versteht ihr mich? mögen die Dänen schießen, so viel sie wollen. Und nun: Schwärmen. Marsch, Marsch! Trab bis an die ersten Knicks!“ und nachdem ich dem mit dem dritten Halbzuge zurückgebliebenen Unteroffizier befohlen hatte mir zu folgen, lief ich selbst inmitten der Tirailleurlinie vor.

Die Dänen hatten schon vorher auf uns geschossen, der großen Entfernung wegen aber ganz ohne Erfolg. Sobald wir indeß zum ersten Knick hinuntertrabten, nahm ihr Tirailleurfeuer von der Waldlisiere her schnell zu. Beim zweiten Knick kamen wir schon in einen anständigen Kugelhagel, während über unseren Köpfen die platzenden

Granaten wie Schwärmer in der Luft umherzischten. Dessenungeachtet blieben wir — ich und meine Leute — so weit ich sie zu übersehen vermochte, in der ersten Zeit nahezu ganz unversehrt. Die Knicks deckten uns gegen das rasante Gewehrfeuer und die Granaten platzten in viel zu bedeutender Höhe, erwiesen sich überhaupt in ihrer Treffähigkeit sehr unzuverlässig, da die dänische Artillerie über das Gehölz hinweg ganz aufs Geratewohl das vorliegende Thal mit ihren Hohlgeschossen bewarf, ohne imstande zu sein, das Krepieren derselben ausreichend beobachten zu können.

Von Zeit zu Zeit ließ ich meine Leute tüchtig Atem schöpfen und ging dann im Trabe weiter von Knick zu Knick. Zuletzt wurde aber das dänische Feuer so heftig, daß ich kleine Strecken selbst kriechend zurücklegen ließ. Mir selbst spritzten dabei unaufhörlich Sand und Steine, die von den um und neben mir einschlagenden Kugeln umhergeschleudert wurden, wiederholt das ganze Gesicht voll.

Zur Linken bildete die Lisiere des Wäldchens eine kleine bastionsförmig vorspringende Ecke. Auf den uns zugekehrten ausspringenden Winkel desselben dirigierte ich vorzugsweise den linken Flügel meiner Tirailleurlinie, während ich mit dem anderen Teile geradezu auf den Rest der Front losging. So waren wir mittlerweile bis zu der kleinen Wasserlinie vorgedrungen, die etwa 80—100 Schritt vor dem Gehölz den tiefsten Punkt der Thalsohle erfüllte und von hier aus wollte ich nun, jener Disposition gemäß, eben hervorbrechen, als mir von dem Führer eines zu meiner Rechten unbemerkt vorgegangenen befreundeten Trupps die Nachricht zuging, daß derselbe ebenfalls im Begriff stände, den Wald mit dem Bajonett zu nehmen und mich zur Mitwirkung einladen ließ. Das war mir natürlich sehr willkommen, und sobald ich die ersten Schüsse von dort her vernahm, ging ich mit den meinen auch zur Attake über. Die überraschten und von zwei Seiten bedrohten Dänen gaben nun schnell noch in allernächster Nähe auf uns ihre Schüsse ab und räumten dann eiligst die Lisiere.

So waren wir denn glücklich in dem Wäldchen; doch sollte die Freude des Gelingens dieser Attake nicht lange dauern. Ohne alles Soutien gelassen, machte ich mich eben daran, die etwas aus dem Verband gekommene Tirailleurlinie zu ordnen und stand im Begriff, das Signal zum Avanzieren und Feuern geben zu lassen, als ganz

plötzlich in unserer linken Flanke dänische Signale und gleichzeitig auch der von dorther in deutscher Sprache ertönende Ruf: „Die Dänen kommen; wir sind umgangen und verloren; wir werden gefangen!“ erscholl. In demselben Augenblick bemerkte ich auch schon, wie die Leute vom äußersten rechten und linken Flügel meiner Tirailleurlinie aus dem Wäldchen über das freie Feld flohen. Ehe ich noch irgend etwas dagegen unternehmen konnte, teilte sich diese Panik der ganzen Linie wie ein elektrischer Strom mit, so daß ich mich in wenigen Minuten mit den zwei oder drei mir zunächst stehenden Rotten nur noch ganz allein am Rande des Gebüsches befand.

Wer die Vorgänge in der Schlacht kennt, wie sie wirklich sind und wie sie v. Clauswitz in seinem vortrefflichen Werk „Vom Kriege“ so wahrheitsgetreu schildert, der wird sich diese Szene leicht erklären können. Einen Augenblick überlegte ich, was da zu thun sei. Zu einem oder dem anderen der Flügelleute hinzulaufen und sie zurückzuholen, daran war nicht mehr zu denken; denn ehe ich einen derselben erlangt hätte, wäre er und die ganze Linie längst ein paar hundert Schritt weiter zurückgetrabt. Mit den wenigen Rotten aber, die in meiner nächsten Nähe standen, im Wäldchen zurückbleiben, hieß nichts weiter, als in Gefangenschaft geraten, oder sich ganz erfolglos und unnütz zu opfern. Da fiel mir just ein, daß ich ehemals im „Kleinen Valentin“ für solchen Fall als Musterbild gelesen hatte, wie Cäsar einst im Gefecht die wankenden Legionen dadurch zum Stehen gebracht hatte, daß er ihnen vorauseilte und dann, einen am weitesten geflüchteten Legionär ergreifend, zurief: „Du irrst, lieber Freund. Dort steht der Feind!“

Dieser guten Eingebung folgend, strengte ich mich nun aus Leibeskräften an, meine fliehenden Tirailleurs zu überholen. Es gelang mir auch, aber bei dem großen Vorsprung, den dieselben bereits gewonnen hatten, doch nur in bedeutenderer Entfernung von dem eben eroberten Waldrande und nun erst war ich im stande, unsere so schnell veränderte Lage überhaupt ordentlich zu erkennen und zu würdigen.

Die Dänen waren nämlich in unserer linken Flanke im freien Felde schon so weit vorgedrungen, daß sie meine Tirailleurlinie mit ihrem Feuer nicht bloß vollständig flankierten, sondern sie zum Teil auch schon von dort her im Rücken bestrichen. Jener oben erwähnte

bastionsartige Vorsprung hatte uns verhindert, ihre Bewegungen zeitgerecht zu entdecken. Sie drangen selbstverständlich nun auch von der von uns verlassenen Waldlisiere vor, so daß wir nun buchstäblich von ihnen mit einem Kreuzfeuer von Kugeln überschüttet wurden. In diesem kritischen Augenblicke erreichte uns die Hülfe der Tirailleure einer anderen Kompanie. Ich sprang in den nächsten Knick, zog auch den kleinen Tambour zu mir herauf und, indem ich den Degen hoch in die Luft hielt, befahl ich ihm, „Sammeln" zu schlagen. Unüberlegt war es allerdings, dies Sammeln unter dem Kreuzfeuer der feindlichen Tirailleurs. Allein ich beabsichtigte, koste es, was es wolle, den immer zudringlicher werdenden Dänen, die schon auf 20 bis 30 Schritt an uns heran waren, zu imponieren und ihnen unter dem Beistand des uns jetzt zu Hülfe eilenden Tirailleurzuges der anderen Kompanie geschlossen auf den Leib zu gehen. Erschöpft wie ich war, bat ich dabei den Feldwebel, der diesen Zug führte, mich mit dem Rufe zum „Sammeln" zu unterstützen. Kaum ertönte nun das Trommelsignal, so konzentrierten sich, was ich allerdings hätte vorhersehen können, alle feindlichen Schüsse auf uns Beide — mich und den Tambour — und in demselben Augenblick fiel ich auch vom Knick hinab auf den Moorgrund.

In der Erregung des Gefechtes hatte ich ganz vergessen, daß wir uns hier mit Kugeln traktierten. Auch war der Schmerz, den ich momentan empfand, nur so als ob mich Jemand mit dem Stock geschlagen. Ich dachte also, ich hätte mich beim Fallen etwa stark gestoßen, und rief, schon an der Erde liegend, ganz ärgerlich aus: „Diese infamen Knicks, man fällt alle Augenblicke!" Dann versuchte ich, aufzustehen. Aber da merkte ich bald, was mit mir vorgegangen, denn unter furchtbaren Schmerzen brach ich sofort zusammen.

Die feindliche Kugel hatte mir, wie es sich späterhin ergab, den linken Oberschenkelknochen ganz dicht am Gelenkhals total zerbrochen. „Uns' Hauptmann, uns' Hauptmann!" riefen sogleich mehrere der mir zunächst stehenden Soldaten. Dann faßten mich zwei oder vier derselben, legten mich auf einen ausgebreiteten Mantel und schleppten mich so mühsam und unter eigener großer Lebensgefahr aus dem Bereich der feindlichen Kugeln, die sich nun, bei der Ansammlung so vieler Menschen auf einem Fleck, wie ein Gewitterregen über mich und meine Träger ergossen.

Der wiesige Grund war, wie ich schon früher erwähnt habe, sehr weich, so daß die Leute oft weit über die Knöchel mit mir einsanken, ehe wir den festeren Höhenrand erreichten. Jedermann kann sich denken, was für namenlose Schmerzen ich dabei erlitt, da jeder Fehltritt eine neue Verschiebung der Bruchflächen des Knochens in den Weichteilen des linken Oberschenkels veranlaßte.

Auf der Höhe war der erste Arzt, der uns begegnete, mein damaliger Kompanie-Chirurgus, der kürzlich als Stadtverordneten-vorsteher von Berlin verstorbene Dr. Straßmann. „Dacht ich's doch" rief er aus als er meiner ansichtig wurde. Also schien auch er schon eine Ahnung gehabt zu haben von dem mir bevorstehenden Geschick. Er übersah es aber gleich, daß er mir von wesentlichen Nutzen für den Augenblick nicht sein konnte, hieß deshalb die Soldaten, mich weiter nach dem Verbandplatze auf der Chaussee tragen und eilte dann, brav und entschlossen wie er war, vorwärts in das blutige Gefecht, um dort nach Kräften Hülfe zu leisten.*)

Von dem Platze unserer Begegnung auf dem Schlachtfelde bis zum ersten Verbandplatz auf der Chaussee — vielleicht halbwegs zwischen dem Idstedter Krug und Helligbek — war es für einen so schwer Verwundeten wie ich war und zumal bei einem so mangelhaften Transportmittel, wie der ausgebreitete Mantel, auf dem ich lag, noch ein Höllenweg. Die Schmerzen und der Blutverlust, die ich erlitten, erzeugten bei mir einen fürchterlichen Durst. Ich schrie fortwährend; man solle mir zu trinken geben. Aber wo etwas genießbares, flüssiges her bekommen? Da begegnete uns zufälligerweise eine mitleidige Marketenderin. Sie bot mir eine Flasche Rotwein und ich leerte dieselbe auf einen Zug.

Endlich hatten wir denn doch den Verbandplatz erreicht. Man legte mich dort in einen Wagen, in dem bereits ein Jäger lag. Dann kletterte einer der hier stationirten Ärzte, dessen Hände wie die eines Schlächters an der Schlachtbank von Blut trieften, zu uns

*) Wir beide sahen uns erst wieder, als er ein oder zwei Jahre darauf mit seinem Bruder in der Mittelstraße in Berlin in einem bescheidenen chambre garni wohnend, von Gerippen und anatomischen Präparaten umgeben, eifrig bemüht war, seine durch die Teilnahme an den schleswig-holsteinischen Feldzügen von 1848—50 wesentlich unterbrochenen medizinischen Studien zu beenden.

in den Wagen und untersuchte meine Wunde, wobei ich natürlich entsetzlich schrie, aber doch so viel Besinnung behielt, daß ich mich dieses Schmerzenschreies schämte und die Herren mit den Worten um Entschuldigung bat: „Lachen Sie mich nur nicht aus, meine Herren; aber ich höre wahrhaftig vor Schmerz alle Engel im Himmel pfeifen". Gott bewahre; „Wir lachen Sie nicht aus, antwortete ruhig der mich untersuchende Arzt und setzte dann zu seinem neben dem Wagen stehenden Kollegen, in ebenso ruhigem Tone hinzu: „einfache Fraktur des linken Oberschenkels durch Gewehrkugel, dicht unter dem Gelenkhals." Was er mit mir vornahm, dessen kann ich mich jetzt nicht recht mehr erinnern, doch weiß ich noch sehr deutlich, daß er mir kleine Strohwürstchen an der Bruchfläche der Länge nach um's Bein legte und dann darüber stramme Bandagen wickelte. Nach einigen Minuten war diese Operation beendet und nun ging es in dem Leiterwagen ohne Federn auf der Chaussee langsam gen Schleswig. Der Bauer fuhr nur Schritt für Schritt, aber dennoch litten wir Beide — ich und der neben mir liegende Jäger — namenlose Schmerzen. Nahe bei Idstedtkrug stieg noch ein Neugieriger eines dort haltenden kleinen Infanterietrupps auf den Wagentritt. Es war Unteroffizier Basson von einem anderen Bataillon, ich erkannte ihn ganz genau. Er entfernte sich ganz lautlos. Einige Schritte weiter sah ich dann auch noch zum letzten Male mein getreues Pferd, mit welchem mein Bursche auf der Chaussee zurückgeblieben war. Das alte treue Tier; ich hatte es trotz seiner vielen Nücken sehr lieb gewonnen. Zuletzt begegnete uns noch, weit vom Schloß, der Berichterstatter der Times — und dann ging es langsam weiter — immer im Leichenschritt nach Schloß Gottorf.

Es war, wie ich schon eingangs bemerkt habe, ein sehr heißer Tag. Zur Zeit, als wir ins Gefecht kamen, herrschte die größte Mittagshitze. Die Aufregung und die angestrengte Bewegung hatten mich in einen solchen Schweiß gebracht, daß ich schon vor meiner Verwundung am ganzen Leibe buchstäblich keinen trockenen Faden hatte. Nun es an zu dunkeln fing und der Abend hereinbrach, begann es auch kühler zu werden. Der enorme Blutverlust kam dazu und so fing mich dergestalt an zu frieren, daß ich dem Soldaten, welcher uns begleitete, fortwährend zurief, mich besser zu bedecken. Er hatte aber nichts als seinen Mantel; den hatte er mir schon

gegeben. Jetzt machte er sich in seinem Diensteifer daran, auch dem Jäger den Mantel zu entziehen, um mir auch diesen aufzulegen. Da es dem armen Teufel aber nicht besser ging und er ebenfalls anfing, über Kälte zu klagen, so befahl ich dem Soldaten, ihm seinen Mantel zu lassen. Es wäre ja wohl nicht so weit, sagte ich, und ich würde es wohl noch aushalten. Aber bis wir auf dem Schloßhofe des Schlosses Gottorf anlangten, dauerte es doch noch sehr, sehr lange.

Die Nacht war schon hereingebrochen und als wir ganz langsam durch die schöne Allee mit ihren uralten hohen Bäumen nach dem Schlosse kutschierten, funkelten bereits über unseren Häuptern die schönen goldenen Sterne.

Des Bildes auf dem Hofe entsinne ich mich nur noch ganz dunkel. Als unser Wagen hielt, kamen Leute mit Laternen: Soldaten, Zivilisten und Ärzte — alle gleich bereit, ihren leidenden Brüdern Hülfe zu leisten. „Wo ist Oberarzt Schwarz", rief ich, „ist er hier? Ich will nur den haben." — Herr Schwarz war nämlich der Bataillonsarzt unseres Bataillons und als mein ehemaliger längerer Tischnachbar in der Garnison Rendsburg mir noch spezieller befreundet geworden. „Hier ist Herr Schwarz", hieß es endlich und nach wenigen Minuten schon stand er, mich mit teilnahmsvollen Blicken betrachtend, an meinem Wagen. Nach seinen Anordnungen wurde ich nun mit möglichster Sorgfalt auf eine Matratze gelegt und dann auf einer Wendeltreppe nach einem Zimmer des zum Lazarett umgewandelten Schlosses getragen. Dort wurde ich in ein Bett gelegt und von Kleidern entblößt. Die Beinkleider schnitt man mir vom Leibe und nunmehr begann die gründliche Untersuchung meiner Verwundung. Der Arzt — ich weiß es nicht mehr zu sagen, ob es der Oberarzt selbst oder der Generalstabsarzt der Armee, der jetzt verstorbene Dr. Strohmeyer, war — fuhr dabei mit dem Finger in den Schußkanal von der äußeren Seite des Beines und kratzte mit dem Finger auf den zerbrochenen Knochenflächen herum. Der dadurch erzeugte Schmerz war so fürchterlich, daß ich dem Soldaten, der mich bis an das Bett vom Schlachtfelde begleitet hatte und den ich jetzt umfaßt hielt, unter einem entsetzlichen Aufschrei den fast noch ganz neuen, mit starker Leinewand gefütterten Waffenrock mitten von einander riß. Dann sank ich bewußtlos auf mein Lager zurück.

Als ich wieder zu mir gekommen war, lag ich völlig zugedeckt im Bett. Neben mir saß Oberarzt Schwarz und unterhielt sich leise mit einem Kollegen, der, wie ich erst später erfahren, Strohmeyer war. Beide bestürmten mich mit Fragen, ob ich nicht etwa viel Wein getrunken hätte; andernfalls, so sagten sie, wäre bei der Verletzung der starke Blutverlust garnicht zu erklären. Ich versicherte sie, der Wahrheit gemäß, daß ich vor meiner Verwundung keinen Tropfen Spirituosa zu mir genommen, dagegen unter dem Einfluß eines nahezu tötlichen Durstes nach der Verwundung eine mir dargereichte Flasche Rotwein fast mit einem Zuge geleert hätte. Beide schüttelten ungläubig den Kopf. Man fragte mich, ob ich vielleicht eine Tasse Bouillon genießen möchte. Die nahm ich gern an. Darauf legte man mir noch ein Pulver hin (es war Morphium), befahl dem neben mir verbleibenden Wärter, mir ja ohne Unterlaß Eisblasen um die verwundete Stelle zu legen, drückte mir die Hand und wünschte mir „gute Nacht", und ich hatte nun Muße, meine Umgebung genauer zu mustern.

Es war ein hohes, grau gestrichenes, ziemlich geräumiges Zimmer; die Decke gewölbt in gothischen Schwibbögen. Mein Bett, das einzige Möbel, welches außer einigen Stühlen und einem kleinen Tische darin vorhanden war, stand mit dem Kopfende an der Wand, so daß man von beiden Seiten bequem an mein Lager konnte. In der Kopfwand zur linken Ecke befand sich eine Thür, die in das nebenanstoßende Zimmer führte, worin später meiner zu meiner Pflege freiwillig herbeieilenden Schwester von Seiten der dänischen Lazarettverwaltung bereitwilligst Quartier bewilligt wurde. Eine andere Thür befand sich jener gegenüber, ebenfalls in ein Nebenzimmer führend. Zwischen den beiden Thüren lag das Fenster, welches mir aber nur den Ausblick auf ein ganz kleines Stückchen Himmel gewährte. Gegenüber dem Fenster lag eine dritte Thür, die in den Korridor führte. Von dem Schlußstein des Gewölbes hing eine Lampe herab, die ein mattes Licht über den ganzen Raum verbreitete. Neben mir, am Fußende meines Bettes, saß mein Krankenwärter und verpflegte mich, obgleich schon sichtlich mit dem Schlafe kämpfend, doch mit großer Gewissenhaftigkeit mit Eisblasen. Alle Gegenstände erschienen nur wie im Flor und alle Augenblicke durchzuckten mich die wütendsten Schmerzen von dem Muskelkrampf,

der die Knochenenden des zerschossenen Beines immer gewaltsam in die Fleischteile stieß. Aus den Nebenstuben und von dem Korridor her ertönten fortwährend die Stimmen der Ärzte und Krankenträger, unterbrochen von dem Gewinsel und dem Geschrei der Verwundeten, von denen immer neue herbeigetragen und viele gleich in dem an mein Zimmer stoßenden Operationssaal amputiert wurden.

Todesmatt griff ich endlich in der Verzweiflung nach meinem Morphium-Pulver und verfiel dann allmählich in jenen apathischen Zustand, in dem man weder recht wacht noch recht schläft, und die wahnsinnigsten Schmerzen erdulden kann, ohne sich ihrer recht bewußt zu werden. Bald hörte ich Tritte, dann wieder Geschrei, dabei war mir's, mitunter, als ob sich die Knochenenden in meinem Beine miteinander unterhielten, ich phantasierte wohl ein wenig und in der Phantasie träumte ich dann auch den Traum, den ich merkwürdiger Weise die ersten vierzehn Tage hindurch fast regelmäßig träumte, nämlich, daß ich in meiner Garnison wieder in Uniform spazieren ginge und alle Leute vor den Thüren standen, und mir verwundert zuriefen: „Nein, wie ist es nur möglich, Herr Hauptmann, daß Sie schon wieder so gut gehen können?"

Endlich begann es wieder zu dämmern. Der Morgen graute und auch der Vormittag rückte heran. Als Oberarzt Schwarz mir seine Morgenvisite machte, war ich bereits vollständig erwacht. Mein Befinden erschien mir ziemlich leidlich. „Sie leben noch?" rief mir Herr Schwarz beim Eintreten zu. „Das muß man sagen, Sie haben eine Natur wie ein Bär". Ich war von dieser Anrede natürlich nicht sehr erbaut, denn, trotz der namenlosen Schmerzen, die ich bis dahin ausgehalten, hielt ich meinen Verwundungsfall doch keineswegs für so äußerst bedenklich. „Na nu", erwiderte ich ihm erstaunt, „machen Sie mir doch nicht so bange. Ich denke doch, in vier bis sechs Wochen werde ich wieder auf den Beinen sein". Dem Doktor mochte es bei solcher naiven Beurteilung meines Zustandes wohl leid geworden sein, daß er mir so viel verraten hatte, und, schnell einlenkend, bemerkte er: „Nun, nun, wenn es auch vielleicht ein paar Wochen länger dauert, aber hergestellt werden Sie sicher werden". „Doch dienstfähig?" fragte ich weiter. „Hoffentlich", entgegnete er. „Aber was ist es denn eigentlich?" fuhr ich fort, „so sagen Sie's mir doch". „Nun, es ist ein einfacher

Bruch des Oberschenkels durch eine Gewehrkugel", bemerkte er, indem er sich zu mir an's Bett setzte und sich die verwundete Stelle besah, die mittlerweile zu der Dicke eines Kinderkopfes angeschwollen und unter dem Einfluß der Eisumschläge ganz dunkelblau geworden war. „Das Schlimmste ist", so fügte er hinzu, „daß wir bis jetzt die Kugel nicht finden konnten"; und dabei musterte er nun auch zum ersten Male die innere Seite des verletzten Beines. „Ach, da ist ja auch die Ausgangsöffnung des Schußkanals", rief er freudig aus, „hm, hm, sehr lang geschlitzt". In demselben Augenblick fiel aus den Unterbeinkleidern, die mein Wärter eben im Begriff war, mit den übrigen Kleidungsstücken zu ordnen, etwas Schweres auf die Erde. Er bückte sich, um den Gegenstand aufzuheben, und siehe da, es war die unglückselige Kugel, die so jähe meine militärische Laufbahn für immer unterbrochen.

Doktor Schwarz prüfte sie genau, wog sie hin und her, bald in der einen und bald in der anderen Hand. „Nun ist mir Alles klar", wandte er sich zu mir. „Die Kugel ist augenscheinlich aus einer Büchse, fast möchte ich sagen, aus einer Privatbüchse, so klein ist sie. Sie muß Sie aus einer ganz geringen Entfernung getroffen haben. In ihrer vollen Rundung hat sie auf den Knochen geschlagen, sich breit gedrückt, hat dann wie ein Messer den Knochen abgeschnitten und ist darauf in dieser platten Gestalt durch das Fleisch auf der anderen Seite hinausgefahren. Deshalb ist auch die Öffnung des Austrittes des Schußkanals so lang wie eine tüchtige Schnittwunde. Doch verzeihen Sie, es warten noch viele Andere auf mich. Fahren Sie nur so fort", bemerkte er, indem er mir die noch blutbefleckte Kugel übergab und aufstand, „abends nehmen Sie wieder ein Pulver und morgen wollen wir dann weiter sehen. Versäumen Sie um Gotteswillen nicht die Eisumschläge!" Damit drückte er mir die Hand, empfahl sich und ließ mich mit meinen Gedanken und meinem Wärter allein. *)

---

*) Erst lange nach meiner Genesung erfuhr ich, was in jener Nacht die beiden Ärzte an meinem Bette eigentlich verhandelt hatten. Oberarzt Schwarz hatte nämlich meine Verwundung für so gefährlich erkannt, daß er zur Erhaltung meines Lebens die Amputation für unvermeidlich hielt. Da ich ihm aber persönlich so befreundet war, mochte er nicht selbst Hand an mich legen und rief

Der Tag war sehr trübe, wenigstens ließ er sich so in meinem vom Tageslicht überhaupt nur matt erhellten, unfreundlichen und klosterartigen Zimmer an. Wenn ich mich recht erinnere, hatte es schon die ganze Nacht hindurch geregnet. Jetzt kam bereits der Nachmittag heran. Da riß mich der von ferne heranrollende Donner des Geschützes aus meinen wüsten Träumereien. Die Unsrigen waren also im Zurückgehen; denn bis dahin hatte man vom Schießen auf dem fernen Schlachtfelde im Schlosse durchaus nichts vernehmen können. Jetzt wurden die erschütternden Töne immer deutlicher. Der Verwundeten-Transport, der eine Zeit lang schon ins Stocken geraten zu sein schien, nahm augenscheinlich wieder zu. In den Nebenzimmern wurde es wieder lauter; das Geschrei und Geächze der Blessierten und die allgemeine Unruhe im Schloß und seiner Umgebung steigerte sich von Minute zu Minute. Abteilungen zu Pferde und zu Fuß und Kriegsfuhrwerk aller Art passierten unten bei dem Schlosse vorbei. Eine Infanterie-Abteilung setzte, wie ich von meiner Lagerstätte aus sehr gut hören konnte, auf dem Hofe die Gewehre zusammen, nahm die Kochgeschirre ab und schien es sich bequem zu machen. Die Ärzte und Heilgehülfen rannten in den Korridors umher, steckten zuweilen den Kopf in das Zimmer, traten auch wohl für einen Moment ein, um gleich wieder zu verschwinden. Endlich hielt es auch mein Wärter nicht länger aus. Unter dem Vorgeben, daß kein Eis mehr da sei und er frisches holen müsse, ergriff er den Eimer und verschwand. Es dauerte eine geraume Zeit bis er sich wieder blicken ließ. Als er aber erschien, sah er ganz verstört aus. Auf meine Frage, was denn da eigentlich vorgehe, erwiderte er: „Ach, Herr Hauptmann, es sieht schlimm aus. Die Unseren sind im vollen Rückzuge. Abends werden die Dänen sicher Schleswig und das Schloß besetzt haben. Sie sollen geschworen

---

deshalb den im Schloß Gottorf ebenfalls anwesenden Generalarzt Dr. Strohmeyer herbei, damit dieser die Operation vornehme. Dieser erklärte nun, nachdem er mich selbst auch noch näher besichtigt hatte, die Operation würde mich nicht retten. Die Verletzung liege dem Gelenke so nahe, daß ich nur exartikuliert werden könne und eine solche in der Hüfte habe noch Niemand überlebt. Überdies hätte ich so viel Blut verloren, daß ich in höchstens ein oder zwei Stunden doch verscheiden müsse. „Lassen wir ihn also ruhig sterben“, hatte er zu Schwarz gesagt, und darauf hatten mich beide Ärzte verlassen.

haben, Alles niederzumachen, was sie hier finden. Die Ärzte und Wärter wollen alle davonlaufen. Das Schloß wird schon, so gut es geht, geräumt. Wer irgend transportabel ist, soll fort". — „Du wirst mich doch nicht hier allein liegen lassen", sagte ich. „Der Doktor hat ja gesagt, wenn ich die Eisumschläge nicht ohne Unterbrechung mache, so bin ich unrettbar verloren, und allein kann ich doch das nicht besorgen". — „Gott bewahre", entgegnete gutherzig der getreue Schleswig-Holsteiner; „aber wenn sie Alle fortlaufen, was soll ich dann thun, allein werde ich mich doch nicht totschlagen lassen!" Dagegen ließ sich nun freilich nicht viel einwenden; indessen erwiderte ich ihm beruhigend: „Du kannst dich ja mit mir trösten. Mich schlagen sie ja dann auch tot!" „Ja, wenn sie uns aber verbrennen", rief er hastig aus. „Das Schloß zünden sie an, darauf können Sie sich verlassen!" „Schnack doch nicht so dummes Zeug", antwortete ich schnell. „Die Dänen sind ja auch Menschen. Sie werden uns armen Verwundeten ebenso wenig etwas thun, wie Denen, die uns pflegen. Nun lege mir nur wieder Eis auf, denn die Blase ist schon ganz warm".

Teilweise begannen sich aber die Aussagen des Wärters doch schon zu bestätigen. Während des schnell hereinbrechenden Abenddunkels begann sich auch schon das knatternde Gewehrfeuer hörbar zu machen. Mein Wärter hatte kaum die Lampe angezündet, da trat ein Unteroffizier mit noch ein paar Soldaten in mein Zimmer und eröffnete mir, daß er von dem Brigade-Adjutanten Hauptmann v. Beerens, dem tapferen Offizier, der später als Major 1864 beim Sturm auf die Düppler Schanzen ein so ruhmreiches Ende fand, geschickt sei. Derselbe lasse mir sagen, daß die Arrieregarde bereits im Begriff stehe, Schleswig zu räumen. Wenn ich fort könnte und fort wollte, so habe er mit seinen Leuten den Befehl, mich mitzunehmen. Es sei die allerhöchste Zeit; unten stehe ein Wagen bereit, den Herr v. Beerens für mich requiriert hätte. Da war nun freilich keine Zeit zum Überlegen. „Na, denn packt mich nur auf" erwiederte ich kurz. Die Leute waren eben im Begriff, diesem Befehle Folge zu leisten, als mein Stationsarzt und Freund in einer Person Herr Schwarz atemlos in das Zimmer stürzte. „Nicht angerührt", rief er den an mein Bett getretenen Soldaten zu. „Macht, daß ihr fortkommt." „Sie dürfen nicht gerührt werden"

wandte er sich zu mir. „Bleiben Sie nur ganz ruhig auf Ihrem Lager und seien Sie ganz unbesorgt. Wir haben miteinander konsultiert, die Ärzte und wir Alle sind fest entschlossen mit dem gesamten Heilpersonal bei unseren Verwundeten zu bleiben. In wenigen Augenblicken müssen die Dänen hier sein. Sorgen Sie nur, daß Ihre Eisumschläge immer frisch und kalt sind. Auf Wiedersehen!“ damit wandte er sich schnellen Schrittes der Thüre zu, durch die sich bereits der Unteroffizier mit seinen Mannschaften wieder entfernt hatte und mit denen auch mein Wärter von Neuem Reißaus genommen hatte. Als ich mich von dem Trubel, der meine ohnehin so überreizten Nerven von Neuem sehr erregt, einigermaßen erholt hatte, befand ich mich wieder ganz allein.

Man kämpfte bereits im Park. Unten im Hofe hieß es: „An die Gewehre“, und unter der in jenen ereignisreichen Tagen so oft ertönenden Melodie „Schleswig-Holstein“ marschierte die letzte im Bezirk des Schlosses Gottorf noch weilende und fechtende Abteilung meiner Kameraden auf und davon.

Herz und Gedanken begleiteten sie, die braven und unvergeßlichen Gefährten meiner schönsten und schlimmsten Tage, indes mir die heißen Thränen über die verzweifelte Lage, in welcher ich zurückzubleiben gezwungen war, die Wangen hinabrollten. Und doch hatte ich damals noch garkeine Ahnung von den weiteren entsetzlichen Prüfungen und zahllosen Kränkungen, die mir wie vielen meiner ehrenwerten Kameraden aus jener Zeit vom Geschick noch vorbehalten waren. Noch einige Schüsse ließen sich vernehmen; dann wurde es im Schlosse und seiner Umgebung auf einmal mäuschenstill. Es schien, als wäre dasselbe ganz ausgestorben und als hätte das Medizinal- und Heilgehülfen- und Krankenwärter-Personal, wie es mir mein Wärter vorhergesagt hatte, wirklich vor den heranziehenden Dänen Reißaus genommen und uns unserem Schicksal mitleidslos überlassen.

Es giebt bekanntlich Lebenslagen, die so verzweifelt sind, daß auch der minder Furchtsame in ihnen jede weitere Hoffnung auf eine Rettung vollständig aufgiebt. Ähnlich war jetzt die meinige: Ganz allein und völlig bewegungs- und kampfunfähig.

Endlich ließen sich auf dem Korridor deutlich Tritte vernehmen, die sich augenscheinlich meinem Zimmer näherten. Die Thür desselben

öffnete sich und herein trat mein Wärter mit dem Eiseimer, aber leider ohne Eis. Er machte ein sehr betrübtes Gesicht und erzählte mir, daß die dänischen Vorposten bereits den im Schloßpark belegenen Eiskeller besetzt hätten und niemand heranließen. Uebrigens wären die Dänen schon zum größten Teil Herr der Stadt und unten im Schlosse fänden, wie er vermutete, bereits Verhandlungen zwischen dem ärztlichen Personal, welches sich mit allen Gehülfen im Interesse der Verwundeten freiwillig gefangen gegeben hatte, und dem kommandierenden dänischen Offizier statt über den Modus der weiteren Pflege der Verwundeten u. s. w. Um nicht ganz mit leeren Händen zu kommen, hätte er kaltes Wasser mitgebracht, mir einstweilen damit Umschläge zu machen.

Hohe Zeit mochte es wohl sein, daß ich wieder etwas Kaltes auf mein Bein bekam; denn die Hitze in der Geschwulst hatte sichtlich zugenommen und fing schon wieder an, heftige Schmerzen zu erregen. Ich bat also den Wärter, mit seiner Kaltwasserkur schleunigst ans Werk zu gehen, nahm mein Morphium-Pülverchen ein und verfiel bald wieder in jenen apathischen Zustand, den dieses in seinen Folgen so entsetzlich zerstörende Gift auf den ganzen Organismus ausübt und das ich leider monatelang brauchen mußte, um nur wenigstens zeitweise einige Ruhe finden zu können.

Wie lange ich so gelegen haben mochte, weiß ich nicht, doch war es schon tiefe Nacht, als mich plötzlich Säbelgeklirre und lebhafte Tritte wieder in die Wirklichkeit zurückriefen. Da stand vor mir, unmittelbar an meinem Bette, ein Herr in ganz dunkler beschnürter Uniform, ähnlich wie ein braunschweigischer Husar, eine kurze, kräftige, gedrungene Männergestalt mit sonnverbranntem Gesicht und einem tüchtigen Schnurr- und Backenbart. In seiner Begleitung befanden sich noch zwei oder drei Militärpersonen, Aerzte oder Offiziere, ich weiß es nicht mehr, daneben mein Wärter, wie ein Licht in strammster militärischer Haltung.

Trotz meines jämmerlichen Zustandes begriff ich sofort die Situation und da ich kein Wort dänisch konnte, redete ich den oben beschriebenen Offizier französisch an. „Sprechen Sie ruhig deutsch", erwiderte er mir, „ich verstehe alles." „Nun gut", antwortete ich ohne Zögern, „wer Sie auch sein mögen, mein Herr. Wenn Sie etwas zu befehlen haben, schaffen Sie mir, schaffen Sie uns allen

Eis. Noch eine Stunde so und die ernstlicher Verwundeten sind alle verloren. Die dänischen Vorposten sollen den Eiskeller besetzt haben und lassen niemand hinein."

„Ich bin der Major v. Worringer", entgegnete er. „Ich kommandiere die Vorposten. Ich werde dafür sorgen, daß Sie sofort Eis bekommen und daß der Zutritt zum Eiskeller im Interesse der Verwundeten und Kranken überhaupt sogleich wieder gestattet werde. Wenn Sie etwas bedürfen, bitte ich ein für allemal, wenden Sie sich nur vertrauensvoll an mich. Im übrigen seien Sie ganz unbesorgt um Ihr eigenes Geschick und das aller Ihrer Kameraden." Damit verließ er, mich freundlich grüßend, mit seinen Begleitern das Zimmer, indem er den Wärter gleich mitgehen hieß, und in wenigen Minuten lag das erfrischende Eis wieder auf meinen Wunden. —

Heute sind es mehr denn dreißig Jahre, daß sich diese Szenen ereigneten. Aber der Name jenes ehrenwerten Offiziers ist mir unvergeßlich geblieben. Nicht ich allein, sondern auch viele andere meiner verunglückten Kameraden von damals verdankten gewiß nur seiner schleunigen und menschenfreundlichen Dazwischenkunft die Rettung ihres Lebens und ich erachte es deshalb für eine Ehrenpflicht, ihm dafür jetzt an dieser Stelle, wenn auch 30 Jahre später, noch den wohlverdienten Dank abzustatten; ganz ebenso, wie ich es unmittelbar nach meiner Entlassung aus dem Lazarett zu Gottorf und meiner Übersiedelung nach Berlin in betreff der mir seitens der dänischen Militärbehörden und namentlich seitens des Generals v. Krogh und des dänischen Oberarztes Pinquez zu teil gewordenen Behandlung gethan habe. Zwar habe ich mir dadurch damals und für alle Zukunft das Mißfallen vieler Exaltados der deutschen Sache und der schleswig-holsteinischen Patrioten à outrance in hohem Grade zugezogen und manche Unbill erdulden müssen. Vielleicht geschieht dies auch heute noch. Indessen hat mich das sehr kalt gelassen; denn ich bin und bleibe der Meinung, daß es die Ehrenpflicht eines jeden rechtschaffenen Mannes und vor allem die Ritterpflicht eines jeden Soldaten ist, den Tugenden des Feindes die gebührende Anerkennung niemals zu versagen.

Hätte ich damals eine Ahnung gehabt von den physischen und moralischen Leiden die mir noch bevorständen, so hätte ich wahrscheinlich in der augenblicklichen Erregung das erste beste Messer,

welches mir in die Hand kam, dazu benutzt, um diesen Prüfungen vor der Zeit zu entgehen. Wie schon erwähnt hielt ich aber die oben angeführten Äußerungen meines Arztes für einen schlechten Scherz und rechnete mit Sicherheit auf meine völlige Wiederherstellung. Dr. Schwarz hatte die Sache natürlich richtiger beurteilt. Am 24. August 1850 wurde ich auf das Bett gelegt und Ende April 1851 wagte man zum ersten Male mich umzubetten. Bis dahin hatte ich ohne Unterbrechung auf dem Rücken liegen müssen, ohne etwas Anderes rühren zu können als die Arme und den Kopf. Die Ärzte erklärten es für ein Mirakel, daß ich mich in dieser Zeit nicht durchgelegen hatte und als ich nach meiner Übersiedelung nach Berlin von dem jetzigen Leibarzt Sr. Majestät des Kaisers Professor Dr. Lauer und dem Geheimen-Rat Professor Dr. Langenbeck untersucht und kürzere Zeit behandelt wurde, meinten beide Autoritäten: es sei nahezu unglaublich, daß ich noch so wiederhergestellt worden wäre. Erst nach drei Jahren war ich soweit gekommen, daß ich die Krücken fortlegen und am Stock leidlich gehen konnte.

Oberarzt Dr. Schwarz soll übrigens, wie mir später in Moskau von einem Arzt erzählt wurde, über den Verlauf meines Krankenlagers eine Broschüre veröffentlicht haben, weil ihm der Fall meiner Verwundung und endlichen teilweisen Wiederherstellung chirurgisch und medizinisch dazu interessant genug dünkte. Ich sage „teilweisen Wiederherstellung“, denn ich bin selbstverständlich für immer invalid geblieben, da der verwundete linke Oberschenkel durch die Zerschmetterung um 4½ Zoll rheinländisch verkürzt worden und das Knie steif geblieben ist. Immerhin war dies nach dem oben angeführten Ausspruch der Autoritäten ein relativ sehr günstiges Resultat. Zunächst verdankte ich dasselbe allerdings meiner guten Konstitution, dann aber auch der sorgsamen Pflege der Ärzte und der patriotisch gesonnenen Schleswiger Damen, vor allem aber auch der Assistenz meiner Schwester, die, wie ich ebenfalls schon kurz erwähnt, mich noch besonders pflegte. Von meiner schweren Verwundung in der Zeitung lesend, eilte sie sofort an mein Krankenlager und wich keinen Augenblick von meiner Seite, obschon um und neben uns beiden Cholera und Lazarettbrand unter den Verwundeten dergestalt aufräumte, daß sie wegstarben wie die Fliegen; ganze Kisten von Leichen

wurden allabendlich nach dem Kirchhofe expediert. Dies aufopfernde Benehmen verfehlte nicht, allseitige Anerkennung zu finden. Die Dänen räumten ihr bereitwillig ein Zimmer neben dem meinigen ein und ihre Sorge um mich hat sicher nicht wenig dazu beigetragen, daß mir seitens des dänischen Oberbefehlshabers, General-Leutnant v. Krogh, und der dänischen Ärzte mannigfache Soulagements als verwundeter Gefangener bewilligt wurde. U. a. beließ man mich in Berücksichtigung meines Zustandes in Gottorf, obgleich das Schloß für anderweitige Einquartierung bis auf den letzten Mann geräumt wurde. Außerdem gestattete man mir, bei meiner Rückkehr nach Berlin, die Mitnahme der beiden dänischen Krankenwärter, die immer um mich gewesen, zur leichteren Überwindung der Schwierigkeiten meines Transportes.

Weit größer aber als die physischen Leiden, die mir in Folge der Verwundung bei Idstedt zu dulden auferlegt wurden, waren die moralischen. Mitleidslos überantwortete mich zunächst eine ohne gleichen treulose Politik mitsamt allen anderen Leidensgefährten in einem geradezu hülflosen und erwerbsunfähigen Zustand der öffentlichen Mildthätigkeit, und eine feile Presse entblödete sich nicht, diese ehrlose That mit dem Vorwurf zu bemänteln, daß wir alle mehr oder minder moralische Taugenichtse, Aventuriers und weiß Gott was gewesen, während wir doch sämtlich, selbst diejenigen, welche irgendwo gefehlt haben mochten, unsere Treue als Soldat gegen den Landesfürsten und das Vaterland mit unserem Blute besiegelt hatten.

General v. Willisen, der mich von Posen aus persönlich kannte, wo er als Chef des Generalstabes des V. Armee-Korps und ich als Leutnant im 18. Infanterie-Regiment gestanden hatte, ließ mir noch auf meinem Verwundetenlager in Gottorf durch den Leutnant Schmidt meiner Kompanie sagen, ich könnte mir, wenn ich wollte, meine Pension kapitalisieren lassen. Von seinem Standpunkte wußte er natürlich den weiteren Verlauf der Dinge besser zu beurteilen als ich, der ich damals als simpler Kapitän und Soldat keine andere Sorge kannte, als meine bisherigen emsigen Militärstudien praktisch zu verwerten und meine Kompanie zu einer tüchtigen heranzubilden.

Daß gesetzlich unter der Sanktion des deutschen Bundes autorisierte und fungierende Behörden oder das Land selbst durch eine treubrüchige Politik in die Lage versetzt werden konnten, ihre

Zusicherungen nicht zu halten, war nach meiner und gewiß auch aller meiner ehemaligen Kameraden Ansicht von Treue und Ehrenhaftigkeit ganz undenkbar, kam also auch damals bei mir garnicht in Erwägung. So war ich in meinem blinden Vertrauen in die mir schriftlich und mündlich von Autoritäten gemachten Zusicherungen thöricht genug, die Offerte des General v. Willisen nicht anzunehmen und statt dessen, wie ich es aus preußischen Verhältnissen nur als zulässig kannte, in aller Form Rechtens meine Pensionierung mit der Charaktererhöhung als Major zu beantragen. Ich habe für diese nach meinen späteren Erfahrungen im Leben allerdings nahezu kindliche Naivität der politischen Beurteilung der Sachlage allerdings schwer büßen müssen. Hätte ich die Kapitalisierung acceptiert, so hätte ich 8000 Thaler in der Tasche gehabt und wäre fürs Erste bei meinem leidenden Zustande doch einigermaßen geborgen gewesen. So wie es aber kam, erhielt ich 2 Jahre garnichts und fiel dann gewissermaßen der öffentlichen Mildthätigkeit anheim. Lange Jahre habe ich mit einer geringen „Unterstützung" existieren müssen und auch seit der Reichspensionierung erhalte ich an 300 Thaler weniger als mir das Pensionsgesetz von 1851 zusicherte. Mit großen Schwierigkeiten ist es mir dann endlich teils durch eigene teils durch fremde Hülfe gelungen wieder eine Existenz zu gewinnen. Auf Grund eines „bedingten Zivilversorgungsscheins" trat ich in den Dienst der königlich-preußischen Telegraphie, mußte denselben aber schon nach einem Jahre wieder quittieren, weil mein Gesundheitszustand die Beschäftigung am Apparat für mich nach ärztlicher Entscheidung unmöglich machte. Ein Buch, welches ich in jener Zeit verfaßt hatte: „Das Kriegstheater der dänischen Halbinsel und die Festung Rendsburg" brachte mich dann in nähere Berührung mit der Presse und bahnte mir den Weg in die Publizistik, in welcher ich nach einander seit dem Jahre 1853 als Chef- respektive Mitredakteur und Korrespondent verschiedener Zeitungen fungierte. Insbesondere habe ich die „Königsb. Hart.-Ztg." 4 Jahre selbständig geleitet, bin mehrere Jahre als Redakteur für den ausländischen politischen Teil der „Deutschen St. Petersburger Zeitung" thätig gewesen und fungiere jetzt noch in der „Nordd. Allg.-Ztg".

Die Schlacht bei Idstedt,

aus dem Tagebuch eines schleswig-holsteinischen Offiziers.

Die Position zwischen Bau, Krusau und Handewith, im Norden von Flensburg, ist eine von der Natur begünstigte, verstärkt überdies noch von den Jahren 1848 und 1849 her durch vielfache Verschanzungen, welche die Landesverwaltung hinwegzuräumen vergessen hatte. Die dänische Armee hatte sich in den ersten Tagen des Juli mit einer Division in Jütland, bei Kolding, mit der zweiten auf der Insel Alsen konzentriert. Dies alles wußte Willisen. Ihm mußte deshalb daran gelegen sein, jene Stellung einzunehmen und, vor der Vereinigung jener beiden Divisionen, eine derselben mit seiner ganzen Stärke anzugreifen und zu schlagen, ehe der durch die hergestellte Vereinigung ihm weit überlegene Feind ihn zur Annahme der Schlacht zu zwingen vermochte; auch mußten noch so kleine siegreiche Treffen überdies ermutigend auf die noch jungen Truppen wirken. Am 16. Juli rückten die Dänen gleichzeitig von Kolding und Alsen in das Herzogtum Schleswig ein; am Tage vorher, am 15. Juli, hätte die schleswig-holsteinische Armee bereits nördlich von Flensburg ihre Stellung einnehmen und die Vereinigung der beiden feindlichen Divisionen, welche jetzt am 18. Juli, sicherlich zu ihrem eigenen Erstaunen, ungestört erfolgte, verhindert haben können.

Die schleswig-holsteinische Armee hatte ihre Stellung nicht bei Bau, sondern bei Idstedt genommen. Schon im Jahre 1848 hatte man die strategische Wichtigkeit der Gegend bei und um Idstedt erkannt, und noch am 9. April waren Pioniere von dem Prinzen von Noer nach Idstedt-Krug geschickt worden, um dort Verschanzungen aufzuwerfen, als diese Arbeiten durch die Niederlage und den schleunigen Rückzug der Armee unnötig und unterbrochen wurden.

Eben dies Terrain zwischen der Treene und der östlichen Spitze des Langsees wollte nun General Willisen behaupten, sich hier vom Feinde angreifen lassen und nur dann, wenn der Angriff mit großem Verlust zurückgeschlagen worden wäre, von der Defensive zu der Offensive übergehen. Die Stellung war fest genug, sich gegen einen weit überlegenen Feind halten zu können, wenn auch mehrere augenscheinlich notwendige Verschanzungen an wichtigen Punkten fehlten. Die Gesamtstärke der schleswig-holsteinischen Truppen betrug 20 Bataillone Infanterie, unter diesen 5 Jägerkorps, 12 Schwadronen, 9 Bataillone, zusammen 72 Geschütze, im ganzen 27000 Mann. Dieselben zerfielen in 5 Brigaden, von denen die Avantgarden-Brigade unter Oberst von Gerhardt bei Idstedt stand, auf der Chaussee nach Flensburg und westlich derselben; die erste Brigade unter Generalmajor von Baudissin stand bei Lürschau, ihr linker Flügel war gegen Jübeck und Sollbro vorgeschoben und bildete so den linken Flügel unserer ganzen Aufstellung, die vierte Brigade, zu welcher auch das 4. Jägerkorps gehörte, unter dem Kommando des Obersten von Garrels, hatte das waldige Terrain an der Südwestspitze des Langsees besetzt; die dritte Brigade unter dem Generalmajor v. d. Horst stand hinter dem Langsee in der Richtung von Berend nach Güldenholm, während die zweite Brigade unter Oberst v. Abercron den rechten Flügel unserer Armee von Wedelspang bis Böklund bildete. Bei Wedelspang waren die Wiesen durch Anstauung eine halbe Meile aufwärts schwer zugänglich gemacht, nördlich von demselben Orte zwei zweckmäßig gelegene Anhöhen mit Artillerie besetzt, um eine Art von Brückenkopf für das Debouchieren zu haben. Bei Güldenholm — Holzhaus fand sich eine Furt durch den Langsee, durch welche zur größeren Bequemlichkeit eine Laufbrücke angelegt worden war, um hier mit der dritten Brigade debouchieren und angreifen zu können. Die Hauptstellung von Idstedt fand sich freilich dadurch bedeutend geschwächt, daß das vorliegende Moor durch die große Hitze, wenigstens für Infanterie, zugänglich geworden war.

Die Gesamtstärke der beiden feindlichen Armeedivisionen, von denen die erste unter dem Kommando des Generalmajors v. Moltke, die zweite unter dem des Generalmajors v. Schleppegrell stand, betrug 6 Brigaden oder 30 Bataillone, 19 Schwadronen und 96 Geschütze, im ganzen gegen 38000 Mann. Das Oberkommando

führte Generalmajor v. Krogh. Wie es in dem offiziellen dänischen Bericht heißt, hatten auf die Nachricht, daß die schleswig-holsteinischen Truppen im Begriff ständen, die Eider zu überschreiten, die auf der Südgrenze von Jütland, auf Fühnen und auf Alsen konzentrierten Truppen den Befehl erhalten, am 16. Juli in das Herzogtum Schleswig einzurücken, und zwar dergestalt, daß die Stadt Flensburg am 17. von der 2. Armee-Division besetzt werde und am 18. die ganze Armee bei und südlich dieser Stadt versammelt sein könne, um die „wohlgesinnte" Stadt gegen jede feindliche Okkupation sicher zu stellen. — Schon am 18. stieß ein nach Översee vorgeschobenes Detachement Jäger mit rekognoszierenden dänischen Dragonern zusammen, was aber unblutig ablief, da die Dragoner sich rasch wieder zurückzogen. Von der Westküste lief die Nachricht ein, daß am 20. nachmittags die Stadt Tondern von einer feindlichen Abteilung besetzt worden sei. Am 22. Juli wurde von Kiel aus gemeldet, daß in der vergangenen Nacht in der dortigen Bucht ein Gefecht zwischen den schleswig-holsteinischen Kriegsdampfern Bonin und Löwe, unterstützt von einigen Kanonenbooten, und dem dänischen Kriegsdampfer Holger Danske stattgefunden und mit dem Rückzug des letzteren geendet habe. Die hier zum ersten Male ins Feuer gekommene Mannschaft habe, so hieß es, eine große Hingebung, Kaltblütigkeit und Tapferkeit bewiesen. Gereichte dies, wo es auf schleswig-holsteinischer Seite bekannt wurde, zu erhebender Freude, so hatte dagegen die schon am 17. Juli erfolgte Besetzung der Insel Fehmarn durch dänische Truppen Besorgnis erregt und zwar so große und, wie es scheint, vielseitige, daß im großen Hauptquartier zu Falkenberg für nötig erachtet wurde, die schleswig-holsteinische Bevölkerung durch eine Veröffentlichung in den Tageblättern zu beruhigen. Von der Westküste her verlautete, daß dänische Kavallerie bis Husum vorgerückt sei; aus Angeln hörte man von Streifereien und von Aufhebung einzelner Männer durch dänische Truppen. So rückte der Feind näher und näher. Am 23. Juli abends wurde — der Grund ist offiziell nicht angegeben — die noch bis Stenderup und nach Stenderup Aue vorgeschobene schleswig-holsteinische Avantgarde bis Helligbek zurückgezogen, und es war auf dieser Seite nun kein Zweifel mehr, daß man die ganze dänische Armee bei Flensburg vor sich und ihr Weiterrücken mit jedem Augenblick zu gewärtigen habe. General

Willisen war entschlossen, den Angriff in der eingenommenen Stellung bei Idstedt anzunehmen und „zum günstigen Zeitpunkt selbst in die Offensive überzugehen“.

Schon am 24. Juli erfolgte der Angriff seitens des Feindes. Aus dem offiziellen dänischen Rapport ergiebt sich, daß die Hauptschlacht schon am 24. geliefert werden sollte, hiervon aber abgegangen wurde, weil die Armee noch nicht nahe genug, durch den weiten Marsch voraussichtlich zu ermüdet worden wäre, und deshalb der 25. Juli dazu bestimmt wurde. Um 8 Uhr morgens waren dänische Jäger auf der Flensburger Chaussee vorgedrungen und mit unserer Avantgarde zusammengetroffen. Es handelte sich um das Gehöft Helligbek, welches vor einer über die Helligbek führenden Brücke liegt, und um den Besitz des weiter östlich gelegenen Elmholzes. Da der dort kommandierende Oberst v. Gerhardt den ausdrücklichen Befehl hatte, sich bei dem weit vor der eigentlichen Gefechtslinie der schleswig-holsteinischen Armee mit ungünstiger Rückzugslinie gelegenen Punkte auf nichts ernstliches einzulassen, war die Brigade denn auch in keiner Weise verstärkt worden. Wenn dessen ungeachtet in dem Bericht des dänischen Generals von einer „bedeutenden Stärke“, von „nach und nach herangezogenen Verstärkungen“ und endlich von einer „letzten noch bedeutenderen Verstärkung“ die Rede ist, und wenn diesen Annahmen zufolge dänischerseits große Kräfte entwickelt wurden, um den Gegner aus der eingenommenen Position zu vertreiben, so liegt darin ein großes Lob sowohl für die Bravour der Truppen der Avantgarde als für die Umsicht ihres Kommandeurs, der es verstand, unter der Gunst eines deckenden Terrains dem Gegner eine größere Macht vorzuspiegeln, als er wirklich besaß. Es ist dabei freilich nicht zu übersehen, daß die Form der Kompanie-Kolonne, in welcher auch schleswig-holsteinischerseits hier nur gefochten wurde, um so leichter verführen konnte, einzelne Kompanien für Bataillone zu halten, da die schleswig-holsteinischen Kompanien bedeutend stärker waren als die dänischen. Eine zu hartnäckige Verteidigung von Helligbek lag also garnicht in Willisens Plan, und nachdem die erste 12-Pfund-Batterie mit Schrapnels in den dänischen Kolonnen stark aufgeräumt hatte, nahm unsere Avantgarde eine feste Position zwischen Helligbek und Idstedt-Krug auf den verschanzten und eingeschnittenen Höhen vor und bis zum Idstedter Holz. Es war 7 Uhr abends, als das

Gefecht schwieg, die 4 Bataillone der Avantgarde hatten mit der Batterie während einer Zeit von acht Stunden sich gegen 12 feindliche Bataillone und 2 Batterien geschlagen und sich dann ihrer Aufgabe gemäß in guter Ordnung zurückgezogen.

Von der 1. Infanterie-Brigade, welche unseren linken Flügel bildete und mit der Avantgarde Verbindung hielt, hatten zwei Kompanien des 1. Jägerkorps Bollingstedt besetzt, die beiden anderen, unter den Hauptleuten Hennings und Baerens, mit der ersten Schwadron des 1. Dragoner-Regiments Engbrück, die Ziegelei und das nordöstlich von jenem Dorf liegende Holz. Hier griff der Feind morgens von Nordosten an und versuchte das Gehölz zu nehmen, wurde jedoch zu zwei Malen über das Moor hinaus gegen das Poppholz geworfen und mußte sich zurückziehen. Abends schwieg auch hier der Kampf, die Jäger hielten ihre frühere Stellung besetzt. Während so im Zentrum unserer Armee gekämpft wurde, fand auf dem äußersten linken Flügel ein nicht weniger heißes Gefecht statt. Die dänische 3. Brigade war schon in der Nacht gegen Jörlkirch und Sollbro dirigiert. Kleine Abteilungen unserer 1. Infanterie-Brigade waren hier befehligt, die Treene-Übergänge zu verteidigen, namentlich bei letzterem Orte. Das Detachement, welches Sollerup während längerer Zeit gegen den Feind behauptete, ward geworfen, das Dorf besetzt und sodann vom Feinde Dispositionen getroffen, den Übergang bei Sollbro zu forzieren; denn von hier aus sollte er am folgenden Tage seine Umgehung auf Silberstedt bewerkstelligen. Um 8 Uhr begann der Kampf um die Brücke bei Sollbro, sie ward von der kleinen Abteilung mit Umsicht verteidigt, und es gelang den Dänen unerachtet ihrer Übermacht nicht, sich in Besitz derselben zu setzen. Mittags erhielt General Graf Baudissin den Befehl, mit dem 3. Infanterie-Bataillon von Lürschau auf Jübeck und Sollbro zu marschieren, und es gelang ihm, in Verbindung mit der Reserve-Kavallerie, die feindliche Brigade nach einem Gefecht, welches bis zum Dunkelwerden anhielt, über Sollerup hinauszuwerfen. Um 8 Uhr hatte der Feind sich auf allen Punkten zurückziehen müssen. Diese beiden Treffen, der Avantgarde und der 1. Brigade im Zentrum und auf dem linken Flügel, waren mithin von glücklichem Erfolge gewesen; die Truppen hatten ihre Schuldigkeit gethan und für den Tag ihre Aufgabe gelöst.

Das 4. Jägerkorps kam am 24. Juli nicht ins Feuer. Als gegen mittag von Westen her starker Kanonendonner ertönte, wurden wir alarmiert, rückten aus unserem Hüttenlager aus und nahmen unsere Aufstellung vor dem Gryder Gehölz am Rande einer an den Idstedtsee grenzenden Tannenschonung und rechts von der Landstraße an den die Höhen vor dem Gryder Gehölz karonierenden Knicks. In dieser Position blieben wir, ohne irgend wie thätig in das Gefecht einzugreifen, von 2 bis 7 Uhr abends stehen; der Kanonendonner ertönte bald schwächer, bald stärker. Von meinem Standpunkt aus konnte ich ganz deutlich das Vorrücken der feindlichen Artillerie und Kavallerie auf der Chaussee beobachten, sonst verhinderten die vor uns liegenden Hölzungen einen deutlichen Überblick über das Ganze. Mehrere Gehöfte waren in Brand geschossen, gegen 7 Uhr verstummte der Kanonendonner, und auch wir zogen uns zurück. Da es nun klar war, daß das Gefecht am 24. nur der Vorläufer einer Hauptschlacht für den folgenden Tag sein werde, besetzte das 4. Jägerkorps noch an demselben Abend das Gryder Gehölz, die 1. und 2. Kompanie unter dem Hauptmann v. Zschüschen in erster Linie an dem Rande des Holzes, die 3. und 4. unter dem Hauptmann v. Blandowsky als Reserve in Repli. Die Leute hatten nichts zu Mittag gegessen (ich hatte von einem barmherzigen Kameraden wenigstens eine Semmel erhalten) und fielen nun zuerst hungrig, wie sie waren, über die Vorräte der Marketender her; die Gewehre wurden zusammengesetzt, die Mannschaften sollten zwischen den Gewehren schlafen, da eine Wiederaufnahme des Kampfes sich spätestens um Sonnenaufgang erwarten ließ. Ich kroch in eine alte Hütte, welche sich in der Nähe vorfand, nachdem ich noch ein paar Zeilen an meine Eltern geschrieben hatte, und schlief, trotzdem daß mir mein Obdach fast gar keinen Schutz gegen den feinen Regen, der die ganze Nacht anhielt, gewährte, und trotz der geistigen Aufregung in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, bald ein. Um 4 Uhr morgens sollte alles abgekocht haben.

Schon dämmert es. Doch schwere Nebel liegen
Auf dem Gefilde. Düstrer Ahnung voll
Scheint die Natur in Trauer sich zu hüllen,
Das Lichtgewand mit dunklem zu vertauschen,
Das frohe Antlitz düster zu umnachten.

Und tiefes Schweigen rings umher. Es liegt
Die Schaar der Krieger noch vom Schlaf umfangen,
Der tief gefesselt hält die nervgen Glieder.
Der Morgen graut. Wo sind die muntern Krieger,
Die singend sonst den jungen Tag begrüßt?
Nur hie und da blitzt durch das Morgengrauen
Die blanke Wehr von dem entfernten Posten.
Stumm geht er auf und ab; er weiß, es gilt,
Das Wohl und Weh von tausend Kameraden
Hängt ab von seinem Blicke, seiner Sorge.
Im fernen Osten rötet sich der Nebel
Im Morgengrauen. Siehe, es erhebet
Ein schwacher Rauch sich aus dem stillen Lager,
Und still geschäftig schüret hin und wieder
Des Feuers milde Glut der Krieger einer,
Daß den Genossen er den Frühtrunk reiche,
Die noch des Schlummers festes Band umschlingt.
Und mehr und mehr regt sichs an allen Orten,
Es bringt der eine Holz, die Glut zu schüren,
Der andere prüft, ob Nachttau nicht geschadet
Der guten Wehr, die ihm vor allem teuer.
Doch wars nicht früher so, an andern Morgen
War nicht so ernste, feierliche Stille. —
Ein Tag des Festes ists dem rechten Krieger,
Wenn in die Schlacht er geht, und heute rufet
Das Vaterland zu blutgem Kampf die Söhne.
Das wissen alle. Schon vergangenen Tages
Ward hart gestritten, mutgen Auges sahen
Die Krieger, ernst gefaßt, dem Tod ins Auge.
Heut naht denn endlich der Entscheidung Stunde,
Auf die der Braven Herz schon längst geharrt.
Wer schaut nicht ernst, wenn fest auch, dem Geschicke
Des Schlachtenglücks entgegen? Düster faltet
Sich dann die Stirne, trübe Ahnung dunkelt
Den klaren Blick, wenn sich das Herz versenket
In banges Vorgefühl der nahen Zukunft.
Der Mut derselbe, fest vertrauend, hoffend,
Mit sicherem Bewußtsein eigner Stärke —
Und doch will das Gefühl die Brust zersprengen,
Wenn sich der Augenblick, der grause, nahet.
Das ist nicht Feigheit eines schwachen Herzens —
Bewußtsein ists des großen Augenblicks.

General v. Willisen, welcher nach Beendigung jenes Nachmittags-gefechtes der Avantgarde bei Helligbek auf die Meldung von den

Vorgängen bei Sollbro mit dem Gros der Reserve-Kavallerie von Ahrenholz gegen Jübek vorgegangen, auf dem Wege dahin aber umgekehrt war, da das Gefecht bei Sollbro inzwischen sein Ende erreicht hatte, war durch die Heftigkeit des dort stattfindenden Feuers, ferner durch Meldungen, welche er am Morgen von Bollingstedt her über den Marsch einer von Wanderup über Janneby heranziehenden, auf 8000—10 000 Mann geschätzten feindlichen Truppenmasse erhalten, sodann durch die Aussagen eines gefangenen Unteroffiziers, daß 3 Brigaden westlich über die Treene gegangen seien, endlich durch den Umstand, daß auf der Flensburg-Missunder Straße keine bedeutenden Streitkräfte entdeckt worden waren und unmittelbar vor der 2. Brigade bei Wedelspang sich vom Feinde den ganzen Tag hindurch nichts gezeigt hatte, zu der Meinung gelangt, daß der Feind beabsichtige, ihn in der Position vor dem Idstedter Holz festzuhalten und mit entscheidendem Gewicht seine linke Flanke zu umgehen. Er beschloß deshalb, am anderen Morgen auf allen Punkten in nördlicher Richtung die Offensive zu ergreifen. Die feindlichen Gefangenen waren äußerst marode, und der General folgerte daraus, daß der Feind ihm Zeit lassen werde. Er wollte deshalb seinen Truppen nicht nur die zum Ruhen, sondern auch die zum Essen erforderliche Zeit gewähren und setzte dem entsprechend den Aufbruch des rechten Flügels (2. Brigade), welcher zuerst antreten sollte, um 4 Uhr morgens fest. In Bezug auf das Essen war übrigens mittels Armeebefehls vom 24. sehr zweckmäßig der Befehl ausgegeben worden, daß schon am Abend abgekocht werden sollte, so daß die Menage am folgenden Tage nur aufgewärmt zu werden brauche. So konnten wir denn am 25. morgens unseren Kaffee auch in Ruhe trinken, als plötzlich durch das Holz das Signal: „Ganzes sammeln!" erscholl, und kurz darauf der Befehl: „An die Gewehre!" Ein lebhaftes Kanonenfeuer eröffnete den heißen Tag. Wir marschierten erst ein Stück auf der Landstraße nordwärts gegen den Idstedter See — da erhielten wir Befehl, umzukehren und unsere alte Stellung am Gryder Gehölz wieder einzunehmen. Die Gewehre wurden wieder zusammengesetzt, während unaufhörliches Geschützfeuer vom Norden her ertönte. Die Dänen, welche wir hatten angreifen wollen, hatten ihrerseits die Offensive ergriffen, und nun war es v. d. Tann, welcher die aus den Holzungen debouchierenden Dänen durch das Feuer mehrerer

konzentrierter Batterien am weiteren Vordringen zu verhindern versuchte. Es kam ein neuer Befehl zum Aufbruch, bald darauf die Weisung, uns nur auf der Höhe links vom Idstedtsee zu zeigen. Wir umgingen den See, rückten durch ein Kornfeld vor, bogen von da rechts ab im Norden des Sees und zogen uns auf der Landstraße wieder zurück. Hierauf wurde ich mit meinem Zuge (ungefähr 150 Mann) vorgeschickt, um das Tannenholz am rechten Ufer des Idstedtsees, welches aus sehr dichtem Untergehölz bestand, zu besetzen. Noch dauerte ein feiner, dichter Regen an, der schon die ganze Nacht hindurch gewährt hatte, die Luft war dick und trübe, so daß der Pulverdampf sich nicht erheben konnte. Als kurz darauf eine halbe Batterie unter dem Kommando des Hauptmanns Krause auf der uns zunächst liegenden Höhe auffuhr, war es des Pulverdampfes wegen unmöglich, auch nur 5 Schritt weit zu sehen; auch der Schall der Feuerwaffen war selbst auf kurze Entfernungen nicht mehr hörbar. Auf diese Weise gingen den beiderseitigen Feldherrn zwei wichtige Hülfsmittel verloren, um vollständige Einsicht in den Gang der Verhältnisse zu behalten; dies war aber für uns um so übler, als die Stellung unserer Armee weit mehr den Charakter einer aus vielen einzelnen Posten bestehenden langgestreckten Verteidigungslinie als den einer gewöhnlichen Schlachtstellung trug, und man bei hellem Wetter von dem Schlüssel derselben bei dem Idstedter Kruge aus, wo sich der General mit seinem Stabe anfangs befand, die Maßregeln des Feindes, wenigstens teilweise, verhältnismäßig früh würde übersehen haben, was nun vollständig unmöglich war.

Im Zentrum unserer Stellung hatte am Frühmorgen des 25. Juli das 15. Infanterie-Bataillon das Dorf Idstedt, nordwestlich von dem See gleichen Namens, besetzt gehalten. Gegen dieses führte der Feind seine 5. Brigade und ging schon gegen 3 Uhr morgens zum Angriff über. Bis gegen 4½ Uhr hielt jenes Bataillon das Dorf, mußte es aber dann, an seinem südlichen Rande eine Abteilung Tirailleure zurücklassend, räumen, weil ihm die Munition ausgegangen war, und sich südwärts nach dem dahintergelegenen Westergehege zurückziehen. Idstedt wurde sofort von dem Feinde an allen Ecken in Brand gesteckt, weil er zur Behauptung desselben sich nicht stark genug fühlte, da die Avantgarden-Brigade, welche gegen Helligbek und Idstedt vordrang, seinen rechten Flügel

bedrohte und heftiges Artilleriefeuer schon seine auf der Chaussee vorrückenden Massen zum Verlassen des Weges und Aufsuchen einer gedeckten Position westlich desselben gezwungen hatte. Er zog sich deshalb zurück und ließ seinen rechten Flügel dem brennenden Dorfe gegenüber stehen. Namentlich die 12=Pfund Batterie Nr. 1 unterhielt ein starkes Granatfeuer gegen den Feind, so oft er versuchte, sich wieder in Besitz des Dorfes zu setzen, und erst nach mehrstündigem Kampfe, als er mehrere Bataillone seiner 2. und 5. Brigade herangezogen hatte, setzte er sich wieder in Besitz des Dorfes, während sein linker Flügel gegen das rechte Ufer des Idstedtsees vordrang. Ich hatte, wie oben erwähnt, das aus dichtem Untergehölz bestehende Wäldchen an der östlichen (rechten) Seite des Idstedtsees besetzt und meine Leute am Rande des Holzes verteilt, da fuhr mit einem Male in nicht allzu großer Entfernung vor uns eine dänische Granatbatterie auf und überschüttete uns und die auf der Höhe rechts von uns postierte Halbbatterie des Hauptmanns Krause mit ihren Geschossen, so daß letztere sofort abgefahren werden mußte. Der Kommandeur derselben wurde durch einen der ersten feindlichen Schüsse getödtet, und leider ging auch ein Geschütz verloren, indem zwei Stangenpferde erschossen wurden und sich dermaßen im Geschirr verwickelten, daß bei dem notwendig gewordenen schleunigen Abfahren der Batterie das Geschütz stehen bleiben mußte und dem Feind vernagelt in die Hände fiel. Da mir zugleich die Meldung kam, daß der Feind auf dem linken Ufer des Sees eine Umgehung versuche, gab ich nach kurzem Gefecht, welches übrigens vollständig resultatlos war, da man wegen des starken Pulverdampfes, der sich zwischen den Bäumen hielt, und des noch andauernden Nebels garnicht sehen konnte, was der Feind vorhatte, den Befehl zum Rückzuge nach dem Nordrand des Gryder Gehölzes, welches von dem 4. Jägerkorps noch besetzt gehalten wurde. Hier kam das Gefecht, denn rasch waren die gegenüberliegenden Knicks vom Feinde durch dichte Tirailleurschwärme besetzt, eine Zeit lang zum Stehen; die mehrfach wiederholten Versuche des Feindes, die Lisiere des Holzes mit Sturm zu nehmen, wurden blutig abgewiesen, unsere Leute verteidigten ihre Position mit Ruhe und unerschütterlicher Bravour. Hier sollte meine militärische Thätigkeit denn ein plötzliches und unverhofftes Ende erreichen. Das Gefecht hatte schon eine ziemliche Zeit lang gestanden,

unsere Jäger hinter dem Knick, der den Waldesrand bildete, die Dänen (nach dem dänischen Schlachtbericht namentlich das 12. leichte Infanterie-Bataillon) hinter einem Wall, der eine etwas höher liegende Koppel begrenzte, schossen lustig hin und her, bisweilen sauste auch eine Granate oder eine Ladung Kartätschen über unsere Köpfe hinweg — da schien ein Augenblick der Ruhe eingetreten zu sein, und ich kletterte deshalb oben auf den Knick, um mir die Verhältnisse etwas genauer anzusehen, und ob ein Vordringen wieder möglich sei, — da, ich wußte selbst nicht, wie mir geschah, fühlte ich einen plötzlichen Schlag, ein Schwirren durch alle Nerven und Glieder, der ausgestreckte rechte Arm mit dem Säbel sank schlaff hinab, ich glaubte deshalb, dort einen Schuß erhalten zu haben, die feindliche Kugel war aber oben durch den linken Oberschenkel hindurchgegangen; daß ich dabei von dem Rande des Knicks oben in den Graben heruntergerutscht war, versteht sich von selbst. Es war das dreizehnte Mal, daß ich mich in den drei Feldzügen im Feuer befunden hatte, allerdings Zeit genug für einen kleinen Denkzettel, dieser war denn doch aber etwas grob ausgefallen. Zuerst versuchte ich noch, ein paar Schritte zurückzugehen, sank aber bald zusammen und wurde nun von vier Jägern auf zwei Gewehren, das eine unter den Armen, das andere unter den Kniekehlen, aus dem Gehölz, in welchem die Kugeln wieder gehörig pfiffen, hinausgetragen. Als wir so an die schmale Au, welche den Idstedtsee mit dem Langsee verbindet, gekommen waren, wusch einer der Jäger trotz meines Protestierens, denn ich wollte so rasch wie möglich nach dem Verbandplatz, meine Wunde erst mit dem frischen Wasser aus und verband sie dann mit dem Verbandzeug, welches jeder Soldat bei sich trug, so geschickt, daß der Arzt, welcher mich bald darauf untersuchte, verwundert danach fragte und mich, ohne etwas zu rühren, sofort in das Lazarett nach Schleswig schickte, wo ich auf einem mit Stroh gefüllten Ackerwagen nebst vier anderen Verwundeten, von denen einer unterwegs bereits starb, schon gegen 8 Uhr morgens anlangte.

Aufs äußerste angegriffen und erschöpft nach einem schmerzhaften Transport war ich auf Schloß Gottorf angekommen, ich hatte wilde Pferde vor dem Wagen und einen jungen Burschen zum Kutscher, so daß schließlich zwei Bürger die Pferde am Zügel führen und uns nach dem Schlosse geleiten mußten. Peinlich war das Aufsehen,

welches wir in der Stadt machten, denn wir waren, da unser Fuhrmann den Weg nicht wußte, in eine Gegend gekommen, die noch keine andern Wagen mit Verwundeten passiert hatten, und wurden so von Neugierigen aller Art nicht wenig belästigt. Gehörig durchgerüttelt und, da es fast den ganzen Morgen geregnet hatte, völlig durchnäßt kamen wir endlich auf dem Schloßhofe an, wo eine Menge Wagen mit Verwundeten den Zugang versperrte. Beinahe wären wir abgewiesen und nach einem anderen Lazarett geschickt worden, als ich durch Geltendmachung meiner Charge noch die Aufnahme bewirkte. Es war noch nicht 10 Uhr morgens, als ich trocken und von dem Arzt wohlverbunden im Bett lag. Es dauerte auch nicht lange, so wimmelten die Säle von Frauen und Mädchen aller Stände, welche die Verwundeten mit Erfrischungen aller Art förmlich überschütteten, so daß man sich derselben kaum erwehren konnte, bis diesem unverständigen Übermaß von Freundlichkeit durch die Ärzte ein notwendiges Ende gemacht wurde. Noch lauteten die über den weiteren Verlauf der Schlacht eingehenden Berichte überaus günstig, und es herrschte überall eine gehobene Stimmung; da fing man allmählich an, von Rückzug und Niederlage zu munkeln, erst sollten wir nichts davon wissen, dann hieß es, die Unsrigen zögen sich durch Schleswig zurück, die Dänen ständen bereits bei den Hühnerhäusern vor der Stadt, und es ward fortgeschafft, was fortgeschafft werden konnte. Der Gedanke, in feindliche Gefangenschaft zu fallen, war mir entsetzlich, ich forderte einen Wagen, aber ein solcher war nicht aufzutreiben, auch versicherten mir die Ärzte, daß sie bei uns bleiben würden, ein Transport meinerseits sei ganz unmöglich, die Chaussee nach Rendsburg wahrscheinlich auch schon in der Gewalt des Feindes. Da mußte ich mich, wenn auch mit schwerem Herzen, denn in mein Schicksal ergeben, besser immer noch so gefangen werden als unverwundet auf dem Schlachtfelde. General Willisen erschien noch zuletzt und ging, mit einer stummen Handbewegung grüßend, sichtlich ergriffen von Bett zu Bett. Eine Zeitlang herrschte eine gewaltige Aufregung in den Sälen, die Leute schimpften und räsonnierten, soweit es der Gesundheitszustand der einzelnen zuließ, daß man sie habe liegen lassen, man werde sie krepieren lassen, wie die Hunde, und nur die wiederholte Versicherung der Ärzte, selbst des Generalstabsarztes Stromeyer, daß sie unter allen Umständen bei uns bleiben würden,

vermochte die aufgeregten Gemüter allmählich in etwas zu beruhigen. Als es ausgemacht war, daß die Dänen binnen kurzer Zeit kommen würden, liefen die Krankenwärter größtenteils aus Angst davon. Schleswiger Damen waren es, welche uns verbanden, junge Mädchen aus den ersten Ständen der Stadt schleppten die ganze Nacht die Wassereimer Trepp auf, Trepp ab. Mein Bursche war inzwischen auch bei mir angelangt, und wenn ich mich auch zuerst sehr darüber gefreut hatte, die alte ehrliche Haut bei mir zu haben, mußte ich ihn selbstverständlich jetzt auch in aller Eile fortschicken trotz seiner Thränen und seiner Bitten, bei mir bleiben zu dürfen. Inzwischen waren in den Sälen des Schlosses die Lampen und Wandleuchter angesteckt worden; herbeigezogen durch die helle Beleuchtung, sprengte eine feindliche Kavallerie-Patrouille auf den Hof und erkundigte sich nach der Veranlassung derselben. Auf die Antwort, daß hier ein Lazarett sei, entfernten sich die Reiter sofort wieder, und nicht lange darauf erklang lustiger Hörnerschall, es war das erste dänische Jägerbataillon, welches vorüberzog; jetzt wußten wir sicher, daß wir Gefangene seien. Am anderen Morgen erschienen auch einzelne Dänen, Offiziere und Gemeine, meistens verhielten sie sich artig und still, widerlich war mir nur das Anglotzen, wenn sie auf der hinter meinem Bett angebrachten Tafel gelesen hatten, daß ich Offizier sei. Doch dauerte dies nicht lange, schon am folgenden Morgen wurden wir Offiziere in gesonderten Räumen untergebracht, und da unsere Ärzte durch eine Aufschrift auf unsere Thür den Zutritt als zu Schwerverwundeten untersagt hatten, wurden wir wenigstens von Neugierigen nicht ferner belästigt. Ich erinnere mich aus den ersten Wochen eigentlich nur eines einzigen Males, daß ein dänischer Offizier uns aufsuchte, um sich nach einem schleswig-holsteinischen Offizier, dessen Name mir entfallen ist, zu erkundigen, bei dessen Eltern er im Jahre 1849 als verwundeter Krieger liebevolle Aufnahme und Pflege gefunden hatte. Der Gesuchte befand sich aber, so viel ich erinnere, garnicht unter den Verwundeten.

Mit der Heilung meiner Wunde wollte es anfangs garnicht recht vorwärts, selbst als die Eiterung und das Erscheinen von Knochensplittern aufgehört hatte, so daß ich von dem Arzt, wenn er mich am Morgen verband, förmlich Scheltworte zu hören bekam. Wir waren in unserem Zimmer 6 Kameraden von verschiedenen

Truppenteilen und befanden uns im ganzen wohl, die Damen Schleswigs thaten alles, was in ihren Kräften stand, um uns unser Schicksal und die Langeweile zu erleichtern, jeder Wunsch wurde erfüllt, wenn es nur irgend möglich war, und es fehlte uns während des Tages fast nie an Besuch, bis derselbe auf höheren Befehl auf ein paar Stunden des Tages beschränkt wurde. Der Schloßverwalter R., ein prächtiger Mann, kam auch alle Tage und rauchte seine Zigarre bei uns; ihm und seiner Frau hatten wir viel gutes zu verdanken. Anfangs September bekamen unsere Ärzte plötzlich Befehl, sich reisefertig zu halten, das Lazarett sollte von schleswig-holsteinischen Verwundeten möglichst geräumt werden, um für Dänen Platz zu machen, wenn eine neue Schlacht sich ereignen sollte; sie mußten erst eine achttägige politische Quarantäne in Nyborg durchmachen und wurden dann nach Kiel geschickt. Es war ein schmerzlicher Abschied, den wir von ihnen und sie von uns nahmen, und es wurde uns schwer genug, uns an unsere neuen dänischen Ärzte zu gewöhnen, namentlich auch dadurch, daß wir nunmehr auch einen dänischen Ökonomen und dänisches Reglement erhielten. Für unsere Verpflegung mußten wir täglich 1 Mark Kurant bezahlen und erhielten als Traktament täglich 15 Schilling ausbezahlt. Da kam der Tag von Missunde, der Kanonendonner schallte hell vernehmlich zu uns herüber, wir konnten sogar das Gewehrfeuer deutlich unterscheiden. Erzählungen aller Art hielten uns den ganzen Tag über in einer fieberhaften Aufregung, wir hofften auf baldige Befreiung, aber vergebens. Ein Teil der mit mir gefangenen Kameraden hatte uns bereits verlassen, sie waren je nach dem Fortschritt ihrer Genesung weiter nach Norden transportiert worden, auch wir letzten erwarteten schon seit einiger Zeit den Befehl, uns zur Abreise fertig zu halten, obwohl ich noch nicht imstande war, aufzustehen. Es war uns nämlich mitgeteilt worden, daß das Schloß Augustenburg auf Alsen zu einem großen Lazarett eingerichtet worden sei, und daß alle Verwundeten aus Schleswig dorthin transportiert werden sollten, sobald ihr Zustand es irgend erlaube; die Dänen machten sich offenbar auf einen neuen Angriff der Schleswig-Holsteiner gefaßt.

Am 26. September, abends 10 Uhr, erhielt ich denn mit meinem Stubengenossen, dem Hauptmann T. vom 10. Bataillon, Befehl, mich für den anderen Morgen reisefertig zu machen. Ich war noch

garnicht aus dem Bett herausgekommen, deshalb machte mir das Anziehen der Kleider nicht geringe Beschwerden; auf einer Bahre wurde ich zu dem Schiffe, d. h. einem mit einem Dach versehenen großen Prahm, gebracht und mit ungefähr 40 anderen Verwundeten und Kranken, Dänen und Deutsche in bunter Reihe, auf dem Fußboden des Fahrzeuges gebettet. Glücklicherweise war ich von Bekannten in Schleswig mit ein paar warmen Decken versehen worden, die anderen lagen in ihren Mänteln einfach auf Stroh. Zuerst hofften Hauptmann T. und ich, daß man uns noch auf das Dampfschiff, welches den Prahm schleppen sollte, umquartieren und aus der Gesellschaft der „Tapperen", welche sich bald höchst unangenehm machten, befreien werde, auch ließen wir den Kapitän des Dampfers darauf aufmerksam machen, daß wir Offiziere seien. Vergebliche Hoffnung, wir erhielten einfach garkeine Antwort, ja es sollte viel lieblicher kommen.

Unsere Namen wurden verlesen, und nachdem der anwesende dänische Oberarzt H. seinen Ingrimm gegen uns durch Abreißen einiger blau-weiß-roten Kokarden (die schwarz-rot-goldenen ließ er sitzen) Luft gemacht und ein erbauliches Gespräch über „oprörske Farver" gehalten hatte, ging die Fahrt wirklich vorwärts die Schlei entlang und in die See hinein, was wir an dem heftigen Schwanken des Prahms bald merken konnten. Bald stellte sich bei einer ganzen Anzahl der in dem Sklavenschiff neben einander gepackten Kranken die Seekrankheit ein, und ein ganz unerträglicher Dunst verpestete den engen Raum; ward die Thür geöffnet, konnten es die zunächst Liegenden vor Zugwind nicht aushalten, und sie mußte schleunigst wieder geschlossen werden. Platsch! schlug eine Welle über das Dach des Prahms und überschüttete durch die Fugen der Bretter ein halbes Dutzend Kranke so, daß sie über und über trieften. Und um unsere Leiden voll zu machen, entlud sich plötzlich ein Gewitter mit einem fürchterlichen Platzregen über uns, so daß das Wasser in Strömen durch das Dach herniederstürzte und wir vollständig durchnäßt wurden. Da halfen selbst Decken nichts mehr, das Stroh, auf welchem die Leute lagen, war natürlich ganz naß, und trotzdem ließ man uns die ganze Nacht in diesem trostlosen Zustand trotz alles Protestierens unsererseits liegen. Nicht einmal ein Arzt kam zu uns, obwohl die armen Leute zum Teil von Fieberfrost geschüttelt wurden. So kamen

wir denn am anderen Morgen nach einer entsetzlichen Nacht endlich in Augustenburg an. Die Wonne, welche wir fühlten, als wir entkleidet und neu verbunden wieder in frischen, wenn auch keineswegs besonders sauberen Betten lagen und eine Tasse heißen Thee tranken, ist nicht zu beschreiben. Auch in Augustenburg fanden wir freundliche Pfleger und Pflegerinnen; der Gärtner des Herzogs schickte uns täglich die köstlichsten Weintrauben, auch erhielten wir nach Wunsch Bücher aus der herzoglichen Bibliothek. Nach einigen Wochen war ich denn so weit, aufstehen und mich an zwei Krücken langsam im Zimmer umherbewegen zu können, für einen bequemen Schlafrock sorgten unsere liebenswürdigen Pflegerinnen, denen der Zutritt zu uns gestattet wurde, auch erhielten wir von dem Verein, der sich auf Alsen gebildet hatte, zu unserer großen Freude neue Wäsche, wodurch einem großen Bedürfnis abgeholfen wurde. Doch auch in Augustenburg war unseres bleibens nicht allzulange, dort befanden wir uns ja noch ab und zu in der Gesellschaft von Deutschen, am 16. November wurden wir auf dem Dampfer „Karoline Amalie" nach Kopenhagen übergeführt und in einer leerstehenden Kaserne untergebracht, wo wir eine Anzahl Schleswig-Holsteinischer Offiziere bereits vorfanden. In der Stube, welche dem Hauptmann T. und mir angewiesen wurde, befand sich nichts als eine hölzerne Bank und ein langer Tisch, alle anderen Möbeln mußten wir uns für unser Geld erst mieten. Glücklicherweise hatte mir mein Vater bei einem Bankier in Kopenhagen Kredit verschafft, so daß ich von demselben das nötige Geld erhalten konnte, jedoch durfte ich mir nach dem Befehl des dänischen Kriegsministers nicht mehr als 5 Bankthaler zur Zeit auszahlen lassen. Die Verpflegung, welche wir auch teuer genug bezahlen mußten, ließ natürlich viel zu wünschen übrig, indes, wenn wir nicht mehr imstande waren, das tägliche Beefsteak, zu dem obendrein noch ein täglicher Küchenzettel zu uns heraufgeschickt wurde, zu bewältigen, erbarmte sich die Frau des Kasernenverwalters ab und zu unser und besorgte uns etwas genießbareres. Endlich wurden wir gegen Mitte Dezember nach der Feste Kronborg, am Sund bei Helsingör gelegen, transportiert. Das war denn nun unser letzter Transport, er geschah auf dem Dampfschiff Hekla, welches den Postdienst zwischen Kopenhagen und Helsingör versah. Als wir, d. h. Hauptmann T. und ich (die anderen Offiziere waren schon früher nach Kronborg über-

gesiedelt), an Bord gegangen waren und auf dem Hinterdeck Platz genommen hatten, bemerkte dies ein am Ufer stehender Seeoffizier, (er hieß Hansen und gehörte damals zur Besatzung des Kriegsschiffes Fylla, wie ich nachher erfuhr) kam sogleich an Bord und erteilte dem Kommandierenden des Hekla einen Verweis, daß er uns gestatte, auf dem ersten Platz uns niederzulassen, da für „Insurgenten“ nur der zweite bezahlt werde. So mußten wir denn nach dem Bugspriet uns begeben, wo sämtliche Sitzplätze von Marktweibern besetzt waren und ich mit meinen zwei Krücken mit Mühe ein Plätzchen zum Niedersitzen fand. So behandelte ein dänischer Offizier damals einen gefangenen feindlichen Offizier, der, wie er sah, schwer verwundet war. In Kronborg wurden wir bei unserer Ausschiffung von einer bedeutenden Patrouille empfangen und sofort zum Kommandanten geführt; es war jener Oberst Renouard, im Jahre 1848 Kommandeur des schleswigschen Jägerbataillons, welcher, wie wir am Anfang unserer Berichte erzählt haben, unter Kapitän Lange dem unglücklichen Oberst „durchgegangen“ war. „Ich behandele Sie jetzt als anständigen Menschen, setzen Sie sich“, war der ausnehmend höfliche Gruß des albernen Menschen, ich zog es vor, stehend das nötige abzumachen, und ward darauf in das Gefängnis abgeführt, welches ich mit 16 Kameraden mehrere Monate hindurch bewohnen sollte. Denn ein Gefängnis war es in der That; zwei zusammenhängende große, gewölbte Räume in den Kasematten des Forts, die hohen Parterrefenster von außen mit starken Eisenstangen und im innern, damit man nicht an die Fenster gelangen könne, in einer Entfernung von mehreren Fuß mit einem Holzgatter versehen, der Fußboden von Ziegelsteinen, keine anderen Möbel als eine Anzahl Betten, Stühle und ein großer Tisch zum gemeinschaftlichen Essen; der Kommandant hatte sich freilich einmal einer Beschwerde gegenüber geäußert, „es gebe noch schlechtere Wohnungen auf dem sublunarischen Globus“. Die Offiziere, an ihrer Spitze ein Hauptmann v. H. vom 5. Jägerkorps, welche schon länger Insassen dieser schönen Räume waren, hatten strenge Hausgesetze eingeführt, denen auch wir uns natürlich sofort unterordnen mußten; pünktlich um 10 Uhr morgens wurden sämtliche Fenster geöffnet, was mittels Haken an langen Stangen geschah, um 11 Uhr spätestens mußte alles aus den Betten sein, welche übrigens auch während der Tageszeit als Sofa benutzt wurden; zwischen 3 bis 6 Uhr durfte in den Öfen gekocht werden.

In den Stunden von 10 bis 12 und 2 bis 4 war uns abteilungsweise das Spazierengehen gestattet, dann wurden die sonst stets verschlossenen Pforten unseres Paradieses geöffnet; eine zeitlang durften wir nun den Schloßhof betreten, später unter Begleitung einer Patrouille mit geladenen Gewehren auf den Wällen uns ergehen, von denen man eine entzückende Aussicht über den Sund und nach der schwedischen Küste hin hatte, namentlich von der Flaggbatterie aus. Da ich armer Kerl mit meinen Krücken den Wache haltenden Soldaten aber zu langsam ging und deshalb fortwährend zu rascherem Tempo nicht eben auf besonders liebenswürdige Weise angehalten wurde, sah ich mich schließlich genötigt, meine Spaziergänge auf den Wällen einzustellen und mich auf den Schloßhof zu beschränken. Dreimal am Tage ward durch den wachthabenden Sergeanten die „Klappe" geöffnet, dann konnten wir uns von einem Marketender aus Helsingör unser Essen, welches in der Stadt gekocht, auf einer Leiter in fast halsbrechender Weise in den Nebenraum und schließlich durch die geöffnete Klappe zu uns befördert wurde, und sonstige Bedürfnisse kaufen. Das Mittagessen hatte seinen bestimmten Turnus, Sonntags: Fleischsuppe und Rindfleisch; Montag: Milchsuppe und Pfefferklops; Dienstag: Erbsensuppe mit Speck; Mittwoch: süße Suppe und Kalbsbraten; Donnerstag: wie am Montag; Freitag: Milchreis und Rouladen; Sonnabend: Brotsuppe und Schweinefleisch. Ein gutes hatte diese Anordnung, man wußte wenigstens, was für ein Wochentag sei. Nach dem Diner konnte man ein Glas Branntewein bekommen, es war dies in den ersten Wochen das einzige Spirituosum, welches ein Hohes Kriegsministerium in Kopenhagen uns gestattete. Später erhielten wir allerdings Erlaubnis, uns Bier und auch andere Getränke durch den Marketender besorgen zu lassen, und erhielten namentlich ausgezeichneten Jamaikarum, der leider einzelnen von uns nur zu sehr mundete.

Und ebenso einförmig verliefen die Wochen, ebenso einförmig und gleichbleibend war das Leben an jedem einzelnen Tage für uns. Dabei alle Tage dieselben sich wiederholenden Redensarten und Witze; gleich am frühen Morgen erscholl das Kommandowort: „Kaffee vorlesen, Zeitung wird kalt!" da mußten die des dänischen Mächtigen die Zeitungen übersetzen, denn deutsche durften wir nicht lesen. „Was ist die Uhr?" Antwort: „Mehr wirds wohl nicht sein." Mittags: „Wer will Kartoffeln gegen Klöße vertauschen?" Schrieb einer einen Brief,

so hieß es: „Sie müssen nicht schreiben Briefe mit Gedankenstrichen!“ wie einmal der wachthabende Sergeant sich geäußert hatte, u. s. w.

Es war eine Existenz zum verrücktwerden; ein Kamerad, Leutnant K. vom 1. Jägerkorps, wurde wirklich als „sindsvag“ in das Lazarett nach Helsingör gebracht; derselbe sprach zuletzt garnicht mehr. Auch das liebe Weihnachtsfest begrüßten wir „hinter Kerkergittern“, beschlossen aber, uns den Abend so heiter wie möglich zu machen, und es wurden deshalb alle nötigen Ingredienzien zu einer unendlichen Bowle beschafft. Ein großer Lichterbaum brannte, und selbst einige Geschenke wurden unter Freunden ausgetauscht — da übermannte uns plötzlich die Liebe zur fernen Heimat, und ein urkräftiges „Schleswig-Holstein“ erklang aus den Kasematten der dänischen Festung am Sund über den stillen Schloßhof in der Weihnachtsnacht. Aber wir sollten mit dem Liede nicht zu Ende kommen, die Schlösser rasselten, der Kommandant an der Spitze eines Pelotons Soldaten erschien — auf dem Hofe blinkerten gleichfalls die Bajonette — befahl anzuschlagen und erklärte uns, daß wir bei dem geringsten Versuche, das aufrührerische Lied zu vollenden, niedergeschossen werden würden. Es fehlte anfangs nicht an Lust, es doch zu thun, doch die Vernunft siegte schließlich. Eine Abwechselung hatten wir doch, das war am Sonntag Morgen, an dem in der Schloßkirche gepredigt wurde und wir für einen großen Teil der Bevölkerung von Helsingör Gegenstand höchster Neugierde und Entzückens waren. Kaum wagten wir noch auf baldige Befreiung aus unserem „Faengsel“ zu hoffen, da ließ der Kommandant v. Renouard die Holsteiner, Schleswiger befanden sich übrigens garnicht unter uns, zu sich bescheiden und kündigte uns an, daß wir frei seien. Nachdem wir die paar Sachen, die wir unser nennen konnten, rasch gepackt und unsere Finanzen geordnet hatten, denn es wurde gemeinschaftliche Kasse gehalten, und uns von dem dänischen Wachtmeister die deponierten Gelder, von denen uns täglich nur ein gewisser Teil ausgeliefert wurde, hatten auszahlen lassen, nahmen wir rührenden Abschied von den Kameraden, welche zurück bleiben mußten, und fuhren morgens 5 Uhr auf einem Kriegsdampfer nach Kopenhagen. Dort war alles festlich geschmückt zum Empfang der heimkehrenden Truppen, die Straßen von einer wogenden Menschenmenge angefüllt, heute sollten die Husaren einziehen; obwohl wir auf einem offenen Wagen durch die Straßen fuhren, wurden wir wenig beachtet, nur auf dem Zollamt, vor dem Einschiffen wurde

ich gefragt, ob wir von der Armee kämen. Unschuldiger Spott! Bei dem Einschiffen unserer gefangenen Soldaten waren wir freilich mehrere Stunden lang dem Hohnlachen des Kopenhagener Janhagels ausgesetzt, bis endlich der „Waldemar", in dessen Kajüte wir es uns ganz behaglich gemacht hatten, sich in Bewegung setzte. Welch wonniges Gefühl, nach siebenmonatlicher Gefangenschaft der lieben Heimat wieder zuzudampfen! Auf dem „Waldemar" und auf dem uns begleitenden „Holger Danske" befanden sich über 1000 schleswig-holsteinische Gefangene. Die Leute sahen schrecklich aus, in geflickten Uniformen, teilweise sogar in alten dänischen Jacken und sonst abenteuerlich ausstaffiert, einer hatte einen abgeschnittenen Käppi als Kopfbedeckung, ein anderer hatte sich selbst eine Jacke aus einem Mantel zurecht stilisiert; dabei konnten die armen Kerls nicht alle unter Deck, ein Teil mußte die Nacht auf dem Verdeck zubringen. Am 11. Februar, früh um 7 Uhr, langten wir auf der Rhede in Travemünde an, die Boote wurden in Bewegung gesetzt und bemannt, da entstand plötzlich eine Hauptschwierigkeit dadurch, daß man nicht wußte, an wen wir auszuliefern seien. Die Schiffskommandeure wollten uns so schnell wie möglich los sein, um nach Kopenhagen zurückzudampfen, wo sie zur bestimmten Stunde einzutreffen Ordre hatten; der dänische Major, der uns eskortierte, wollte uns nur an das österreichische Kommando, welches damals in Travemünde lag, und nicht an das hanseatische Militär, von dem auch ein Zug vorhanden war, ausliefern; dem widersetzten sich die Lübecker, namentlich das anwesende schleswig-holsteinische Komitee, nach Leibeskräften — ein Offizier unserer Armee war zu unserer Entgegennahme nicht vorhanden, man hatte dänischerseits, wohl nicht ohne Absicht, die Nachricht, daß wir in Travemünde ankommen würden, zu spät nach Kiel abgehen lassen. So schwammen die Boote mit unseren Leuten teils auf dem Wasser umher, ein Teil, der schon ans Land gesetzt war, wurde in die daselbst aufgerichtete Schanze gebracht und dort von österreichischen Soldaten bewacht; endlich entstand eine allgemeine Aufregung unter dem zu tausenden am Strande versammelten Publikum, welches sich schließlich in einem brausenden „Schleswig-Holstein" Luft machte, in das unsere Soldaten, selbst die noch auf den feindlichen Kriegsschiffen sich befindlichen laut mit einstimmten. Ja, es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es auf der Travemünder Rhede noch zu Blutvergießen gekommen. Der Kommandeur des

„Waldemar" hatte uns bereits kurz und bündig erklärt, daß, wenn wir nicht binnen zwei Stunden ausgeschifft wären, er uns wieder nach Kopenhagen mit zurücknehmen werde, da er bestimmte Ordre habe, am morgenden Tage zu früher Stunde daselbst einzutreffen, — da endlich erschien noch zu rechter Zeit Hauptmann v. Hagens vom Generalstabe der schleswig-holsteinischen Armee, stürmisch, mit nicht enden wollendem Hurra begrüßt von unseren Soldaten, welche in förmliche Extase gerieten, als sie die ersehnte schleswig-holsteinische Uniform an dem travemünder Strande auftauchen sahen. Nun ordnete sich die Sache sehr bald, die österreichischen Soldaten zogen ab und die Dänen dampften davon. Noch an demselben Tage marschierten die anderen Offiziere mit ihren Leuten nach ihren Kantonnements, ich erhielt das Kommando, die Invaliden, etwa 40 an der Zahl, nach Kiel zu geleiten, wo ich denn nach drei Tagen glücklich ankam. Mein Jägerkorps lag damals in Preetz, die Kompanien waren bereits auf 15 Mann reduziert, alles in vollständiger Auflösung begriffen. Ich reichte schon nach ein paar Tagen mein Abschiedsgesuch ein, dem auch unter dem 5. April entsprochen wurde.

Es war vorbei, vorbei mit dem Kriege, vorbei mit der schleswig-holsteinischen Armee, denn der traurige Rest, der ja bald nach Kopenhagen geführt wurde, verdiente kaum den Namen einer solchen. Das Urteil über die Herzogtümer war von den Großmächten unwiderruflich gesprochen worden, als zurückeroberte Provinzen wurden sie dem triumphierenden Dänemark zurückgegeben. Als die letzte schleswig-holsteinische Batterie von ihrer Vorpostenstellung durch das Thor von Rendsburg gen Süden gerückt war, da hatten ihre Hörner in traurigem Schall durch die Straßen das alte Polenlied ertönen lassen. Es war doch vorbei. Und dennoch konnte der Verfasser von „Willisen und seine Zeit" im Jahre 1851 sein Werk mit den prophetischen Worten schließen: „Mit Blut wird Schleswig-Holsteins Recht erkauft werden durch sich selber und Deutschland, die nordische Grenzwacht zu bleiben." Und wohl uns jetzt, daß wir sagen können: „Es war nicht vorbei." Denn es ist doch erreicht worden, was wir erstrebt, wenn auch auf andere Weise, wie mancher gehofft und gewünscht, denn das Geschick der Völker wie das des einzelnen liegt in Gottes Hand, und der hat noch immer alles wohl gemacht.

Hinterlassene Tagebuchblätter aus dem Felde und aus der Gefangenschaft 1850/51,

von Christian Callisen,

Freiwilliger im III. schleswig-holsteinischen Jägerkorps,

mitgeteilt von

Carl Gräf, schlesw.-holst. Ingenieur-Geograph und Leutnant a. D. (1848—1851.)

Es war an einem Abend im Anfang des Juli 1850, — in Louisenlund, einem nicht gar weit von Schleswig belegenen Lustort; hei! wie klangen da die Gläser munter zusammen: dem teuren Vaterlande Schleswig-Holstein! — Auf ein glückliches frohes Wiedersehen! — Das Wetter hatte den Ausflug der Schleswiger Primaner begünstigt. Alles war heiter und lustig, und der Gedanke an eine bevorstehende Trennung näherte die Herzen und hob die Gemütlichkeit des Augenblicks. War die Stimmung auch mit etwas Wehmut untermischt, so konnten an dem Abend doch keine schmerzlichen Gedanken aufkommen; die traurigen Landesverhältnisse, die unangenehme Ungewißheit mancher, welche der Zustimmung ihrer Eltern und Vormünder, den Waffenrock anziehen zu dürfen, noch nicht ganz gewiß waren, alles erschien in der Begeisterung lieblicher Schminke, verklärt von der Hoffnung rosenrot! —

Am 13. Juli 1850 nahm ich Abschied von meinen Pflegeeltern, deren Einwilligung ich hatte, um mit meinem Großvater in Rendsburg die Angelegenheit zu besprechen. Im Gasthof trafen wir mit einer Anzahl Haderslebener Freiwilliger zusammen, größtenteils Gymnasiasten, die auf Schleichwegen den Spürhunden der Landesverwaltung in Flensburg entgangen waren; unter wehenden Fahnen rollten wir dem Bestimmungsorte zu. In Rendsburg angekommen,

traf ich meinen Großvater, wie er gerade im Begriff war, sich auf eine Visitationsreise zu begeben; eiligst preßte ich aus ihm heraus, daß er alles in meine Hände lege, ich meiner Ueberzeugung folgen solle! Da zu meinem Schreck die Passage nach Schleswig zurück gesperrt war, beschloß ich den weitläufigen Weg über Kiel zu vermeiden und schrieb selbigen Tages an meine Eltern nach Schleswig einen Abschiedsbrief. Am 13. ging ich auf die Session, wo ich meinem Wunsch gemäß zum Jäger designiert wurde. Am 14. meldete ich meinen Eltern darüber.

Die beiden erwähnten Briefe lauteten also:

I.

Rendsburg, am 12. Juli 1850.

Meine lieben Eltern!

Nachdem ich um 1 Uhr mit 6 Wagen Haderslebener Freiwilligen unter fliegenden Fahnen, voll der besten Hoffnungen hier angelangt, erfahre ich zu meinem Schrecken, daß die Passage nach Schleswig gesperrt sei und nur über Kiel mehr offen stehe. In der Eigenschaft als Freiwilliger war ich glücklich hierher gekommen. Da nun bei einem solchen Umwege viel Zeit verloren geht, und die Zeit drängt, mir auch alle und jede Legitimation fehlt, beschloß ich hier zu bleiben, womit Ihr, liebe Eltern, denke ich, auch einverstanden sein werdet. Als ich nach Mittag in Großvaters Haus trat, traf ich alles nicht auf's beste. Er stand nämlich im Begriff, auf Visitationen zu reisen, die ihn längere Zeit von Haus fern halten werden, daher fand er keine Zeit, das von mir Aufgesetzte zu lesen, sondern ich mußte mich mit einigen eiligen Worten begnügen. Er sagte jedoch, er wolle, wenn unsere Ansichten gleich bis jetzt nicht ganz übereinstimmten, mir nichts in den Weg legen, da er meine Anschauungsweise wohl begreifen könne und werde daher seinen ganzen Segen dazu geben und es ganz meinem Gutdünken überlassen. Ihr wißt wie dies ausfallen wird. An die Lehrer wollte ich nicht schreiben, denn ich dachte, es wäre besser, wenn Du, lieber Vater, Ihnen gelegentlich meinen Abgang und die Gründe mitteiltest, die mich abgehalten, persönlich ihnen meinen Abgang anzuzeigen. Meint Ihr, es sei anders besser zu machen, so bitte schreibt mir darüber. Den bei-

folgenden Brief an B. möchte ich Euch zu besorgen bitten, denn so ganz ohne Abschied kann ich von meinen Kameraden doch nicht scheiden. Zwei sind von mir hier in Rendsburg. Es thut mir leid und fällt mir schwer, so ohne eigentlichen Abschied vom Elternhause fortgegangen zu sein, doch nach den obwaltenden Umständen wußte ich nichts besseres zu thun. Zumal da ich Euch, geliebte Eltern, doch wohl jedenfalls vor meinem Hinaufrücken sehen werde, denn, wie ich höre, bleiben die Neu-Eingetretenen vorerst als Besatzung und Ersatzmannschaft zurück. Wenn ihr übrigens mein Verfahren und den von mir gethanen Schritt billigt, so bitte ich Euch dringend, mir das Unentbehrliche sobald als irgend möglich herzusenden. Zu diesem möchte gehören:

a. mein Taufschein;
b. ein Erlaubnißschein von Dir, lieber Vater;
c. ein paar Hemden und Strümpfe;
d. meine beiden Kämme;
e. meine kleine Pfeife nebst Tabaksbeutel;
f. mein Tacitus. — Vielleicht etwas Geld.

Hier in Rendsburg ist ein entsetzliches Gedränge und Gewoge; von allen Seiten strömt es herbei.

Und nun lebt wohl, geliebte Eltern; vielen, vielen Dank für alles was Ihr an mir gethan und noch thut; wie kann ich Eure Sorgfalt und Liebe jemals nur im mindesten vergelten! Ich bitte meinen himmlischen Vater täglich, daß Er es Euch reichlich lohnen möge.

In der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen und mit der Bitte, Tante Anna und Gräf so recht von Herzen zu grüßen.

Euer treuer Sohn Christian.

II.

Rendsburg, den 14. Juli 1850.

Meine lieben Eltern!

So recht herzlichen Dank für den Brief, der heute den 14. in meine Hände kam und mir ganz außerordentliche Freude machte. Denn wenn ich auch nicht sagen kann, daß das Heimweh mich bis jetzt so gar sehr gepackt hat, so ist es nur zu begreiflich, daß Sehn-

sucht sich in das Herz eines jungen Burschen hineinstiehlt, der von dem Elternhause weggerissen in einer Stadt nun leben muß, deren Tumult und Gewoge die eigene Verlassenheit nur noch steigern kann; hierzu kam diesmal noch die Erwartung, was Ihr, teure Eltern, von der wunderbaren Lage, in die ich geraten, sagen würdet. Aber was werdet Ihr dazu sagen, daß ich schon am gestrigen Tage eingereiht bin und mich durch Handschlag zu Treue und Gehorsam und Tapferkeit verpflichtet habe?

Deine Einwilligung, liebster Vater, und die Großvaters hatte ich ja, nach Hause kommen konnte ich nicht mehr, die Stadt wimmelte von Einberufenen und Freiwilligen; da faßte ich den guten Entschluß, mich an die Haderslebener Primaner und Freiwilligen anzuschließen, sehr nette und gebildete Leute, die gestern vor sollten, — da ich sonst unter allerlei ungebildetes Volk gesteckt wäre, wie der Schleswiger Primaner H. Es gelang mir vortrefflich, man forderte mir keinen Schein ab, ich mußte Namen und Geburtsort, auch meine bisherige Stellung ansagen, mich messen lossen und wurde unter die Jäger aufgenommen. Zwei Ärzte traten herzu, befühlten Arme und Brust und meinten: ein starker Kerl! — ich sei mehr als tüchtig genug. Morgen werden wir nun nochmals untersucht werden, und die fähig Erklärten fangen dann mit den Übungen an. Heute Nachmittag werden wir eingekleidet. Ich logiere bei Großvater, obwohl man mich mit 8 anderen bei einem Gastwirt einquartiert hat, woselbst man auf einer Art Boden schläft, zu dem man auf einer gebrechlichen Leiter hinaufspaziert. Sollte, wenn dieser Brief angekommen, Eure Sendung noch nicht abgegangen sein, so, bitte, vergeßt nicht den Tacitus und den 1. Teil der Odyssee beizulegen; ich sehne mich nach diesen Büchern ganz unendlich, — etwas geistige Unterhaltung thut einem so not! — Diese letztvergangene Nacht sind die Schanzen bei Eckernförde besetzt worden. Vielleicht sollen wir Rekruten das Zeltlager beziehen, wo auch das Kochen abwechselt. Ich bedaure meine Korporalschaft, wenn an mich die Reihe kommt; da fürchte ich, wird das Fleisch nicht gar, die Suppe verbrannt werden. Doch man lernt es, sich zu behelfen, wenn man Soldat ist, mehr als sonst. Die feinsten Leute laufen mit der Pfeife im Munde, ein Stück Speck in der einen Hand, ein paar Stiefeln in der andern. v. d. Tann kam hier vorgestern Abend an; andere bairische Offiziere werden

folgen. Das Gewoge hier ist ganz beispiellos; am Jungfernstieg ist kaum durchzukommen; jeder Hauswirt hat ca. 20—30 Mann Einquartierung, die Baracken sind voll, das Lager ist besetzt. — Lebt alle so recht herzlich wohl, Du lieber Onkel, liebe Tante und der Herr Schwager in spe, der nun sich Gott weiß wo befinden mag.

Euer Chr. C.

Zieht denn jetzt in meiner Erinnerung herauf und defiliert in düsterem Zuge beim Auge meines Geistes vorüber ihr Tage der Drangsal und Qual. Muse reiche du mir Farbe und Pinsel, um getreu und ausdrucksvoll in lichten Farben die Zeit darzustellen, die, hätte nicht innerer Drang getrieben, von vorneherein jeder Freude und Lust am Handwerk den Todesstoß geben mußte, die Lehrjungen-die Rekrutenzeit. Denn was könnte wohl einen jungen Burschen, der frischen Mut zum Vorwärts mitbringt und die knappe Übungszeit mit Fleiß und Sorgfalt ausbeuten will, um sich möglichst schnell zum praktischen Soldaten auszubilden, mehr entmutigen, als die Vergeudung der kostbaren Zeit mit Allotrias ꝛc. Und dies alles in einer eng zusammengedrängten Festung, dem trostlosesten Nest, dessen Straßen voll Kot, dessen Quartiere unrein, dessen Bewohner darin außerordentlich routiniert waren, wie man den Militärs das Geld aus der Tasche zu locken habe. Fürwahr eine heitere Gegend. Mehreren anderen Freiwilligen wurde mit wir gleich den ersten Tag ein Quartier angewiesen; wir meldeten uns bei der wohlbeleibten Hausmutter, die uns durch einen Winkelgang auf den Hof führte, eine Hühnerstiege hinanzeigte und eine Luke zurückstieß, hinter der sich dann das Elysium aufthat, nämlich ein beengter finsterer Raum mit 6 Strohsäcken und einer kleinen schmutzigen Bank. Die Nasen hineinstecken, ein schallendes Gelächter ausstoßen und davonlaufen war Eins. Wie gern hätten wir später mit solchem Lager vorliebgenommen. Am 15. zogen wir ins Zeltlager hinaus. Das frische Stroh und der luftige Platz am Ufer der Eider behagten uns besser als die dumpfe Kaserne. Freilich war die Hitze so drückend, daß die stärksten Leute während des strammen Dienstes umsanken; doch am kühlen Abend versammelte sich ein bestimmter Kreis in dem hölzernen Marketenderhäuschen, wo sich alles darbot, wonach des Herzens Gelüste nur standen und wo wir beim Bier gemütlich vereint die kräftigsten Lieder sangen.

Auf einem Hügel, der sich gerade vor dem Lager erhob, waren in geräumigen Zelten andere Wirtschaften; dort konnte man seine Nachmittagsruhe halten. Doch ohne Leiden ging es nicht ab. Von den stechenden Sonnenstrahlen schwoll mir das Gesicht dick in Blasen auf und brannte wie Feuer. Zum Glück kam um diese Zeit meine Ausstattung von Hause an und riß mich aus großer Verlegenheit. Das Geld lief wie Erbsen durch die Finger. Am 22. Juli wurde ich auf die Nobiskruger Wache kommandiert und mir mit einem anderen zusammen der Posten auf der Kieler Landstraße zuerteilt; während des Tages unterstützte uns ein Gensdarm mit seinem großen Pallasch. Nachts wurde das Gitterthor geschlossen und wir blieben uns selbst überlassen. Lächerliche Szenen fehlten natürlich nicht; so machten wir, als am Nachmittag einige Offiziere vorbeiritten, die ungeschicktesten Gewehrgriffe, worauf sie uns lachend fragten: „Wozu stehen Sie hier? wollen Sie Fliegen fangen?“ Abends, als wir von Infanterie abgelöst, das Lager wieder aufsuchten, fanden wir es verlassen; unsere Kompanie hatte sich nach Rendsburg zurückgezogen. Wir folgten nach, erhielten nach manchen Schwierigkeiten Einlaß und suchten uns in den Baracken so gut wie es denn ging, ein Unterkommen. Ich klopfte an eine beliebige Thür an, warf mich drinnen auf die Ziegeldiele und schlummerte, an meinen Tornister gelehnt, gar sanft bis mich morgens eine bekannte Stimme weckte. Ich rieb mir die Augen, blickte umher und gewahrte in der oberen Bettenreihe zu meiner nicht geringen Überraschung meinen Bruder, nebst einem anderen Bekannten, die von Hannover herbeigeeilt und ohne daß ich eine Ahnung gehabt, vorigen Tags eingetreten waren.

Am 24. Juli wurden wir abends aus der Bierkneipe aufgeschreckt durch den Ruf: „Antreten!“ Es sollte ein Kommando mit Munition nach Schleswig marschieren. Ich erbot mich freiwillig, denn wie gern wollte ich die Eltern noch einmal sehen und ihnen ordentlich Lebewohl sagen. Der Zug ging unter klatschendem Regen auf der schmutzigen Chaussee fort, ruhte einige Stunden in Kropp auf Stroh und näherte sich am Morgen Schleswig. Schon sahen wir in der Ferne Rauchwolken aufsteigen, gar bald hörten wir von allen Seiten das heftigste Schießen und Wagenreihen voll Verwundeter bewiesen uns, daß die Truppen hart aneinander gekommen seien; es war die blutige Idstedter Schlacht. Vor Schleswig angekommen

marschierten wir südwärts ab auf der Eckernförder Chaussee nach Fahrdorf; die Munition wurde abgeliefert, Posten wurden ausgestellt und wir verteilten uns in die Häuser des Dorfes. Gespannt folgten wir dem bald sich nähernden, bald wieder aus der Ferne tönenden Kanonendonner, indeß wir von den vorbeiziehenden Verwundeten die widersprechendsten Berichte einzogen. Der Nachmittag rückte inzwischen heran; da strömten Schaaren flüchtiger Städter herbei und zeigten, daß die Dinge eine ungünstige Wendung genommen. Die Posten sollten abgelöst werden; unser Häuflein trat an. Siehe da kamen meine Pflegemutter, Tante und mein künftiger Schwager Gräf auf seinem Einspänner flüchtend heran. Der Wagen hielt! Ich trat heran, doch konnten sie mich in der Uniform und dem durch die Hitze entstellten Gesicht augenblicklich nicht erkennen. Mein Vater hatte die Stadt schon länger in derselben Richtung verlassen. „Es ist noch nicht Alles verloren, rief die Mutter, kommst Du noch ins Haus, so nimm das Geld aus dem Schreibtische und alles Wertvolle, was Du transportieren kannst." Darauf schüttete sie mir die Mütze voll Kirschen, ein Kuß und sie flogen davon. Allerdings ein anderes Wiedersehen, als ich erwartet hatte.

Durchs nächtliche Dunkel zogen uns später die zersprengten Teile der Armee vorbei, die zum Teil zwei ganze Tage hindurch im Feuer gestanden hatten. Die Retirade machte einen recht niederschlagenden Eindruck. Den Soldaten schallten noch die Ohren von der heftigen Kanonade; doch in einer Apathie, der der Tod willkommen ist, wankten sie vorwärts; ich lernte aus eigener Erfahrung, daß man im Gehen schlafen kann.

Mit brennender Begierde harrten wir des Tages, der uns zum Felddienst führen sollte, nicht so sehr aus Überdruß gegen die Rekrutenzeit, als um baldmöglichst mitzuwirken. Am 2. August, als wir mit mehreren Kameraden bei meinem Großvater (Callisen) zu Tisch saßen, der seinen Geburtstag feierte, rief uns das Horn von dem schönen schmackhaften Braten und Wein fort; wir erfuhren zu meiner größten Freude, es sei der Ruf zum Korps. Auf dem Sammelplatz übergab uns der Leutnant Frommel an zwei vom Korps geschickte Unteroffiziere; er, der sonst geflucht und geschimpft, nie schlechtere Rekruten gehabt haben wollte, wußte jetzt von der kleinen Truppe, in der ein guter Geist herrschte, nicht Lobens genug

zu machen. Nach einigen Stunden stießen wir in Bünstorf zum 3. Jägerkorps. Wie ganz anders lebte es sich da.

Mein Bruder, L. F. und ich, vier Pfarrersöhne, wurden der 4. Kompanie des 3. Jägerkorps zugeteilt. Am anderen Tage gab eine herrliche Predigt des bekannten Feldpredigers Versmann in der Bünstorfer Kirche dem Werk, zu dem man sich anschickte, gleichsam die höhere Weihe. Am Mittag suchte er uns im Quartier auf, da er die Eltern genau kannte und von unserer Anwesenheit gehört hatte. Wir lagen gerade auf den Rasen im Garten hingestreckt und löffelten die Erbsensuppe aus unseren Kochkesseln. Die Kompanien (300 Mann) waren in Korporalschaften, jede zu etwa 20 Mann eingeteilt. Jede von diesen besoldete aus eigener Kasse ihre zwei Köche, die in dieser Eigenschaft von den meisten Dienstpflichten entbunden waren, dafür aber morgens und nachmittags den schwarzen Kaffee brauen und die herrlichen Fleisch- und Speckrationen, wie sie wohl selten einer Armee zu teil geworden sind, mit gelben Erbsen oder Reis- und Graupensuppe herrichten mußten. Als die Bauersleute erfuhren, wer wir seien, erhielten wir bisweilen die besondere Vergünstigung, abends zum Nachtessen ins Stübchen treten zu dürfen. Hatten die Knechte und Mägde abgegessen, zogen sie die hölzernen Löffel durchs Maul, reichten sie uns hin und mit wahrer Todesverachtung langten wir dann in die großen Schüsseln mit Grütze und Milch. Am 6. August wurde zu einer Patrouille aufgerufen, die bei uns meistens freiwillig gemacht wurden. Natürlich waren wir Neugebackenen dabei, trotz dem Spott der alten Soldaten. „Davon schöllt Jü all mit de Tit gennuck krigen!" hieß es. Vorwärts ging es um den breiten Wittensee herum durch alle die Verhaue und Verhacke hindurch als wohlorganisirte Patrouille mit Spitze, Queue und Seitenläufern. Ich war bei der Spitze. Als wir im Dorfe Wittensee angekommen um eine Ecke bogen, bemerkte ich zwei Blaumützen, die sich in ca. 400 Schritt Entfernung auf ein Thorpförtlein lehnten und einen Milchkrug zu leeren sich bestrebten. „Donnerwetter, das sind ja Dänen!" Dies ausrufen, anlegen und hinfeuern, war beim Oberjäger an meiner Seite das Werk eines Augenblicks. Die Kugel mag dicht neben den Beiden vorbeigetrieben sein, sie warfen den Topf hin und stürzten Hals über Kopf davon; der Oberjäger ihnen nach, nachdem er mich schleunigst zur Meldung

an die Patrouille zurückgeschickt hatte. Nun ging es im Trabe vorwärts, das Terrain um das Dorf herum wurde abgesucht, aber nichts gefunden. Nach Mitternacht trafen wir totmüde bei der Kompanie wieder ein. (Als ich im nächsten Jahre, aus der Gefangenschaft gekommen, jene Gegend wieder aufsuchte, habe ich mir jene Pforte, an der ich die ersten Tappern sah, mit eigentümlichen Gefühlen angeschaut.) Wir lagen ca. zwei Stunden von Bünstorf im Biwak, als wir am 8. August Vormittags durch einen Donnerschlag erschreckt wurden, der von der Seite Rendsburgs herkam. Wir sahen in der Ferne eine schwarze Rauchsäule und hörten noch einige Sekunden ein Geräusch wie von zerplatzenden Granaten. Gar bald erfuhren wir, daß das Laboratorium in Rendsburg in die Luft geflogen sei. Die Dänen, in der Hoffnung, unsere Truppen durch dies Ereignis verstört zu finden, benutzten den Augenblick zu einem Angriff. Am Nachmittag drangen dieselben mit ziemlich starker Macht vor, und es entspann sich das sogenannte Gefecht bei Duvenstedt. Unser Korps rückte in die Gefechtsgegend und einer von unseren Kompanien war es auch vergönnt, mit ins Feuer zu kommen. Wir anderen indeß auf einer Koppel, hörten das nahe Schießen, sahen einige Gefangene und Verwundete vorbeiziehen und erwarteten jeden Augenblick, auch mit zum Dreinschlagen zu kommen. Aber plötzlich hieß es, der Feind hätte sich nach starkem Verlust zurückgezogen. Abends fanden wir Gelegenheit, das Vorpostenleben von einer neuen Seite kennen zu lernen. Wir wurden nämlich unter klatschendem Regen auf eine feuchte Wiese in der Nähe von Holzbunge geführt, die gar romantisch zwischen Hölzungen eingeklemmt lag, und erhielten die Erlaubnis, uns hier für die Nacht häuslich einzurichten. Alles sprang ins nahe Gebüsch, wütete mit den Hirschfängern im nassen Gezweig der Eichen und Buchen, und schleppte Äste und Zweige auf den angewiesenen Platz, um sich mit kunstfertiger Hand Hütten zum Schutz gegen den Regen aufzubauen. Dies war gar bald geschehen, rings loderten schon die Feuer, um welche die Köche beschäftigt waren. Inzwischen lagen wir auf dem nassen Gras, rauchten unsere Pfeifen und erwarteten mit Sehnsucht den Kaffee. Mit dem warmen Getränk zog wieder Mut und Heiterkeit in die leicht zufriedenen Herzen ein; man legte sich gruppenweise zusammen, plauderte, lachte und sang, oder trieb allerlei Tollheiten, wie sie eben nur das Vor-

postenleben aufzuweisen vermag. Am andern Morgen war die Stätte ausgestorben; nur die Feuerstellen, das umhergestreute Buschwerk, die Hütten mit den verschiedensten Aufschriften („Zum tollen Büffel", „Roter Häring", „Mürrischer Kapuziner" ꝛc.) zeigten dem Vorüberziehenden, daß hier ein Truppenteil auf einer Wiese sein Quartier aufgeschlagen hatte.

Nach einigen Tagen bezog unsere Kompanie die Vorposten bei Stenten, einer im Grün herrlicher Bäume und Wiesen gar lieblich versteckten, mit Wällen und Palissaden stark verschanzten Mühle. Der Dienst auf dieser vorgeschobenen Feldwache war ziemlich anstrengend. Die Nähe des Feindes machte alle Vorsicht nötig, und doch stand die Postenkette so weitläufig, daß die einzelnen Doppelposten immerwährend nach beiden Seiten patrouillieren mußten. Manchen Scherz gab es mit dem Leutnant Schimonski, einem jungen, tollkühnen und dabei seltsam komischen Kunden, der einst, wie es verlautete, katholischer Pfaff in Posen, von dort wegen sehr ungeistlicher Liebschaft hatte flüchten müssen. Wir gefielen uns gegenseitig, und kaum wurde einer des andern ansichtig, so ging das Necken und Foppen los. O, wie oft in müssigen Stunden, wenn ich an jene Scenen zurückdenke, jenes bunte Treiben von den verschiedensten Leuten, unter denen ich die kurzen Wochen meines Feldlebens verbrachte, taucht die eine oder die andere Gestalt auf, die einen mehr oder weniger angenehmen Eindruck in meiner Erinnerung zurück ließ! Da denkt man: wo in der weiten Welt magst Du jetzt weilen? Das kleine, aus den mannigfaltigsten Elementen damals durch die Einheit der edlen Sache zusammengeführte und zusammengehaltene Häuflein ist ja jetzt durch einen unerbittlichen Sturm in alle Länder zerstreut! Die einen dienen in Brasilien, die andern bebauen den Boden Australiens, noch andere graben im Goldland, einige schmachten unter dem verhaßten Joch! So möchte ich nach Dir fragen, lieber F., mit Deinem jugendlichen Gesicht voll Treue und Gutmütigkeit, der Du Dich gleich bei meiner Ankunft meiner liebevoll annahmst, und mit der aufopferndsten Freundschaft selbst bis zum kleinsten für mich sorgtest, so lange wir beisammen waren; wie manche Stunde haben wir beim Hüttenbau oder am Biwakfeuer so recht einfältig zusammen verplaudert! Oder nach Eurer scherzhaften Klique, ihr drei Berliner, der ich mich zuweilen anschloß, um schlechte

Witze zu hören und Aufschneidereien, eine besser als die andere. Oder nach Dir, Du altes Sch . . . . aus Polen, mit dem grauen Bart und dem gefurchten Gesicht; oder Dir, Du sächsischer Jude, der Du bald Rabbiner, bald Professor, bald Klippschulenlehrer gewesen sein wolltest; oder nach dem Bruder Bamberger mit seinem roten Bart und häßlichen Gesicht, der so gerne von seinem früheren Leben schwärmte &c.

Von Stenten aus bezogen wir das Biwak am Bistensee; dies sollte mit kurzen Unterbrechungen die ganze Folgezeit unser Standquartier bleiben, daher richteten wir uns auch recht häuslich und wohnlich ein, auf den schönen, von großen Knicks umgebenen Wiesen, die sich zum See sanft abdachten und auf der anderen Seite von herrlichem Eichenholz umkränzt waren. Sechs meiner Kameraden benutzten mit mir zusammen eine Erdvertiefung hart an einem großen Wall; diese wurde weiter ausgegraben, große Baumstämme, Gezweig, Laub und Grassoden sorgsam darüber gelegt, eine Treppe in diese unterirdische Behausung gegraben und reichlich Stroh hineingeschleppt. Da lagen wir geschützt vor Kälte und Nässe und plauderten Abends beim Schein eines Lämpchens. Solche Hüttenbauten mußten mit Vorsicht betrieben werden. Einer unserer Kameraden wurde in eben diesem Biwak unter seiner Hütte mit zerbrochenen Gliedmaßen herausgezogen. Besonders mußte man sich mit seiner Pfeife und jedem Feuergerät sehr in acht nehmen.

Eines nachmittags, ich war gerade beschäftigt, meinen Kochkessel am See zu reinigen, wurde zum Sammeln geblasen, und zu unserem nicht geringen Schrecken sahen wir auf der anderen Seite des Biwaks eine hohe Rauchsäule emporwirbeln. Eine ganze Reihe des Hüttenlagers stand in lichten Flammen. Durch behendes Aufwerfen von Sand und Grassoden wurde das Feuer indes bald erstickt. An Pioniergeräten fehlte es natürlich nicht; jede Korporalschaft führte einige Spaten, Hacken und Schaufeln.

In den Mußestunden wurden zuweilen kleine Streifzüge in die Umgegend nach Kartoffeln, Eiern &c. gemacht, wobei es nicht immer ganz rechtlich herging, manches Ei wurde heimlich entwendet, mancher Ente heimlich der Hals umgedreht, oft wurde gegraben wo man nicht gesäet hatte. Als Entschuldigung kann man anführen, daß die Landleute mit ihren Vorräten oft recht halsstarrig hinterm Berge hielten

und trotz der guten Worte und des angebotenen Geldes nichts verabfolgen wollten. Ich war einst mit meinem Bruder bei einem Kartoffelfeld beschäftigt, welches schon ausgenommen war, um die spärlichen Reste der Früchte einzusammeln. Da ritt gerade unser Hauptmann Dohmeier vorüber und rief: Was machen Sie da? Wir stellten uns gerichtet mit dem Scheitholz in der Hand: Wir halten Nachlese, Herr Hauptmann. Lachend ritt er weiter. Durch den Furier, der alle Tage nach Rendsburg fuhr, um die Rationen zu holen, ließen wir uns ab und zu gute Stoffe besorgen; das Fehlende ergänzte die Marketenderin. Da wurde dann abends im Kochkessel der Punsch gebraut und der erbeutete Kartoffelvorrat dazu in aller Gemütlichkeit verzehrt.

An Fremdenbesuchen fehlte es unserem reizenden, malerischen Biwak nicht; natürlich trieb die Lust, das Leben im Felde kennen zu lernen, oder einen Verwandten oder Bekannten bei unserem Korps aufzusuchen viele Städter hinaus. Da geschah es denn wohl, daß ein vollbesetzter Wagen aus Rendsburg oder Kiel herbeirollte und schöne Damen, unter freundlichen Scherzen, Tabak, Schokolade und dergleichen verteilten.

Alle vier Tage wechselte unsere Kompanie mit einer der anderen und zog für 24 Stunden nach dem kleinen, zwischen Fichten und anderem Gehölz lieblich gelegenen „Friedrichshof“, woselbst in den großen Scheunen ein ganz bequemes Strohlager hergerichtet war. Natürlich wurde auf dem geräumigen Hofplatz viel gespielt und getändelt. Manchen Scherz auch gab es mit den Meiereimädchen, durch deren Vermittelung wir Butter, Milch u. dergl. bezogen, worüber der „langnasige Herr Inspektor“, dem mancher Possen gespielt ward, sich sehr ereiferte. Ein Plan, über den ich schon öfter mit mehreren Freunden gesprochen, die Herstellung eines Quartetts, kam hier zur Ausführung. Ein Seminarist übernahm die Leitung; eine Geige und Notenpapier wurde herbeigeschafft, es fehlte nicht an hübschen Stimmen, und so ging es bald mit den Übungen ganz erfreulich.

Von Friedrichshof gingen sehr viele Patrouillen aus und wurden einige Feldwachen besetzt. Ein Posten ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Ich stand unter einer Eiche an der Landstraße, in stockfinsterer Nacht, während sich über meinem Haupte ein Gewitter

mit fürchterlichem Krachen entlud. Der Regen strömte hernieder, der Donner rollte, Blitze erleuchteten auf Augenblicke die Scene, was ich benutzte, um sorgfältig umherzuspähen. Einige Schafe auf einer fernen Koppel, auf die mein Vormann mich unvorsichtigerweise nicht aufmerksam gemacht hatte, ängstigten mich mit ihrem umherspringen sehr. Endlich hörte das Unwetter auf, der Tag begann zu dämmern, ein naßkalter Wind belästigte mich; immer keine Ablösung! Auf diesem Posten mußte ich volle 6 Stunden ausharren; der Unteroffizier hatte die Zeit verschlafen!

Von den Patrouillen, an denen ich von Friedrichshof aus teilnahm, sind folgende bemerkenswert. Eine unter Leutnant Schimonsky nach Breckendorf, bei welcher eine Anhöhe vorsichtig umzingelt und dann erstürmt wurde; aber leider waren es nicht Feinde, die wir vorfanden, sondern — ein paar Kälber. -- Ein ander Mal kam der Fähnrich Friccius atemlos angesprengt und schlug Alarm in der Scheune, wo wir eben auf dem Stroh hingestreckt unser Mittagsschläfchen hielten. Er war vor die Postenkette geritten und von dänischen Dragonern verfolgt worden. Wir rückten eiligst vor, unter dem vorsichtigen Leutnant Lübeck, bis an die dänische Feldwache bei Osterbye, Friccius voran auf einem lahmen Gaul, den er von irgend einem armen Bauer geklemmt hatte, und mit einem tüchtigen Rausch, um sich als neugebackener Leutnant noch an dem Tage seiner Ernennung Lorbeeren zu sammeln. Wir zogen uns aber schleunigst zurück, als feindliche Infanterie in großen Haufen sich gegen uns in Bewegung setzte.

Nach solchen Episoden bezogen wir dann wieder unser altes Biwak am Bistensee. — Alle 8 Tage erschien nachmittags unser vortreffliches Musikkorps, um hier zu spielen; dies waren gleichsam die Feiertage unseres Vorpostenlebens.

Der Cholera wegen war das Bier strenge verboten, dafür wurde morgens einem Jeden eine Portion Choleraschnaps, ein vortrefflicher Magenbitterer, zugemessen. — In den Rendsburger Lazaretten hat die Seuche schlimmer, als wir damals dachten, gehaust, wie ich später erfahren. Die besorgte Mutter schickte uns Cholerabinden von Flanell. Bei unserm Korps ist kein einziger Fall vorgekommen. Allerdings war die stete Nässe und Kälte ziemlich besorglich, doch wurde bei uns sehr auf Reinlichkeit gehalten und alles streng überwacht.

Unsere Briefe schrieben wir gewöhnlich auf einem Baumstumpf; o, wie wohlthuend und erquicklich sind gerade in solcher Lage die lieben, herzlichen Briefe von Haus!

Am 5. Septbr. bezogen wir wieder das Biwak bei der Stentener Mühle; man erwartete aufs Bestimmteste eine nahe Schlacht. In der Nacht vom 7. zum 8. Septbr. zogen wir unter Sergeant Schnoor auf Patrouille aus; früh morgens trafen wir in Breckendorf ein, weckten die Bauern und ließen uns Kaffee kochen. Es ist äußerst scherzhaft, wenn man aus den großen Alkoven die Menge der nächtlichen Bewohner in buntem Durcheinander herumkrabbeln sieht. Da entwickeln sich aus einem Verschlage Dienstmagd, die Töchter, die großen Buben und allerlei kleines Gewürm. Noch saßen wir beim Kaffee, als ein Bauer hereinstürzte: „Um Gotteswillen, makt dat Jü weg kamt, de Dänen sünd Jüm all op de Hacken!" Gleich darauf kamen auch die ausgestellten Posten herbeigelaufen und bestätigten es. Wir schnell Sack und Pack umgeworfen und davon gestrichen. Die Dänen hatten sich in großer Stärke aufgemacht und waren schon zu beiden Seiten des Dorfes. Wir im Trabe auf Stenten zu, bis uns unsere Truppen entgegenkamen und uns aufnahmen. Noch war kein Schuß gefallen! Wir zogen uns hinter die Stentener Schanzen zurück und warteten, bis man uns ins Feuer führen würde, welches bald im besten Gange war. Es entspann sich das sogenannte Gefecht bei Breckendorf. Gegen Abend war alles vorbei; die Dänen hatten unter starken Verlusten weichen müssen.

Übrigens waren die Bewohner des Landstrichs, der zwischen beiden Postenketten lag, übel dran. Bald waren die Dänen, bald wieder wir ihre Gäste, und natürlich konnten sie es keinem recht machen, waren beiden Parteien verdächtig und wurden von beiden Seiten hart mitgenommen. Am 10. Septbr. brach unsere Kompanie mit einer Abteilung Dragoner zusammen zu einer großen Rekognoszierung auf. Um schneller aus der Stelle zu kommen, waren Wagen requiriert worden. So ging es denn im Trabe vorwärts über Breckendorf hinaus, gerade auf den Feind los. Auf dem Gipfel eines Höhenzuges angekommen, wurden die Wagen zurückgeschickt. Es war ein schöner, sonniger Tag, die Fernsicht ungetrübt! Da lag in blauer Ferne das liebe Schleswig mit seinem Häuserkranz und Schloß Gottorf. Ein eigentümlich wehmütiges

Gefühl ergriff mich! „In wenigen Tagen sind wir dort!“ so riefen wir, denn Alle erwarteten in allernächster Zeit eine große Entscheidungsschlacht. Ja! ich sollte in den allernächsten Tagen nach Schleswig kommen, aber in einer Weise, wie ich es weder erwartet noch gewünscht hatte.

Rasch, aber vorsichtig wurde nun avanciert. Bald kamen wir in die Nähe von Geltorf, wo, wie wir wußten, eine Abteilung Dänen lag. Die Seitenläufer sollten das Dorf zu beiden Seiten umschleichen und einschließen, dann sollte der Kern der Patrouille im Sturmschritt in die Mitte des Dorfes dringen. Ich war unter den Schwärmern auf der rechten Seite des Dorfes. Beim schnellen Laufen, Klettern und Springen riß der Riemen meines Kochkessels. Um mich nicht aufzuhalten, warf ich das Ding in einen buschigen Knick, der ein hohes Kornfeld einschloß. Meine Uhr, Briefe, Zigarren, Schokolade und dergl. waren darin. Indes hatten wir beinahe schon das Dorf umschlossen, da pfiff es rechts und links um unsere Ohren, die Dänen hatten uns bemerkt und wichen zurück, indem sie von Zeit zu Zeit Schüsse mit uns wechselten. So oft ich mit dem Feinde zusammengeraten und in der Nähe des Gefechts gewesen war, dies waren die ersten feindlichen Kugeln, die um mich pfiffen. Es wurden bei dieser Gelegenheit nur zwei Gefangene gemacht und einige Waffen und Montierung erbeutet, worauf wir uns wieder zurückzogen, denn die Dänen rückten in hellen Haufen heran! Ich bat, vorher austreten zu dürfen, doch konnte ich trotz alles Suchens die Stelle, wo ich in der Hast meinen Kochkessel hingeworfen, nicht wiederfinden!

Schon die ganze letzte Zeit hindurch befand sich alles in immer steigender Erwartung und Spannung, wie am Vorabend eines entscheidenden Ereignisses. Die größeren Rekognoszierungen in der letzten Zeit, das geschäftige Treiben des Vorpostenkommandeurs, Generalmajor v. Gerhard, schien die dunklen Gerüchte zu bestätigen.

Am 12. Septbr. mußte alles im Biwak am Bistensee in frühester Morgendämmerung auf den Beinen sein; schon um 4 Uhr erhielten wir unsere Suppe nebst Fleisch, ein erfreuliches Zeichen, daß etwas Besonderes im Werke sei. Hurtig waren wir fertig (die Tornister wurden seit der Idstedter Schlacht hinterhergefahren), rückten aus und trafen nach einem kurzen Marsch mit den anderen Kompanien

unseres Korps zusammen. Bald erschien Major von Eichstedt, der Kommandeur unseres Korps. Nachdem wir noch einige Zeit verweilt, ging es weiter, bis wir nach mehrstündigem Marsche hinter Osterbye in der Ferne schießen hörten. Nach einiger Rast hieß es wieder: Vorwärts! Die ganze Linie war in Bewegung, — es schien ein allgemeines Gefecht zu beginnen. Unsere Kompanien zogen sich aus-einander und begannen heftig zu avancieren; überall wichen die Dänen zurück. Dicht vor Kochendorf sollten einige Häuser und ein Terrainabschnitt abgesucht werden. Unter dem Oberjäger Dose schwenkten drei Rotten von der Spitze der Kompanie seitwärts ab; unter diesen war ich, während mein Bruder bei der Kompanie blieb; zwischen ihm und mir wurde abgeteilt. Wir hatten die Weisung, nachher im Verein mit den Plänklern unserer Kompanie oder der anderen Kompanien unseres Korps zu avancieren. Dies geschah; rasch ging es vorwärts durch das dänische Hüttenlager bei Kochendorf und immer weiter von Knick zu Knick; unter schwachem Feuer wichen die Dänen, — doch plötzlich wurde das Feuern heftiger, die Kugeln hagelten auf allen Seiten. In der Eile des Vorrückens hatten sich 2 Rotten und mein Nebenmann von uns verloren, nur der Ober-jäger und ich waren noch übrig. Die Dänen liefen wie die Hasen, wir im Sturmeslauf mit Plänklern von anderen Kompanien ihnen nach. Mit einem Mal hörten wir Kugeln aus der entgegengesetzten Richtung an unseren Ohren vorbeipfeifen; erschreckt schauten wir um, unsere eigene hintere Kette feuerte auf uns. Wütend sprangen wir auf den Knick und gaben uns mit hochgehobenen Kolben zu erkennen.

Schon längere Zeit hatte die dänische Artillerie uns heftig beschossen, laut krachend rasten die Kugeln im Gebüsch, durchwühlten die Erde ringsum, daß Staubwolken stoben, oder fielen in die kleinen Seen zu unserer Seite, daß das Wasser hochaufspritzte. Da plötzlich erhoben sich hinter uns erfreuliche Töne. Unsere brave Artillerie fing mit gewohnter Sicherheit an zu spielen, und nun erhob sich eine Kanonade, kreuzweise über unseren Köpfen, nach allen Aussagen die heftigste, welche der schleswig-holsteinische Krieg aufzuweisen hat. Selbst der Donner von Idstedt soll im Verhältnis nicht so großartig gewesen sein. Die Erde schien zu dröhnen, dichter Rauch hüllte alles ein, während wir mit lautem Hurra uns weiter vorwärts stürzten.

Unser Lauf ging über eine Haide mit zerstreuten Torfhaufen, hinter denen wir Deckung fanden. Der Oberjäger weigerte sich, weiter zu folgen, sei es aus übergroßer Mattigkeit, oder weil er weiteres Vorgehen für gefährlich hielt. Ich bemerkte auf einer benachbarten Höhe eine Sandgrube, von der aus eine Abteilung unserer Jäger die Feinde wirksam beschoß. „Dann bleiben Sie liegen!“ rief ich dem Oberjäger zu und stürmte fort. In dem Sandloch traf ich mehrere Jäger der 1. und 3. Kompanie, darunter zwei mir befreundete Studenten (Oberjäger Holm und Lüders) nebst einigen versprengten Infanteristen. Von hier aus beschossen wir mit unseren trefflichen Spitzkugeln wirksam die Artillerie auf der anderen Seite der Schlei. Diesseits der Schlei war eine Schanze mit dänischen Kastelljägern besetzt, die mit ihren guten Büchsen unser Häuflein bald aufs Korn nahmen. Da lagen wir über eine halbe Stunde. Eine Menge von Verwundeten wurden auf den roten Bahren vorbeigetragen; unter ihnen sah ich zu meinem großen Bedauern meinen Hauptmann Dohmeier, der eine Kopfwunde erhalten hatte; totenblaß lehnte sein blutiges Haupt auf der Schulter eines Trägers. Er kam mit dem Leben davon. Uns zur Seite lag eine Abteilung vom 1. Bataillon; plötzlich sahen wir diese aus ihrer Deckung herausspringen und mit gefälltem Bajonett unter donnerndem Hurra auf die Schanze losstürmen. Wir Plänkler schlossen uns natürlich an. Der Kugelregen, der uns empfing, war fürchterlich. Etwa hundert Schritte vor der Schanze warfen wir uns hinter einen niedrigen Erdwall, denn die Unmöglichkeit für unsere kleine Schaar, die stark besetzte Schanze zu nehmen, lag klar zu Tage. Da lagen wir denn auf einem Feld voll gelber Rüben, hinter einem kleinen Wall, dessen Kamm die feindlichen Jäger von der Höhe ihrer Schanze herab gar eifrig und geschickt bestrichen. Doch auch unsere Schüsse trafen gut sowie ein Kopf über die Schanze hervorkam. Meine Munition war verschossen, meine Nebenleute mußten mir aushelfen. Von dem angestrengtesten Laufen in der glühendsten Hitze und der Aufregung war ich so erschöpft, daß mir fast schwindlich wurde. Meine Feldflasche war zerschlagen. Welche Erfrischung war mir da ein Schluck Branntwein von mitleidiger Hand und ein Stück gelbe Rübe! Neben mir lag ein Oberjäger, der trotz einer schmerzhaften Wunde im Unterleib unsere Gewehre lud.

So lagen wir da in der Hoffnung, daß bald unsere Truppen nachrücken würden, denn hinter uns hörten wir fortwährend avancieren blasen. In dieser zuversichtlichen Hoffnung verstrich eine Viertelstunde nach der anderen; sie verließ uns nicht, obwohl unsere Munition auszugehen begann und wir etwas bedenklich wurden. Das Zurückgehen war dazu so gut wie sicherer Tod.

Ich war gerade beschäftigt, mein Piston, welches vom vielen Schießen verstopft war, mit Grashalmen zu reinigen, als wir plötzlich das Signal „Retirieren!" zu hören glaubten. Ungewiß, blaß vor Erstaunen und Schrecken standen wir da. In demselben Augenblick sprangen zu beiden Seiten die Feinde über die Knicks, die Jäger mit gefälltem Bajonett, die Offiziere mit geschwungenem Säbel und lautem „Viktoria!" Von hinten und beiden Seiten waren wir eingeschlossen; sie hatten uns in weitem Kreise umgangen. Im Nu hatte ich drei Bajonette auf der Brust als ich gerade in aller Hast mein Bajonett aufzustecken im Begriff stand; ich mußte das Gewehr strecken.

Das Gefühl, was einem in solchem Augenblick durchzuckt, ist unbeschreiblich; man ist ganz Zorn, Galle, in ohnmächtiger Wut, halber Verzweiflung; da wäre mir der Tod willkommen gewesen. Es wurden bei diesem Überfall einige zusammengeschossen und zerstochen; der verwundete Oberjäger, der wegkriechen zu wollen schien, wurde so jämmerlich zugerichtet, daß man ihn für tot forttrug; er hat sich aber wieder erholt. Die Patronentaschen, Kokarden und Ehrenzeichen wurden uns heruntergerissen, wir wurden angepackt und unter Flüchen und Verwünschungen vorwärts gestoßen, Ausdrücke, die uns nicht befremdeten, denn als wir in die Schanze kamen, da lagen die aufgethürmten Leichen eine auf der anderen; die gefürchteten schleswig-holsteinischen Jäger hatten da gemäht.

Die Gefangenschaft.

Es mochte etwa 4 Uhr nachmittags sein, als wir in Feindeshand kamen. Die Abteilung, welche hinter demselben Knick mit mir gelegen, war ungefähr 40 Mann stark. Wir wurden über die Schlei-Schiffsbrücke geführt und vor einem kleinen Hause eben hinter dem Fährhaus Missunde aufgestellt. Bald kamen andere Gefangene in kleinen Haufen hinzu, bis die Schaar auf 122 anwuchs. Ein Trost

in dieser niederschlagenden Stunde war, daß ich einige liebe bekannte Gesichter darunter bemerkte; ein einziger Offizier war unter den Gefangenen. Ein kleiner dänischer Korporal trat mit höhnendem Gesicht vor uns und bemerkte, die dänischen Soldaten wünschten, daß wir unsere Käppis verkehrt auf den Kopf setzten. Wir warfen sie ihm vor die Füße und zogen unsere Feldmützen hervor. Gottlob ist Schleswig-Holstein mit dem Bewußtsein aus dem Kampfe hervorgegangen, nicht gleiches mit gleichem vergolten, sondern einen Gefangenen stets human und würdig behandelt zu haben. Nur gut, wenn die Anmutungen ins absurde gehen und nicht empören, sondern lächerlich werden. Zur Ehre des dänischen Militärs sei gesagt, daß die Masse der gemeinen Soldaten gutmütig — dummen jütischen Schlages war, von denen sich die fanatischen Insulaner aufs bestimmteste unterschieden. Wir wurden dann noch eine Strecke ins Land hineingeführt. Abgespannt und totmüde humpelten wir einher, indem uns der Geschützdonner noch immer um die Ohren brummte, und die dunkle Glut des in Brand gesteckten Kochendorfer Hüttenlagers in der Ferne durch die Dämmerung leuchtete. Die dänischen Soldaten, welche uns eskortierten, öffneten bereitwillig ihre Fleischbüchsen und reichten uns die blechernen Feldflaschen hin, über die wir mit Gier herfielen. In einer Scheune des Dorfes Brodersby wurden wir unter scharfer Bewachung eingesperrt und bald überwältigte uns ein bleierner Schlaf auf dem spärlichen Strohlager.

Über den eigentlichen Hergang der ganzen Affaire waren wir in großer Unklarheit. Allmählich stellte es sich uns als wahrscheinlich heraus, daß es von seiten unseres Generals nur eine große Rekognoszierung habe sein sollen. Der unsinnige Sturm auf die Schanze, den ein Teil vom 1. Bataillon unternommen, war vorzugsweise an unserem Unglück schuld. Wer die Veranlassung hierzu war, wollte sich nie ganz aufklären.

Das Erwachen am 13. September war recht trostlos; alte schmutzige Marketenderweiber boten in der Scheunenthür Kaffee feil. Ich hatte nur schleswig-holsteinische Kassenscheine bei mir, in denen unsere Löhnung ausgezahlt wurde, die aber natürlich in dieser Lage nicht mehr Wert hatten, als jeder andere Wisch Papier; so mußte ich 1 Schilling borgen, um mir nur eine Kumme Kaffee kaufen zu können. Der Zug ging weiter auf Schleswig zu; umsonst spitzten

wir unsere Ohren, kein Kanonendonner wollte sich vernehmen lassen. Auf einer Koppel oberhalb Schleswigs wurde Rast gemacht, und Schnaps, Brot und Speck verteilt. Da lag zu meinen Füßen die liebe, freundliche Vaterstadt, die ich auf diese Weise wiedersehen mußte. Herbeieilende Bürger wurden auf sehr rohe Weise zurückgescheucht; wir sahen den alten, würdigen Advokaten B. in der Flucht vor einem Polizeidiener, der mit erhobenem Knüppel hinter ihm herlief; Alles nicht geeignet uns aufzurichten. Siehe, da erblickte ich in der Ferne auf einem Wagen eine Frauengestalt, die sich mit Händen und Sacktuch bemerklich machte; es war die liebe N., meine frühere Erzieherin, die mich von klein auf bis zum Tode meines Vaters mit größter Liebe gepflegt hatte, und jetzt den Posten einer Oberwärterin in der Irrenanstalt bei Schleswig einnahm. Vergebens waren alle Bemühungen mit ihr zusammenzukommen. Wie ich später erfuhr, hatte ein Gendarm sie bedroht, an solchem Freudentag zu weinen, das könne ihr teuer zu stehen kommen. Glücklicherweise erhielt Dr. Rüppel, — Direktor der Irrenanstalten, — durch die Bekanntschaft mit einem dänischen Offizier Erlaubnis zum näheren Zutritt; durch seine freundliche Bemühung empfingen wir eine Rolle Speziesthaler. Auf einer Reihe requirierter Leiterwagen mit Infanteristen auf dem Vordersitz und Dragonern zu beiden Seiten, setzte sich der Zug nachmittags in Bewegung, auf einem Seitenweg, der außerhalb Schleswigs herumführt, dann in die Flensburger Chaussee mündet; es ging in scharfem Trabe, damit den herbeieilenden Schleswigern nicht der ruhige Anblick ihrer Landsleute würde. Aber schon waren Bürger, Damen, Mädchen, — Leute von allem Schlage, zu den Seiten des Weges versammelt, freilich in gemessener Entfernung, denn die Stöcke der gefühllosen Polizei wußten sich in Respekt zu setzen. Auf demselben Wagen mit mir befanden sich noch zwei Schleswiger; — wie manches bekannte Gesicht erblickten wir in dem bunten Gewühl!

Durch allerlei Trostgespräche suchten wir uns während der Fahrt gegenseitig zu ermutigen, obgleich das Schlachtfeld von Idstedt und die schwarzen Brandstellen und Häuserreste immer wieder die alten trüben Erinnerungen weckten. Trotz aller Schicksalsschläge taucht in jugendlichen Gemütern die Hoffnung immer wieder auf, — frisch und kühn! — Spät abends rasselte der Zug durch das Thor

Flensburgs. Man hatte uns dort schon viele Stunden lang vergeblich erwartet, aber Sympathie, Neugier und andere Motive hatten die Volksmenge zusammengehalten, die sich jetzt von allen Seiten um die Wagen drängte, und kaum durch die rasch dahinsprengenden Dragoner abgehalten werden konnte. Der berüchtigte Pöbel dieser Hafenstadt, namentlich Matrosen und gemeine Weiber, schimpften und schrieen auf die entsetzlichste Art, spieen uns an, stachen mit Messern u. dgl. m., so daß ich mich meiner Geburtsstadt wirklich schämen mußte. Zuweilen drückte sich heimlich eine dunkle Gestalt an unseren Wagen, suchte unsere Hände zu erfassen, fragte nach dem und dem Angehörigen und steckte uns Brot und Wein zu. Da hatten wir Flensburg wie es leibte und lebte. Man brachte uns auf ein elendes Transportschiff, in dessen enger, dunkler Kajüte wir uns zusammendrückten; glücklich, wer einige Halme Heu erwischte, die sich in den Winkeln vorfanden. Drei Tage lang lagen wir Quarantäne unter dunkler Flagge, auf diesem erbärmlichen Kasten im Flensburger Hafen; die Dänen fürchteten sich vor der Cholera ganz gewaltig. Wer Schreibmaterialien erwischen konnte, schrieb einige Zeilen in die Heimat, die den Umweg über Kopenhagen und Lübeck machen mußten. Meine Eltern und Geschwister schwebten länger als acht Tage in der Ungewißheit, was aus mir geworden sei. Der Kapitän war ein recht grober, ungefüger Kerl, der in einem scheußlichen Dänisch jeden Augenblick einen der beliebten Flüche herauspolterte. Besonders die Freiwilligen hatte er im Auge; gotteslästerlich schimpfte er mich, den „Prästen Søn“, um mich dann einen Augenblick darauf beiseite zu rufen, und mir in seiner rauhen Gutmütigkeit ein großes Glas Dramm zuzutrinken.

Am 17. September nahm uns ein Dampfer, angefüllt mit verwundeten Dänen, ins Schlepptau. Abwechselnd wurden die Gefangenen truppenweise aus der dumpfen Kajüte, — wo sie wie Heringe aufeinander lagen, auf das Deck gelassen. Das Wetter war prächtig; die Stadt und der Hafen mit seinen schönen Umgebungen zeigten sich in aller Pracht. — Bald lag Alsen und die russische Flotille zur Seite; in der Ferne tauchten die Küsten Mecklenburgs auf. Auf einen Wink des Kapitäns wußten wir uns zu 6 den Augen der Wachmannschaft zu entziehen, indem wir uns in das Boot hockten, welches am Hinterteil des Schiffes, überm Steuerruder

in der Luft schwebte. Da konnten wir wenigstens die schöne Fernsicht und die frische Luft genießen.

In dem bläulich-grünen Wasser der Ostsee reckten sich behaglich die schwammigen Seesterne, deren blaßrote Ballen langsam auf und nieder tauchten. Endlich versank der blutrote Sonnenball am Rande des Horizonts allmählich in die Meeresflut, — vor ihm ein weißes Segel. Bald erhob sich der Mond und warf seinen silbernen Schein übers Wasser, welches in kleinen Wellen spielte. Ein frischer Wind trieb uns, unser Lager aufzusuchen; viele zogen indessen die kühle Nachtluft der schwülen Kajüte vor. Mich schloß mein lieber Freund S. mit in seinen Mantel ein (der meinige war mir in der Brodersbyer Scheune gestohlen worden) und so plauderten wir in der klaren, kalten Mondnacht auf dem Deck gemütlich aneinander gedrückt; — gegen Morgen gingen wir doch, in der Stickluft der Kajüte uns zu erwärmen.

Einen herrlichen Anblick gewährten die von den Strahlen der Morgensonne beleuchteten Kreidefelsen der Insel Mön. Die Ostsee wimmelte von größeren und kleineren Fahrzeugen; wir zählten wohl 50 Segel. An schwachen Anfällen von Seekrankheit hatten nur einzelne zu leiden, denn die See ging ruhig. Die Kost bestand in gesalzenem Schweinefleisch und Schnaps. Als sich in der Ferne Kopenhagens Türme erhoben, wurden wir Alle unter Deck getrommelt, und aus dieser Haft erst befreit, als das Schiff an der kleinen Insel „Lynetten“ anlief, — einer mitten im Hafen gelegenen Schanze, mit einer ziemlich großen Kaserne. Es war 5 Uhr nachmittags, als wir hier endlich einmal wieder auf festem Boden unsere Beine ausreckten und umhergehen konnten; die Fahrt hatte 33 Stunden gedauert.

Am andern Morgen erschien ein alter griesgrämiger Oberst um ein Verhör anzustellen, zu dem wir paarweise antreten mußten. Mit mir, einem geborenen Flensburger, wollte man durchaus dänisch reden. Nachdem S. und ich nun gar ausgesagt, daß wir Freiwillige seien und erst 16—17 Jahre alt, da brach der Sturm los, man ließ uns unter gemeinem Geschimpf in die Wache abführen. Da saßen wir beiden Leidensgefährten denn in gänzlicher Ungewißheit über unser weiteres Schicksal in Arrest; doch konnten wir unser Lachen nicht zurückdrängen, denn augenscheinlich wollte man uns, wegen des kecken Auftretens im Verhör, ein wenig einschüchtern. „Gehängt

werden Sie wohl nicht, sondern nur erschossen!" tröstete die Wache. Nach einer Stunde wurden wir unseren Kameraden wieder zugesellt, uns das Reglement für die Gefangenen vorgelesen, dem zufolge jeder Gemeine mit 24 Stockprügel regaliert werden durfte, und in großen Böten zu den drei großen Gefangenenschiffen befördert, zwei Linienschiffen („Waldemar" und „Danmark") und einer Fregatte („Fylla"), die im inneren Kriegshafen, mitten unter der dänischen Marine, lagen. Auf der einen Seite war der Gammelholm, die Kopenhagener Werfte, auf den anderen Seiten lange, dicht mit Posten besetzte Brücken, die uns vom anderen Teil des Hafens trennten, um welchen herum sich Kopenhagen ausdehnte. Von der Stadt kamen uns nicht viel mehr als schwarze Fabrikgebäude und Türme zu Gesicht. Die Hauptmasse der Gefangenen, leider auch meine Freunde H. und L., kamen auf den „Waldemar", wir Freiwilligen (Unteroffizier Bolz, Regierungsgeometer aus Wollin, Behm aus Sachsen vom 1. Bataillon; ein preußischer Jude Kann, Student de la Rue aus Frankfurt, Primaner Selig aus Hadersleben und ich (3. Jägerkorps) auf „Fylla", wie es hieß „zur speziellen Beaufsichtigung", denn dies war das Schiff, auf welchem der alte Oberst alle Tage seine Dienste besorgte. „Fylla" war freilich kleiner und niedriger in den Räumen, als die beiden anderen Gefangenenschiffe, hatte aber dafür das Angenehme, daß hier nur 300 Gefangene zusammen waren, während dort je 700 untergebracht waren. Wir kletterten die Strickleiter hinauf und bestiegen das Bretterhaus, welches wir 1/2 Jahr bewohnen sollten.

Das Leben und Treiben auf solchem Schiff ist so eigentümlich, daß es schwer fallen möchte, dem ein anschauliches Bild davon zu entwerfen, der nie größere Fahrzeuge besucht und daher von den mächtigen Dimensionen keinen Begriff hat. Der unterste Raum, dicht mit Matratzen belegt, diente zur Lagerstatt; nur spärliches Licht fiel durch ganz winzige Luken. Unterm zweiten Deck befand sich, nach dem Steuer zu, das Wachlokal, die Kajüte des Bootsmanns, des Polizisten, des Leutnants, Rechnungsführers und Obersten, nur durch einen schmalen Gang mit dem großen Raum in Verbindung, der den Tag über zu unserem Aufenthalt bestimmt war. Balkenwerk von allerlei Art bildete hier eine Art von Tischen und Bänken. Nach dem Bugspriet zu lag die Marketenderei und Küche. Durch

die großen Seitenluken und eine große Öffnung im obersten Raume sah man Meer und Luft. Die Hälfte des obersten Raumes, von wo aus zwei Kanonen den für uns hergerichteten Platz bedrohten, diente, durch hölzerne Sparren abgetrennt, der Wachmannschaft zum Appell. Ums Schiff herum zogen sich mehrere Gallerien, dicht mit Wachposten besetzt; außerdem waren Wachen durch sämtliche Räume verteilt. Die Gefangenen waren in Sektionen eingeteilt, denen wechselweise die Schiffsdienste oblagen, als: Holz und Fleisch u. dergl. in die Marketenderei tragen, Wurzeln schaben, das Deck kratzen, scheuern, sprützen ꝛc. An der Spitze dieser Sektionen standen unsere eigenen Unteroffiziere (die Offiziere waren in Kopenhagen untergebracht), sowie auch einer unserer Hornisten bei vorkommenden Fällen in Thätigkeit trat.

Sonst pflegt die einsame Stille mit ihrem langweiligen Einerlei das Drückende der Gefangenschaft zu sein; hier war es das immerwährende Geräusch, welches einem anfangs die Möglichkeit nahm, seine Gedanken zu sammeln. Hier hatte ein Schneider, dort ein Schuster seinen Werktisch aufgeschlagen; hier spielten einige Karten, dort wurde in Holz geschnitzt; dort wieder unterhielt sich, dort sang, dort stritt ein Häuflein; ein reges, geschäftiges Durcheinander und überall ein Gesumme wie in einem Bienenstock. Es war ein großes, gerade in solcher Lage doppelt schätzenswertes Glück, daß ich einen ganzen Kreis von gebildeten und angenehmen Leuten vorfand, der gerade auf der „Fylla“, bei den übrigen Leuten sehr wohl gelitten und angesehen war. In einer halbjährigen Gefangenschaft hat man Zeit und Gelegenheit genug, sich recht von allen Seiten kennen zu lernen. Es bildete sich von selbst ein engerer Kreis von etwa zwanzig Leuten: Studenten, Seminaristen, Ökonomen, Kaufleuten ꝛc. Wir lagen am Steuerende des Schiffs beisammen und vereinigten uns in Partien von zwei oder drei zur gemeinsamen Menage.

Die Kost war recht gut; erst nach einigen Monaten verschlechterte sie sich bedeutend. Es gab einen um den anderen Tag Fleischsuppe mit Wurzeln und Kartoffeln nebst $^3/_4$ Pfund Fleisch oder gelbe Erbsen und Speck; jeden Freitag Brotsuppe, Kartoffel und einen Hering; alle fünf Tage ein großes Brot.

Von meinen Verwandten war ich einigen Familien in Kopenhagen empfohlen worden. Ein sehr freundlicher Brief, der nach

meinen Bedürfnissen sich erkundigte, traf ein, unterschrieben: Charlotte C. Ich adressierte meine Antwort: an Fräulein Charlotte C.; wie ich nachher erfuhr, war es eine 80 Jahre alte Frau Professorin. Ich erhielt mit der Zeit wollene Decken, Shawls, Socken, Sacktücher, Schlafrock u. dergl., was mir sehr zu statten kam.

Wie ersehnt waren die Briefe aus der lieben Heimat, die mir freilich alle erbrochen zu Händen kamen. Wir mußten uns natürlich beim Schreiben kurz fassen und alle etwa mißliebigen Andeutungen vermeiden, denn die Zensur war strenge. Sehr bedenklich überreichte mir der Leutnant Hansen einst einen Brief von einem meiner Schulfreunde D. mit einigen verdächtigen Sentenzen in fremden Sprachen und einem Cyklus von Gedichten: „Mein Gott! was will Sie mit all dem Seug? das verstehe ich ja nicht! Sagen Sie ihre Leute, daß sie nicht so lange Briefe schreiben; ich sollte dies eigentlich ans Ministerium schicken.“

Die Schreibmaterialien, welcher man habhaft werden konnte, waren in äußerst schlechtem Zustande, und glücklich, wer auf schmutzigem Gebälk einen einsamen Platz erwischte, geschützt gegen den Luftzug.

Einst wurde die große Ankerspille (Winde) mit schwarzem Tuch behangen, ein Korb voll Gesangbücher verteilt und „Sammeln“ geblasen. Pfarrer Brandis aus Kopenhagen erschien, um einen deutschen Gottesdienst zu halten. Die Predigt war ziemlich flau. Die Schwänzer wurden durch Wachmannschaften aus ihren Verstecken herbeigeholt. Dieser Gottesdienst wiederholte sich alle acht, später alle vierzehn Tage. Nach der Predigt ließ Brandis mich rufen, bot mir eine Bibel an, mit der ich jedoch bereits versehen war, und überbrachte mir Grüße von der Familie Scheel, die mir wie Hohn klangen.

Eines Morgens wurden wir alle unter Deck geblasen und die oberen Räume füllten sich mit Damen und Herren aus Kopenhagen, die von unserem Schiffe zusahen, wie das Linienschiff „Dannebrog“ am benachbarten Gammelholm vom Stapel lief.

Schon seit Wochen hatte sich Keiner mehr gebadet. Indessen durch das Bedenken mehrerer Freunde ermutigt, warf ich mich vom Floß zur Seite des Schiffes ins Wasser und trieb eine Weile herum, durch die Rufe der Wachen an weiterem Schwimmen verhindert. Blaugefroren stieg ich aus dem kalten Septemberbad heraus.

Vielleicht in Folge dieses Leichtsinns überfiel mich Ende September eine alte Halskrankheit, an der ich erst ein Jahr vorher totkrank darnieder gelegen. Ich bezog die Krankenstube, einen kleinen, im 2. Deck abgeteilten Raum. Bald war mein Hals so dick zugeschwollen, daß ich nicht einmal einen Schluck Thee hinunterbringen und zuletzt nur mit Anstrengung und Schmerzen Atem holen konnte. Doch da ich mich sorgfältig warm hielt und in dicke Tücher wickelte, besserte sich mein Zustand bald, — Fliederthee und Schwitzen beendeten meine Kur. Dicht neben mir lag einer in den fürchterlichsten Krämpfen, den oft 4 Mann halten mußten. Die schwer Erkrankten wurden ins Kopenhagener Lazarett gebracht. Nur alle 14 Tage erschien ein ordentlicher Arzt zur Visitation, dafür aber jeden Tag ein gutmütig-dummer Bader, der an jeden die Frage richtete: „Na, wie hat Sie's?" — und die seltsamsten Mittel verordnete, so z. B. ein Pflaster für eine belegte Zunge. Mit diesem scherzhaften Gesellen gab es viel Kurzweil, — die fabelhaftesten Krankheiten wurden ihm vorgestellt. Als im Dezember ein kleiner Ofen im Krankenzimmer aufgestellt wurde, mehrte sich die Zahl der Kranken auf so bedenkliche Weise, daß der arme Pflasterschmierer in seiner Ratlosigkeit einen Bericht nach Kopenhagen einschickte. Höheren Orts mögen ihm die rechten Mittel angeordnet sein, denn er begann eines Tages mit Blutegeln, Schröpfköpfen, spanischen Fliegen und scheußlichen Mixturen so zu wüten, daß schleunigst alles gesund wurde. — Am 10. October verließ ich das Krankenzimmer.

Daß man unserer in der Heimat mit großer Treue gedachte, bewiesen die häufigen Sendungen von Geld, Decken, Nachtmützen, Socken, Tüchern 2c.; — es wurden wiederholt Verlosungen angestellt, und zwar war die Menge der Gegenstände so groß, daß auf jeden etwas kommen mußte. Diese Sachen ließen die noblen Dänen sich hoch verzollen! Besonders der Kieler Damenverein entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit. Einmal erhielt sogar jeder der 2000 Gefangenen ½ Thaler ausgezahlt. Unter den hergesandten Gegenständen befanden sich einst ein paar Glaceehandschuh! Diese fielen durchs Loos einem derben schleswigschen Dragoner zu. Die Löhnung betrug per Tag 4 Reichsbankschilling und doch haben sich einige in der Gefangenschaft 40—60 Mark Courant übergespart, indem sie für andere wuschen oder sonstige Dienste übernahmen, und

in der größten Kälte zu ihrem Butterbrod dünnes Bier tranken, die Flasche zu 1 Bankschilling.

Die Dänen hatten alle brauchbare Mannschaft ins Feld geschickt. In Kopenhagen lag eine schwache Besatzung von alten, ausgedienten Soldaten, von denen auch die Wachen auf den Gefangenenschiffen bezogen wurden. In den großen blauen Mützen mit steif emporstehendem Schirm, in dem breiten schwarzen Lederzeug, mit der riesigen Patronentasche und breiten alten Ritterschwertern oder mächtigen Musketen, sahen diese gutmütigen Kerls lächerlich genug aus. Einzelne von uns, die gewandt dänisch sprachen, machten viel Spaß mit diesen Leuten. So als die Wache dem Holzschnitzen zusah, worin einige eine große Fertigkeit erlangt hatten, wurde ihr erzählt: das Holz sei das beste im ganzen Königreich, es sei von einer Eiche, unter der Königin Margarethe einst einen guten Traum gehabt und die danach besonders gut gediehen sei. Als die Wache einst sehnsüchtig durch eine Öffnung im obersten Deck auf den dampfenden Erbsenkessel hinabsah, da hieß es, sie solle sich in acht nehmen, erst vorigen Tags sei einer hineingeplumpst und halbverbrannt herausgezogen. Zuweilen wurden die großen Patronentaschen mit Kartoffeln und Heringsköpfen angefüllt.

Als die Nachricht von dem verfehlten Angriff auf Friedrichstadt eintraf, waren wir die unverschämten Übertreibungen und schamlosen Lügen der dänischen Blätter schon so gewohnt, daß wir immer drei Viertel der Berichte von vornherein strichen; einige dänische Zeitungen waren uns erlaubt. Wir vereinigten uns indessen zu zehn und vermochten durch eine bedeutende Summe den Marketender (für Geld that diese Kreatur alles), uns das „Itzehoer Wochenblatt", den „Altonaer Merkur" und die „Freie Presse" zu verschaffen, die dann mit größter Heimlichkeit im untersten Deck gelesen, oder vielmehr verschlungen wurden. Leider überwarf sich der Marketender mit dem Leutnant und sein Nachfolger war für dergleichen Kniffe zu dumm.

Einst wurden vier neue Gefangene auf unser Schiff gebracht. Drei kleine, stämmige Matrosen von unserer Marine und ein schöner großer Feldwebel vom 10. Bataillon mit langen blonden Locken, einer Adlernase und kühnem Adlerblick in den blauen Augen. Es war Fröhlich, eine wohlbekannte, oft genannte Persönlichkeit, den wir bald auch als einen aufgeweckten, unterhaltenden, in jeder Beziehung

gewandten Kerl kennen lernten. Auf die Zusicherung eines Husarenpostens hin, hatte er sich ohne Waffen in ein Bauernhaus zwischen beide Postenketten begeben, um auf die im Krieg gebräuchliche Weise den Brief eines dänischen Gefangenen zu besorgen, und fiel so in die Falle, die ihm der niederträchtigste Verrat gestellt hatte. — Mit der kleinlichsten gemeinsten Bosheit tränkten die Dänen ihm ein, daß er mit so gutem Erfolg unaufhörlich ihre Vorposten beunruhigt hatte. Hiervon eine Probe. Eines Tages wurden große hölzerne Schüsseln, oder vielmehr Tröge herbeigeschafft, und aus diesen, hieß es, sollten die Gefangenen, je 4 aus einem essen. Natürlich bedankten wir uns für diese Schweinerei und verlangten irdene Schüsseln. Sofort führte eine Patrouille den gänzlich unschuldigen Fröhlich ab, der immer dergleichen ausbaden mußte, und warf ihn in ein finsteres Loch im alleruntersten Schiffsraum. In diesem feuchten, schmutzigen Behälter, zu eng um sitzen, zu niedrig um aufrecht stehen zu können, mußte er 24 Stunden stecken, indes eine Wache, um ihn am Schlaf zu verhindern, jede Viertelstunde ihn anrufen mußte. Der Oberst drohte, so lange wie wir bei unserer Weigerung verharrten, das Essen über Bord werfen zu lassen. Dies geschah 2 Tage lang; es war für die unbemittelten Leute, die von Hause keinen Zuschuß erhielten, eine harte Probe. Endlich erschien die gnädige Erlaubnis, daß wir uns irdene Schüsseln kaufen dürften.

Nach den dänischen Blättern drohte ein bedenklicher Konflikt zwischen Nord- und Süddeutschland auszubrechen; vom König von Preußen hieß es jeden Augenblick: han er dod!

Die Zeit wurde auf die mannigfaltigste Weise totgeschlagen. Wir waren zu einem Quartett zusammengetreten, an dessen Spitze Selig stand. Die Übungen machten uns bald viele Freude, sie, nebst dem Abschreiben der verschiedenen Stimmen aus der Partitur, füllten manche Stunde aus. Für den Ertrag einer gemeinschaftlichen Sammlung wurden zwei Violinen und eine Flöte gekauft. Die Spielleute saßen abends auf großen Fässern und geigten, und wir drehten uns im lustigen Tanz um die Ankerspille herum, was sich mit den hölzernen Klotzen, die wir trugen, gar komisch anhörte.

An Lektüre fehlte es nicht. So erhielten wir, durch Empfehlungen aus Kopenhagen, „Gervinus deutsche Nationalliteratur“ und andere vortreffliche Bücher, aber es fehlte doch die nötige Ruhe zum

ungestörten Studium. Viel Schach und L'Hombre wurde gespielt, oft die ganze Nacht hindurch, denn Tag und Nacht galt uns gleich. Wegen Feuersgefahr durfte im untersten Deck nicht geraucht werden, unter Androhung, daß, wenn es geschehe, alle Pfeifen über Bord geworfen werden sollten. Da halfen sich die meisten mit Tabakkauen; auch ich versuchte es, gab es aber bald wieder auf. Inzwischen wurde die Witterung so rauh, daß wir auf dem Deck Marschübungen machten, um uns warm zu halten. Schon am 22. Oktober fiel Schnee. Mit der zunehmenden Kälte zog man sich mehr und mehr in den untersten Raum zurück, wo wir auf selbstgefertigten Böcken und Tischen ganz leidlich beim Schein einer großen Stalllaterne saßen, die leider nur Nachts brannte. Da fing man denn auch im untersten Raum allmählich an verstohlen zu rauchen, — bald wurde es allgemein und das Losungswort „Nachtigall" ging durch das ganze Schiff, sobald etwas Verdächtiges die Treppe herabstieg. Fiel es dem Leutnant einmal ein, abends zu visitieren, so war er regelmäßig so angetrunken, daß er von dem dicken Tabaksqualm nichts merkte. Überhaupt fand ich, daß die Schilderungen, die man bei uns zu Lande vom Schnapstrinken der Dänen machte, durchaus nicht übertrieben sind. Sie trinken den starken dänischen Doppelkümmel in fast ebenso großen Quantitäten, wie der Baier oder Thüringer sein Bier, und tragen dafür auch alle ein rotes Aushängeschild zur Schau. Der Leutnant z. S. holte sich aus der Marketenderei zu jedem Frühstück zwei Flaschen Kümmel, hat auch später das delirium tremens bekommen. Einer unserer Leute, der beim Marketender arbeitete, wurde ebenfalls vom Säuferwahnsinn befallen. Es war ein höchst trauriger Anblick! Seine Brüder, beide als Gefangene auf demselben Schiff, hüllten ihn in einen Mantel und brachten ihn aufs Boot, während er wie ein kleines Kind alles mit sich machen ließ und blödsinnig vor sich hinstarrte. Nach einigen Wochen kam er gesund aus dem Lazarett zurück und brachte einen unwiderstehlichen Widerwillen gegen alle Spirituosen mit. Uns war der Schnaps verboten; nur durch den Marketender, Matrosen oder Wachmannschaft gelang es uns zuweilen, eine Flasche einzuschmuggeln.

Wie das Rauchen im unteren Deck, war der Gebrauch von Zündhölzern und Schwamm auf dem ganzen Schiff streng verboten. Zum Pfeifenanzünden hing neben der Kanone auf dem obersten Deck

eine brennende Lunte; im untersten Deck wußten wir durch eigens dazu geschnittene lange Spähne geschickt aus den großen Laternen Feuer zu holen. Im unteren Raume war übrigens ein fürchterlicher Dunst und Staub, dem die großen Luftsäcke abhalfen. Dafür war der heulende Sturm und das Geplätscher der Wellen an der Schiffswand, gegen die man nachts lehnte, eine angenehme Schlafmusik. Oft lagen wir auf unseren Matratzen beisammen und plauderten die ganze Nacht hindurch. Ich hatte eine Menge Geschichten und Märchen im Gedächtnis, so die von Andersen, Grimm und Musäus; die mußten immer wieder hervor, und nie fehlte es an einem aufmerksamen Zuhörerkreis.

Im November kamen zwei Freiwillige nach „Fylla", Knöppel und Stavenau, die vom „Waldemar" entsprungen und auf der Südspitze Seelands aufgegriffen waren. Sie hatten sich Zivilkleider zu verschaffen gewußt, hatten mit der größten Frechheit abends das Boot losgelöst, als der Marketender sich gerade zum Einsteigen anschickte, waren dann über den Holm gelaufen und auf einem vorgefundenen Kahn ans Festland gekommen. Ein argwöhnischer Dorfschulze ließ nach einigen Tagen die angeblichen Pferdehändler festnehmen, die durch einen heftigen Sturm am augenblicklichen Weiterkommen verhindert waren. Knöppel war ein Pole von breitem, muskulösen Körperbau mit schwarzen Augen und Bart, ein Mann von großer Bildung und angenehmem Äußern. Schon bei einem früheren Fluchtversuch war er eine Stunde im Hafen umhergeschwommen und hatte vergebens mehrere fremde Schiffe angerufen. Durch Mattigkeit genötigt, ans Land zu gehen, hatte er sich dann für einen schiffbrüchigen Russen ausgegeben, war aber erkannt worden. In diesen Tagen wurde einer unserer Leute (Düring) in Eisen gelegt, der als Gehülfe des Baders den Arzneikasten trug und bei dieser Gelegenheit den Zwischenträger und Briefboten zwischen den verschiedenen Gefangenenschiffen gemacht hatte.

Das Hazardspiel nahm plötzlich sehr überhand; die Leute verspielten Löhnung, Kleidung und Brot. Ich gewann einst mit meiner elenden Löhnung in wenigen Minuten einen Speziesthaler. Immer mehr Stimmen erhoben sich gegen diesen Unfug; endlich drängten sich Haufen gegen die Spieltische, warfen alles drüber und drunter und steuerten durch diese Bankstürme bald dem Unwesen. Überhaupt

herrschte eine Art Lynchjustiz. Ein Speckdieb wurde Nachts von seinem Lager gerissen und über die Matratzen hingeschleift, während von allen Seiten Fäuste auf ihn losdroschen. Dabei ging es durch das ganze Schiff als Responsorium mit Frage und Antwort:

Wer hett Speck staalen? — X. —
Wat hett he? — Speck staalen! —

Mein Geburtstag, gegen Ende Dezember, wurde von meinen Freunden sehr festlich begangen. Sie standen in einem weiten Kreis um die Ankerspille, ein jeder mit einem Krug voll Kaffeepunsch und sangen: „Heil sei dem Tag, an dem Du uns erschienen." Die Spille wurde zur Rednerbühne; einer nach dem anderen kletterte hinauf, um feierliche Pauken zu halten, die meist mit lautem Jubel begrüßt wurden. Abends wurde wacker in Bier gekneipt, der Landesvater mit einem großen Brotmesser aufgeführt und eine Menge sonstiger Tollheiten getrieben. Ein tüchtiger Rausch warf mich frühzeitig auf meine Matratze. Nachts kroch ich aufs Deck, denn mir war von dem vielen schwarzen Kaffee mit Rum scheußlich übel. Dort oben sah ich einen kleinen Freiwilligen, H., auf den Knien vor den dänischen Wachen herumrutschen und unter viel Thränen und Geschrei mit gerungenen Händen sich ganz jämmerlich gebärden; das sogenannte „besoffene Elend" ist der lächerlichste Anblick, den man haben kann. Schokolade, Kuchen und Zigarren langten auf Veranstalten der lieben Eltern an, eine äußerst willkommene Sendung, doch war die Menge der guten Freunde so groß, daß der Vorrat bald zu Ende ging.

Einer getroffenen Verabredung gemäß traten drei aus unserer Mitte zu einem Komitee zusammen, um eine Weihnachtsfeier zu veranstalten. Ein großer Tannenbaum wurde mit bunten Laternen und den schönsten Sachen aufgeputzt und eine Verlosung von den verschiedenartigsten Gegenständen gehalten und so eingeteilt, daß jeder etwas bekam. Außerdem machten sich nähere Freunde einzelne kleine Geschenke. Die Leute waren froh und zufrieden und so schien der Abend anfangs ganz angenehm verlaufen zu wollen. Doch durften die Leute an diesem Abend ausnahmsweise Schnaps trinken und bis 12 Uhr auf dem oberen Deck bleiben, während sonst um 8 Uhr alles unter Deck geblasen wurde. Da ging es denn an ein Saufen, Schreien und Streiten, daß man in keinem Winkel Ruhe hatte, und

daher die Weihnachtsnacht für uns, die wir in diese tolle Wirtschaft nicht einstimmen mochten, recht traurig verlief.

Am anderen Tage dagegen ging es bei Beefsteak, St. Julien und Bier, unter Witz, Geplauder und Gesang, desto lustiger her und ähnlich wurde der zweite Weihnachtstag begangen.

Für die Neujahrsnacht hatten wir eine Menge Bier und Punsch unter Deck geschafft; als der letzte Schlag der letzten Stunde des Jahres 1850 verhallt war, wurde „des Jahres letzte Stunde" gesungen und laut angeklungen. Bald darauf wurde der Geburtstag des trefflichen Feldwebels Blücher ebenfalls sehr würdig gefeiert.

Inzwischen war der Frost sehr heftig geworden. Schneegestöber und Sturm rasten auf so entsetzliche Weise, daß der oberste Raum mit Bretterwerk überdeckt werden mußte. Der Aufenthalt wurde fast unerträglich; das ewige Einerlei auf dem Schiffe ermüdete, die Langeweile folterte. Man setzte sich zusammen, und der Überdruß ergoß sich immer aufs neue in die alten Klagen, Befürchtungen und Vermutungen. In solcher Lage kommt man leicht dazu, die abenteuerlichsten Pläne zu schmieden, anfangs im Scherz, doch schaut ein halber, bitterer Ernst durch diesen Scherz, die Fratze der Verzweiflung. Wie lange wird man uns noch in dieser elenden Lage lassen? Wie, wenn man uns endlich aus der Gefangenschaft entläßt, vielleicht nur, um uns in die dänische Uniform zu zwängen? An Drohungen hierzu fehlte es nicht und die Rachsucht der Dänen ließ das Schlimmste fürchten. Der unternehmende Fröhlich, de la Rue, Selig und ich hatten uns, falls dieser Zustand noch lange dauern sollte, zu einem Fluchtversuch vereinigt. In einer dunklen stürmischen Nacht wollten wir uns an einem Seil vom Vorderteil des Schiffes herunterlassen, an die Brücke schwimmen, zwischen den Posten durchschleichen, uns eines Bootes im Hafen bemächtigen und nach Schweden hinübersteuern, wo gerade an der Küste viele deutsche Familien wohnen, von denen Fröhlich mehrere kannte. Fing man uns, was konnte uns weiter schlimmer erwarten, als einige Tage strenge Haft, und dafür war der Versuch und die Freiheit, wenn auch nur auf einige Tage, nicht zu teuer erkauft. Wir fingen an, allmählich uns Zivilkleider zu verschaffen und eine Summe Geld zu sammeln; von dem geschickten Geld durfte nämlich nur ein Speziesthaler zur Zeit verabreicht werden. Die schließliche Auslieferung kam der Ausführung unseres immerhin etwas abenteuerlichen Planes zuvor.

In den ersten Tagen des Januar 1851 traf aus Apenrade eine große Kiste für mich ein, voll Würste, Käse, Geflügel u. dgl. m. Als wir eines nachmittags den Rest der Kuchenschachtel zum Kaffee leerten, fiel ein Gegenstand auf die Diele, ohne daß wir weiter darauf achteten; da klapperte etwas an meinem Fuß und ich bemerkte einen Species, der am Boden der Schachtel versteckt gewesen war.

Als wir in der Mitte des Januar eines abends beim Bier Selig's Geburtstag feierten, erscholl mit einem Male das Signal: Sammeln! In der frohen Hoffnung, daß vielleicht die Stunde der Befreiung schlüge, kramten wir schnell unsere Habseligkeiten zusammen und eilten auf Deck. Hier hielt der Leutnant, vom edlen Kümmel begeistert, folgende feierliche Ansprache: „Die Pflicht der Menschlichkeit gebietet es mir Euch zu sagen, daß Schleswig-Holstein aufgehört hat zu sein. Die Österreicher stehen in Altona, die Statthalterschaft tritt ab, die Truppen werden aufgelöst. Daher rate ich Allen dringend, sobald als möglich überzugehen auf die Seite ihres rechtmäßigen Regenten, da sie sonst das Schlimmste zu befürchten haben 2c." Als Erwiderung wurde „Schleswig-Holstein" gesungen; es war dies schon die zweite Aufforderung zum Übergang.

Infolge der allernächstens erwarteten Auslieferung wuchs die allgemeine Unruhe und Aufregung von Tag zu Tag. Am 28. Januar traf der Befehl ein, die roten Achselklappen, Kragen und Aufschläge von den Röcken abzunehmen und Tuch an die Stelle zu setzen. Wir weigerten uns einstimmig. Die Sektionsführer meldeten dem Oberst, daß keiner sich dazu verstehen wollte seine Uniform so zu verstümmeln. Es wird „sammeln" geblasen. Der Oberst erscheint rot vor Wut, umgeben von Wachmannschaft: „Ruhig! Ihr sollt die Achselklappen 2c. von den Röcken schneiden! Tuch, Nadel und Faden wird dazu geliefert. Die Dampfschiffe liegen bereits geheizt zur Abfahrt im Hafen. Die erste Maßregel im Falle der Weigerung ist, daß keiner fortkommt. Wenn ihr muckst, werdet Ihr, Gott verdamme mich, jeder 10. Mann gehängt; man wird Euch mit Pulver und Blei traktieren. Schleswig-Holstein existiert nicht mehr; Ihr seid dänische Soldaten und werdet als solche behandelt! Verstanden?!" Mit einstimmigem Widerspruch hätten wir jedenfalls unsern Willen durchgesetzt und die Schande abgewandt. Aber die

Aussicht auf die Freilassung war für die Menge zu lockend; zum ersten Mal fehlte die Einigkeit, und so mußten wir endlich voll Wut und Ärger von der Weigerung abstehen.

Am 30. Januar 1851 wurden die zehn ersten Sektionen von der „Fylla“ entlassen. Der Abschied von den Zurückbleibenden war sehr wehmütig; Fröhlich, den die Dänen da behielten, reichte uns durch das hölzerne Gatter die Hand zum Abschied, er war auf das Schlimmste gefaßt, mit Feilen und Säge versehen. Später, nachdem er sich durch List und Bestechung frei gemacht hatte, besuchte er mich in Kiel; bald darauf ging er nach Kalifornien. Auf der langen Brücke marschierten wir an den beiden andern Gefangenenschiffen vorüber, deren Insassen, trotz des Verbots, uns schwermütig nachschauten. Ein grausamer Schuß fiel unter die Ungehorsamen; zum Glück wurde niemand verletzt. Das elegante und leichte Dampfschiff „Skirner“ brachte uns in 23 Stunden nach Flensburg. Um eine dicke Backe durch ein Kraftmittel zu heilen, setzte ich mich auf das Bugspriet des Dampfers, welches, da die See sehr hoch ging, sich immer in die Wogen tauchte. So wurde ich freilich pudelnaß, aber die gewünschte Heilung vollzog sich. Zur Nachahmung möchte dieses Mittel kaum zu empfehlen sein.

Nachdem wir im Flensburger Hafen auf dem Deck im heftigsten Regen lange hatten warten müssen, führte man uns ans Land und stellte uns in einem engen Seitengäßchen auf, welches in eine Thorhalle mündet, in der mehrere Beamte mit den Listen beschäftigt waren. Distriktweise wurden die Gefangenen aufgerufen und mit Bedeckung zur Stadt hinausgebracht. Als ich so wartend dastand, fühlte ich meine Hand, die ich auf dem Rücken hielt, leise berührt. Ich sah umher; es war ein niedliches Mädchen. „Da sind ja wieder die liebenswürdigen Schleswig-Holsteiner!“ rief sie und eilte mit freundlichem Händedruck davon, denn ein Polizeidiener, schon aufmerksam geworden, kam herbei. Wir Flensburger blieben bis zuletzt. Vergebens erklärte ich, daß ich nicht in Flensburg bleiben könne und alle meine Verwandten in Schleswig habe; erst als ich bemerkte, daß, wenn man mich in Flensburg hielte, man auch für meinen Unterhalt sorgen müsse, erlaubte man mir, mit dem Präsidenten Lassen zu reden. Dieser empfing mich sehr freundlich und stellte mir einen Schein auf Schleswig aus; doch mußte ich bis zur Abfahrt

das Haus hüten. Ich ließ mir in der Posthalterei ein Zimmer heizen, reinigte mich gründlich, ließ auftischen was gut und teuer war und warf mich einige Stunden aufs Bett, lauter langentbehrte Genüsse. Als ich mich am Abend von der gemütlichen Wirtsfrau verabschieden wollte, weigerte sie sich Bezahlung anzunehmen; sie hatte meinen Vater, der einst als Pfarrer in Flensburg stand, gekannt und erinnerte sich seiner unter Thränen. Im Interesse meiner etwas baufälligen Kasse, kam mir dies eigentlich außerordentlich gelegen. Ich drückte den guten Lange's, die noch dazu, wie ich später erfuhr, etwas dänisch gesinnt waren, gerührt und dankbar die Hand.

Die Diligence brachte mich nachts 3 Uhr, am 1. Februar, nach Schleswig. Mit meinem großen Bündel unterm Arm hielt ich so bei nächtlicher Stille meinen Einzug in die liebe Stadt, und wanderte den großen Damm entlang durch die wohlbekannten Straßen dem Elternhause zu. Die Hausthür stand offen; die unteren Zimmer waren, wie ich annehmen mußte, von feindlichen Offizieren besetzt, daher stieg ich die Treppe hinauf, aber überall, wo ich anpochte, polterten mir dänische Flüche entgegen. Ein Lichtstrahl lockte mich die Bodenstiege hinan; da droben brannte eine Stalllaterne, der ganze Raum war dicht mit Soldaten belegt, die auf ihrem Strohlager fürchterlich schnarchten. Ich begab mich wieder hinunter, kramte Decken und Schlafrock aus und legte mich auf die Vordiele schlafen. Hatten unsere alten treuen Dienstboten etwa das Haus im Stich gelassen? Morgens weckten mich die „Tapperen", die um mich herumklotzten und die seltsame Erscheinung in der verstümmelten feindlichen Uniform befremdlich anstarrten. Ich brannte eine Zigarre an und schaute, in meinen Schlafrock gehüllt, zu, wie sie die Vorbereitungen zu einem Ausmarsch trafen. Endlich kamen meine Leute, die treue Stine und Luise, aus einem hinteren Zimmer, das sie sich reserviert hatten, heraus, und traten anfangs bei meinem Anblick erschreckt zurück. Als sie mich aber erkannten, da brach der Jubel los! Ich nahm ein warmes Bad und stieg in reine Wäsche und Zivilkleidung.

All das Elend, was ich auf allen Ecken und Enden der lieben Stadt vorfand, die schrecklichen Zustände und traurigen Schilderungen, die ich hören mußte, zerrissen mein Herz.

Die Freude, so manchen lieben Bekannten wiederzusehen, war eigentümlich gemischter Natur. Nach etwa 10 Tagen waren Student Lüders, B., ein uns befreundeter Schleswiger Bürger, und ich so glücklich, Pässe nach Holstein zu erhalten. Es waren in der letzten Zeit mehrere Fälle vorgekommen, daß diese Pässe von den Vorposten nicht respektiert und die Inhaber auf der Grenze scheußlich chikaniert worden waren. Daher schlichen wir uns durch die dänische Postenkette, durchzogen die bekannte Gegend, wo noch vor wenigen Wochen unsere Truppen auf Vorposten gestanden waren, und überschritten am 9. Februar bei Kluvensiek den Kanal. Dieser Tag, an dem wir Schleswigs Grenze überschritten, war derselbe, an dessen Abend die Dänen vom Kronwerk in Rendsburg Besitz ergriffen.

Den Augenblick, wo ich in Kiel mit meinen lieben Eltern und Geschwistern zusammentraf, zu beschreiben, ist meine Feder zu schwach.

Wenn ich jetzt, nachdem ich ein Bild von jenem bunten Lebensabschnitt zusammengestellt, das Ganze überschaue, wie gar mancherlei Trost und Freude ist neben allem Schmerz und Unglück in diesem Rahmen gefaßt. Wie dankbar kann ich auf diese Zeit auch zurückblicken, aus der ich so vielfach behütet und an manchem bleibenden Gewinn bereichert hervorging, wenigstens an einem reichen Schatz gesammelter Erfahrungen und Erinnerungen, die mich, will's Gott, nicht ohne Frucht und Segen durch das fernere Leben begleiten werden.

Nachschrift.

Der edle Jüngling sollte es nicht erleben, sein heißgeliebtes Vaterland vom Dänenjoch befreit zu sehen. 1858, auf dem Wege nach Madeira, erlag er in Hamburg der tückischen Krankheit, zu welcher 1851 auf der „Fylla“ der Grund gelegt worden war.

Gefecht bei Missunde am 12. September 1850,

Beteiligung der 1. Abteilung des 1. Infanterie-Bataillons an demselben,

von Brenken,

ehemals Hauptmann und Abteilungs-Kommandeur

im 1. schlesw.-holst. Infanterie-Bataillon.

Bis nahe an Kochendorf, welches vom Feinde gegen den Angriff seitens des 3. Jäger-Korps behauptet wurde, rückte das 1. Infanterie-Bataillon unter Führung des Majors v. Beeren vor, bis dahin ohne Anteilnahme am Gefecht. Nach erfolgter Information über den Stand des Gefechts u. s. w. berief Major v. Beeren die beiden Abteilungs-Kommandeure — 1. Abteilung Hauptmann Brenken, 2. Abteilung Hauptmann v. Schmieder.

Die erste Abteilung wurde angewiesen, zur Unterstützung des 3. Jäger-Korps auf dem Haupteingange in das Dorf Kochendorf, „ohne sich auf ein Feuergefecht einzulassen", vorzugehen und das Dorf vom Feinde zu säubern. Seitens des Abteilungs-Kommandeurs wurde zum Angriff des Dorfes die 2. Kompanie — Hauptmann Ohlsen — bestimmt, während die erste Kompanie — Hauptmann Ritter — angewiesen wurde, die linke Flanke des Feindes zu umgehen und zugleich die rechte Flanke der 2. Kompanie zu decken. Der Angriff der 2. Kompanie wurde ohne erheblichen Verlust vom baldigen Erfolge gekrönt. Schwer verwundet wurde Leutnant Petersen. Nach Säuberung Kochendorfs besetzte die 2. Kompanie die nördliche

Lisière des Dorfes, mit dem Feinde, welcher nach dem Kochendorfer Lager zu Aufstellung genommen, das Feuergefecht aufnehmend. Sofortiges Vorrücken wurde erschwert durch die feindlichen Batterien, welche das zu durchmessende Terrain bestrichen. Doch schon bevor die diesseitige Batterie — Hauptmann Rüstow — zur Unterstützung der Infanterie herbeieilte, zog sich die feindliche Infanterie, von der unsrigen verfolgt, zurück, wobei letztere durch das Artillerie-Feuer des Feindes Verlust erlitt. Inzwischen hatte der Abteilungs-Kommandeur, welcher sich bei der 2. Kompanie aufgehalten hatte, dem Hauptmann Ritter Befehl erteilen lassen, sich wieder mit der 2. Kompanie zu vereinigen. Die so vereinigte Abteilung rückte nunmehr über Cosel auf der Straße nach Missunde vor. Nach kurzer Rast, welche der Abteilung gegönnt war, wurde ihr durch den Bataillons-Adjutanten Leutnant Vogt der Befehl überbracht, weiter vorzugehen und womöglich den vom Feinde besetzten Brückenkopf bei Missunde mit Sturm zu nehmen. Seitens des Abteilungs-Kommandeurs wurde die 1. bis dahin noch nicht am Kampfe beteiligt gewesene Kompanie, gefolgt von der 2. Kompanie, angewiesen, der erhaltenen Ordre gemäß vorzugehen. Nach kurzem Vormarsch mit gefälltem Gewehr wurde dieser durch feindliches Infanterie- und Artillerie-Feuer alsbald so erschwert, daß an ein Gelingen des Sturmes wohl nicht zu denken war. Nachdem der Führer der 1. Kompanie ziemlich im Anfange des Vormarsches verwundet war, suchte die Mannschaft auf erhaltenen Befehl Deckung durch vorliegendes Terrain und ließ sich mit dem gegenüberstehenden gut gedeckten Feinde in ein Feuergefecht ein. In später Nachmittagsstunde wurde der Rückzug unserer Truppen befohlen, welcher um so schwerer zu bewerkstelligen war, als die diesseitige Artillerie bereits abgefahren war und der Rückzug, sowohl durch feindliches Infanterie- wie Artillerie-Feuer belästigt, nur unvollständig ausgeführt wurde. Es gerieten daher auch viele Leute der 1. Kompanie teils verwundet, teils unverwundet in dänische Gefangenschaft -- darunter der verwundete Leutnant Koch.

Die Verfolgung seitens des Feindes wurde durch Infanterie und Artillerie ziemlich energisch betrieben, und es war bereits dunkel geworden, als die 1. Abteilung vom 13. oder 15. Infanterie-Bataillon aufgenommen wurde.

Auf dem weiteren Rückmarsche wurde das bei Kochendorf befindliche feindliche Lager, bestehend aus Strohhütten, angezündet und niedergebrannt, was später zu vielem Tadel Veranlassung gab; wie ebenfalls auch der Sturm auf den Brückenkopf scharf getadelt wurde. Keiner der oberen Führer wollte den Angriff resp. den „Sturm" angeordnet haben.

Zur Vervollständigung der „Biographischen Notizen" möge hier erwähnt werden, daß Hauptmann Ritter als österreichischer Offizier 1866 bei Sadowa gefallen ist.

Der Sturm auf Friedrichstadt, Oktober 1850.

Wiederabdruck aus:

„Genre-Bilder aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen von 1849/50",

aufgezeichnet von Richard Goß,

Sekonde-Leutnant im 6. schlesw.-holst. Inf.-Bat.

Leipzig, Heinrich Matthes. 1851.

Der Morgen des 4. Oktober 1850 war ein rauher, nebliger Herbstmorgen. Lange bevor die Sonne mit ihren dunkelroten Strahlen den dichten Nebel zu zerstreuen begann, hatte uns die Kälte aus unserem Strohlager getrieben, in welchem wir auf dem südlichen Abhange des Eiderdeiches unter freiem Himmel die vergangene Nacht verbracht hatten.

Alles lief, eng in den Mantel gehüllt, in dem sumpfigen Vorlande an der Eider auf und nieder, um die erstarrten Glieder durch Bewegung wieder zu erwärmen.

Eine unheimliche Stille herrschte unter den Leuten, und nur hier und da führten die mit raschen Schritten auf und nieder Laufenden eine oftmals stockende Unterhaltung mit gedämpfter Stimme.

Auch in der Stadt, deren Anblick uns augenblicklich noch der dichte Nebel entzog, obgleich sie nur achthundert Schritt von unserem Lagerplatz entfernt lag, sowie in unseren Schanzen auf dem südlichen Ufer der Eider war es noch ruhig und still. Man wartete den Aufgang der Sonne und mit ihm das Verschwinden des Nebels ab, um sich dann durch die langen, eisernen Sprachrohre die ersten, donnernden Morgengrüße zuzurufen.

Ich war schon eine ziemlich lange Zeit mit rastlosen Schritten auf und nieder geeilt, allein es war mir immer noch nicht gelungen, meine vor Frost und Nässe zitternden Glieder zu erwärmen.

Da nahete sich mein Bedienter mit einem Kessel dampfenden Kaffee. Nie in meinem Leben, glaube ich, hat der Anblick des edlen Bohnensaftes mich mehr erfreut, als in diesem Augenblick. Ich lagerte mich wieder auf das Stroh, mein Bedienter reichte mir ein Stück Marschkuchen, den die freundlichen Dithmarscher am Tage vorher uns zu unserer Stärkung vom südlichen Ufer der Eider herüber geschickt hatten, und mit einem wahren Heißhunger fiel ich über die Kaffeeschale in meiner zitternden Hand her. Aber, o Jammer! Ich zog ein Gesicht, als ob ich Assa foetida getrunken hätte. Der Kaffee war nämlich mit dem Wasser eines der nächsten Gräben gekocht worden und in diese war vor wenigen Stunden mit der Flut das Salzwasser der Nordsee gelaufen. Mein armer Diener, auf den ich fürchterlich losfuhr, machte mir indessen klar, daß auf einer Entfernung von einer halben Meile für den Augenblick kein anderes Wasser zu bekommen gewesen sei. Dies Argument war natürlich so schlagend, daß ich nichts dagegen einwenden konnte. Ich wappnete mich also mit Todesverachtung, kniff die Augen zu und mit der Seelenruhe eines Sokrates leerte ich, zwar nicht den Gift-, wohl aber den Becher mit salzigem Kaffee. Mein schneller Entschluß hatte die besten Folgen. Bald fühlte ich eine angenehme Wärme meinen Körper durchströmen, welche zu vergrößern sich auch die Strahlen der herbstlichen Sonne angelegen sein ließen, die jetzt mit aller Macht sich Bahn durch den weichenden Nebel brachen.

Ich steckte mir eine Zigarre an und bestieg den Eiderdeich, um durch ein Fernrohr die Wirkungen unserer Geschosse zu beobachten, die Christiansens Batterie von dem Dithmarscher Ufer her soeben mit Heftigkeit auf die Stadt zu werfen begann.

Wir lagen heute nun schon beinahe acht Tage vor Friedrichstadt. Aus dem Unternehmen, das anfangs auf einen Überfall mit sofortigem Sturm abgesehen war, war eine Belagerung in aller Form geworden. Wenn ich in „aller Form“ sage, so trifft das eigentlich nicht zu. Die Belagerung von Friedrichstadt glich nämlich aufs Haar jener unglücklichen von Fridericia, das heißt, von drei Seiten wurde die Stadt beschossen und zerniert, während die Besatzung imstande war,

alles, was ihr nötig: Verstärkung, schweres Geschütz, Munition und Proviant auf der vierten Seite ungehindert an sich heranzuziehen. Es war dies bei Friedrichstadt die Nordseite, auf welcher die Chaussee nach Husum führt. Diese von unseren Werken aus zu bestreichen, war ein Ding der Unmöglichkeit; selbst die Verbindung mit Friedrichstadt auf der genannten Straße nur zu erschweren oder zu beunruhigen, hatte uns nicht einmal gelingen wollen.

Zur Orientierung für den Leser will ich hier wenige Worte über die Lage Friedrichstadts einschalten. Friedrichstadt liegt in der Marsch, das heißt, in dem, im Laufe der Jahrhunderte von den Wellen der Nordsee angeschwemmten Lande, hart an der Eider, auf deren nördlichen Ufer, während sie im Norden wiederum von den Wassern der Treene bespült wird, die durch verschiedene Schleusen mit der Eider in Verbindung steht. Diese Schleusen waren von den Dänen bei der Besetzung von Friedrichstadt aufgezogen und dadurch die ganze Gegend oberhalb des Ortes, viele tausend Morgen des schönsten Wiesen- und Ackerlandes, unter Wasser gesetzt worden.

Die einzige für Infanterie und namentlich Artillerie praktikable Straße, welche Friedrichstadt mit der Geest verbindet, ist eine kleine, dreiviertel Meile lange Chaussee, welche nach dem Dorfe Seeth führt. Zu beiden Seiten dieser Chaussee lag tiefes, von unzähligen Abzugsgräben durchschnittenes Marschland, welches im Süden durch den Eiderdeich, gegen die Fluten dieses Flusses, im Norden durch den Treenedeich, gegen die Wasser der Treene geschützt wurde.

Diese beiden Deiche, welche bis nahe zur Stadt liefen und dort durch einen Querdeich verbunden waren, konnten ebenfalls als Zugänge zur Stadt benutzt werden, doch war solches mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Dies war namentlich beim Eiderdeich der Fall. Das südlich zwischen ihm und der Eider gelegene Vorland ist so lehmig und morastig, daß es nur durch Hineinwerfen von Strauchwerk und Legung von Faschinen, welche auf dem baum- und strauchlosen Marschboden nicht zu haben gewesen waren, sondern selbst erst viele Meilen weit hatten herbeigeschafft werden müssen, für Geschütze und Munitionswagen fahrbar gemacht werden mußte.

Die Chaussee war von den Dänen mehrmals durchstochen worden; einmal dicht hinter Seeth, das zweite Mal bei dem etwa acht- bis neunhundert Schritt vor der Stadt gelegenen Chausseehause.

Unmittelbar vor der Stadt war ein festes Werk mit einem in die Chaussee eingeschnittenen Blockhause angelegt worden.

Da der Feind vorausgesehen hatte, daß wir auch die Deiche als Zugänge zur Stadt benutzen würden, so hatte er dieselben ebenfalls tief durchstochen; den Treenedeich etwa in einer Entfernung von sechshundert Schritt von der Stadt, den Eiderdeich in unmittelbarer Nähe derselben. Der letztere Durchstich, als der für die Stadt gefährdetste Punkt, war von ihm noch durch eine Schanze für Infanterie und eine Espignolen-Batterie verstärkt worden, welche ihrerseits durch eine steile Brustwehr mit davor befindlichen Palissaden und unzähligen kleinen Sturmpfählen, Eggen und spanischen Reitern befestigt war.

Die Südseite der Stadt, die Eiderseite, war mit zwei Batterien befestigt. Die uns zunächst gelegene war die Fährhaus-, die weiter entferntere die Vorkmühlen-Batterie. Beide sollten, da sie neben dem jenseitigen Ufer namentlich den Eiderdeich beherrschen, den wir später als Hauptangriffspunkt benutzten, für uns eine traurige Bedeutung erhalten. Im Westen und Norden war die Stadt nur wenig oder garnicht befestigt, da der Feind von dorther keinen Angriff befürchtete und leider auch keinen zu befürchten hatte.

Die uns zugekehrte Ostseite der Stadt war schon durch ihre natürliche Lage — sie wird rings von einem breiten und tiefen Graben, dem sogenannten „Burggraben“, eingeschlossen — schon gut befestigt. Der Verteidiger hatte sie noch dadurch verstärkt, daß er die Außenseite der meist massiven äußeren Häuserreihe der Stadt mit Schlamm und Lehm beworfen und in die Mauern derselben Schießscharten für Infanterie und Geschütze eingeschnitten hatte.

Sämtliche genannte Befestigungen waren durch Brustwehren für Infanterie mit einander verbunden.

Von den beiden Kirchtürmen der Stadt, welche weit hinaus die flache und ebene Umgegend beherrschten, konnten die Dänen jede unserer Bewegungen bis in die kleinsten Details hinein beobachten. Zwei riesengroße Danebrogs-Fahnen wehten von denselben hernieder.

Dies war die Lage der Stadt und der Werke, die vom Verteidiger derselben zu ihrer Befestigung angelegt worden waren.

Wir dagegen hatten auf dem südlichen dithmarscher Eiderufer eine starke Batterie gegen die Fährhaus- und Vorkmühlen-Schanze

etabliert, die unter Befehl des Hauptmanns Christiansen stand, der schon vor Fridericia sich den Ruf eines tüchtigen Artillerie-Offiziers erworben hatte.

Auf der Chaussee, deren Durchstich bei Seeth in unseren Händen und von uns überbrückt worden war, hatten wir in der Nähe des Chausseehauses in einer stürmischen, regnigten Nacht aus Sandsäcken eine Brustwehr gebaut, hinter welcher zwei schwere vierundzwanzigpfündige Vollkugelkanonen aufgestellt waren, welche in den Tagen, die dem Sturm vorangingen, das Werk auf der Chaussee und die Stadt selbst sehr wirksam mit Glühkugeln beschossen, die in der Küche des Chausseehauses auf einem eiligst gebauten Rost glühend gemacht wurden.

Außerdem hatten wir zwei zwölfpfündige Feldbatterien zur Stelle, deren Haubitzen auf dem Eider- und Treenedeich in eingeschnittenen Traversen aufgestellt waren, während die übrigen Geschütze, nachdem mit ungeheurer Anstrengung in dem Marschlande zwischen Chaussee und Eiderdeich unter dem Schutze der Tirailleure des ersten Jäger-Korps zahlreiche Brücken gebaut worden waren, dort Position genommen hatten und ein wirksames Feuer auf die Stadt richteten.

Auch eine Batterie unscheinbarer vierundzwanzigpfündiger Handmörser fehlte nicht, die, an verschiedenen Stellen verteilt, manchen guten Schuß auf die Stadt that.

Dies waren unsere artilleristischen Kräfte, welche wir um Friedrichstadt konzentriert hatten und die unter Befehl des rastlosen und unermüdlichen Major Aldosser standen, der zwar in unserer Armee den Rang eines Infanterie-Offiziers bekleidete, früher aber Gelegenheit gehabt hatte, auch die Artilleriewaffe kennen zu lernen.

Seine Erscheinung war eine durchaus originelle. In einem Musketiermantel gehüllt, die Beinkleider in die Stiefel gesteckt, mit einem mächtigen Tubus über dem Nacken, war er bald hier, bald dort zu finden. Wo er sich zeigte, da regnete es Flüche und Donnerwetter in Menge, aber da die Leute seine Art und Weise kannten, fragten sie wenig nach seinen Redensarten. Das echte Naturell eines Süddeutschen, konnte er heftig bis zum Exceß werden. Seine Hitze legte sich aber eben so schnell wieder, wie sie aufflammte. Inwieweit er, wie der Oberst v. d. Tann, der das Oberkommando über die

ganze Unternehmung führte, seiner Aufgabe gewachsen und welche Schuld beide an dem Mißlingen des Sturmes hatten, lasse ich, getreu der Absicht dieser Blätter, ununtersucht.

Fast acht Tage schon hatte die Beschießung der Stadt gedauert, ohne daß ein ernstliches Engagement der Infanterie stattgefunden hätte, mit Ausnahme des verunglückten Sturmes am ersten Tage des Unternehmens, den unsere erste Kompanie auf die Schanze im Eiderdeich versuchte und der dem Leutnant Gustav Apel aus Kiel das Leben gekostet hatte.

Nur kleinere Renkontre zwischen den vorgeschobenen Postenketten unseres ersten Jägerkorps und den feindlichen Kastell-Jägern fanden fast ununterbrochen statt. Unsere Jäger lagen halb im Wasser vor den Feldgeschützen zwischen der Chaussee und dem Eiderdeich, und wehe der blauen dänischen Mütze und ihrem Träger, der sich neugierig über den Wällen der feindlichen Verschanzungen zeigte. Sie machte gewöhnlich Bekanntschaft mit einer schleswig-holsteinischen Spitzkugel.

Auf dem Treenedeich, der anfangs nur von unserer Infanterie besetzt gewesen war, vor deren glattläufigen Gewehren die Dänen eben nicht sehr großen Respekt hatten, zeigte sich zuerst der Feind häufiger und beunruhigte unsere Feldwachen und Posten; allein nachdem auch dorthin eine Abteilung Jäger gelegt worden war, hielten die Käppies und die Spitzkugelbüchsen ihn auch dort in angemessener Entfernung.

Überhaupt machte die Zurückhaltung, welche die Dänen während der fürchterlichsten Kanonade auf die Stadt beobachteten und mit welcher sie hundert Kugeln von uns nur zum Zeichen, daß sie noch da seien, mit einem einzigen Sechspfünder beantworteten, einen beinahe unheimlichen Eindruck.

Ich brachte einen ganzen Vormittag in der Schanze auf der Chaussee zu, die in dieser Zeit ununterbrochen feuerte. Das Ganze glich einem Scheibenschießen. Mit einem Fernrohr lag ich hinter der Brustwehr, bei einer Entfernung von kaum fünfhundert Schritt die Wirkung jedes einzelnen Schusses natürlich deutlich beobachtend. Während dieses ganzen Vormittags fiel von der Stadt her sage: ein einziger Schuß aus einem Sechspfünder, dessen Kugel auf halber Entfernung in den weichen Boden des Marschlandes hinein-

fuhr. Wie der Feind indessen diese Zurückhaltuug und Schweigsamkeit auch zu rechter Zeit zu brechen verstand, das zeigte das Kartätschen- und Granatfeuer, mit welchem er uns am Abend des Sturmes auf dem Eiderdeich empfing.

Noch darf ich nicht unerwähnt lassen, wie die Kanonenböte, welche zur Unterstützung der Christiansenschen Batterie die Eider hinunter gekommen waren, manche glänzende Probe ihrer Tüchtigkeit ablegten. Sie waren unmittelbar vor unserem Lagerplatz auf der Eider stationiert und ihre vierundachtzigpfündigen Bombenkanonen, deren einige eine, andere zwei führten, wurden durchgängig eben so gut und besser als die Geschütze der Landbatterien bedient.

Von der Infanterie lagen das elfte, das fünfzehnte und unser Bataillon in den Tagen, die dem Sturm vorangingen, abwechselnd auf Vorposten auf den Deichen und der Chaussee oder eine Nacht im Kantonnement in Seeth und Drage, während weiter rückwärts in Süder- und Norderstapel größere Infanterie-Massen, der ersten Brigade angehörend, darunter das dritte und andere Bataillone, lagen. Sie standen unter dem Befehl des Kommandeurs der ersten Brigade, des Oberstleutnants v. Gagern (eines Vetters von Heinrich v. Gagern). Ihre Aufgabe war, hauptsächlich die Übergänge über die Treene zu beobachten und durch Scheinunternehmungen die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin zu lenken.

Das erste Jäger-Korps war fast ununterbrochen abteilungsweise im Dienst auf Vorposten. Man sah hier recht, wie der kleine Krieg das Element dieses Korps war, und ohne gerade glänzende Erfolge zu erringen, bewährte dasselbe doch auch hier wieder durch rastlose Unermüdlichkeit und anstrengende Thätigkeit seinen alten Ruf. Es verlor leider in dieser Zeit einen seiner ausgezeichnetsten Offiziere, den Hauptmann Behrens, den ein Stück von einer springenden Granate das Säbelgefäß in die Hand hineinschmetterte, an welcher Wunde er später unter unsäglichen Schmerzen starb.

Kehren wir jetzt wieder zum Morgen des 4. Oktober, dem Tage des unglücklichen Sturmes, zurück.

Das sechste Bataillon hielt an jenem Tage den Eiderdeich besetzt. Die vierte Kompanie, unter Befehl des Hauptmanns v. Eickstedt, bei welcher ich stand, lag am weitesten nach vorn unmittelbar hinter zwei zwölfpfündigen Haubitzgeschützen, um bei einem Ausfall sofort

zur Unterstützung derselben bei der Hand zu sein. Die erste, zweite und dritte Kompanie lagen etwas weiter zurück.

Am Morgen hatten wir noch keine Ahnung von dem bevorstehenden Sturm.

Es waren soeben noch zwei vierundachtzigpfündige Bombenkanonen von Rendsburg angekommen, die ebenfalls auf dem Eiderdeich aufgestellt werden sollten. Die Traversen dazu waren in der Nacht vorher von den Pionieren angelegt worden.

Unsere Kompanie erhielt Befehl, ein Kommando zur Hülfsleistung der Artilleristen und Pioniere bei Hinaufbringung dieser Geschütze auf den Deich zu geben. Dasselbe ging sofort unter Befehl des Leutnants Redlich ab und es gelang glücklich, die Geschütze in die Traversen zu bringen.

Die Dänen begnügten sich damit, die ganze Arbeit durch eine einzige Granate zu beunruhigen, deren Stücke leider dem Leutnant v. d. Heyde, vom ersten Jägerkorps, das Bein zerschmetterte und einen Mann von dem Arbeitskommando verwundete.

Sobald die erwähnten Geschütze aufgestellt worden waren, begannen sie sogleich ein mörderisches Feuer auf die Stadt zu richten.

Der Vormittag verlief, wie alle früheren. Es wurde heftig kanoniert, allein wir waren daran schon so gewöhnt, daß dadurch unsere Aufmerksamkeit wenig in Anspruch genommen wurde.

Weit größere schenkten wir vielmehr den zahlreichen Böten und der Fähre, welche, da der Aufenthalt auf dem diesseitigen Ufer anscheinend mit keiner Gefahr verknüpft war, uns zahllose Besucher und selbst Besucherinnen aus dem jenseitigen Dithmarschen herüberführte. Sie brachten Lebensmittel: kalten Braten, Kuchen und Wein in unvertilgbaren Portionen ihren kämpfenden Landsleuten herüber. Die sonntäglich geputzten schmucken dithmarscher Bauerdirnen hatten ihre herzliche Freude an dem gesunden Appetit ihrer Landsleute und als unsere Musik sich einstellte und unter dem fürchterlichsten Kanonendonner einen lustigen Walzer aufspielte, da widerstrebten sie sogar nur schwach, wenn ein derber Musketier seinen Arm um ihre Taille legte und mit ihnen auf dem schmutzigen Rasen rüstig loswalzte.

Ein Beispiel fand Nachahmer und bald war der herrlichste Bal champêtre im Gange.

Das war einmal wieder so ganz eine Episode aus dem Soldatenleben mit seinen schroffen Gegensätzen.

Hier lustiger Tanz mit fröhlicher Heiterkeit, wenige Schritte davon die brüderliche Stadt, wohin jede Sekunde die verderbenbringenden Kugeln schleuderte. Hier lustige Paare, die sich nach dem Takte eines Straußschen Walzers drehen, während durch ihre Mitte soeben die Leiche eines braven Jägers mit bleichen, durch den Tod entstellten Zügen getragen wird, zu dessen Brust das tückische Blei seinen Weg gefunden. Man hält einen Augenblick inne, sieht ob der Sterbende ein Freund oder Bekannter ist, er wird vorübergetragen und weiter fliegt die Bäuerin am Arm ihres Tänzers, der vielleicht bestimmt ist, das Schicksal des Jägers, der soeben vorbeigetragen, heute Abend zu teilen.

Im übrigen verlief der Vormittag sonst ohne bemerkenswerte Ereignisse.

Gegen Mittag kehrte ein Zug unserer zweiten Kompanie, welcher zur Deckung der Christiansenschen Batterie unter dem Befehl der Leutnants Sommer und Hansen I. bisher auf dem jenseitigen holsteinischen Ufer gelegen hatte, auf der Fähre zum Bataillon zurück.

Unser Mittagessen, das aus harten Erbsen bestanden, hatte nicht recht munden wollen und wir waren gerade damit beschäftigt, zum Ersatz dafür einen guten Kaffee zu verzehren, der diesmal aus süßem Wasser gekocht war, als wir nicht weit von uns entfernt v. d. Tann und Aldosser auf einem Eiderdeich gelagert in einem heftigen Disput über einer Karte sahen.

Es dauerte nicht lange, so gesellten sich auch Heinrich v. Gagern, der bei v. d. Tann die Funktionen eines Ordonnanz-Offiziers versah, sowie Hans v. Raumer, der ebenfalls in v. d. Tanns Stab employiert war, zu ihnen. Es schien, als wenn sie sich über den Gegenstand des Gespräches, von dem damals noch niemand ahnte, daß es einen vorzunehmenden Sturm beträfe, nicht recht einig werden konnten. Eine Folge dieser Meinungsverschiedenheit war, daß unser Bataillon Befehl erhielt, sofort drei Offiziere nach dem jenseitigen Eiderufer zu kommandieren, die sich von dort aus nicht nur die Lage der einzelnen feindlichen Werke ansehen sollten, sondern auch den Auftrag erhielten, sich zu überzeugen, welches Resultat ein etwa vorzunehmender Sturm wohl erwarten ließe.

Unser Bataillons-Kommandeur, der Major v. Lüders, bestimmte zu diesem Kommando den ältesten Hauptmann unseres Bataillons, v. Lettgau, den Premier-Leutnant v. Tresenreuter und den Leutnant Sommer, welche mit einigen anderen Offizieren vom 1. Jäger-Korps sogleich ein Boot bestiegen und sich über die Eider setzen ließen.

Wir vermuteten nun allerdings, daß irgend etwas im Werke sei.

Es mochte etwa zwischen 4 und 5 Uhr sein, als sie wieder zurückkehrten. Sie begaben sich sofort wieder zu v. d. Tann und Aldosser, und nachdem sie diesen das Ergebnis ihrer Beobachtungen mitgeteilt hatten, erhielten wir, ohne daß es uns gelungen war, auch nur ein Wort von diesen Mitteilungen zu erfahren, den Befehl zum Sturm.

Die Sonne versank eben am fernen Horizonte, als unser Bataillon die Sturmkolonne formierte. Die erste Kompanie bildete, unter Voranschickung einer Tirailleur-Kette vom 1. Jäger-Korps, die Tete derselben. Dann folgte eine Abteilung Pioniere mit Äxten und Spaten unter Kommando des Leutnants v. Neergaard, Schanzenbach und Bertouch und hieran schloß sich unsere zweite, dann die vierte und zuletzt die dritte Kompanie als Sturmkolonnen.

Es war ein großartiger Augenblick.

Schon kurz vorher, ehe noch der Befehl zum Sturm erteilt worden war, waren durch unsere Batterien zwei einzeln liegende, ziemlich weitläufige Gehöfte, die zu Friedrichstadt gehörten, der „Greveshof" und der „Gooshof", in Brand geschossen worden. Ihre Flammen leuchteten dunkelrot durch den dichten Herbstnebel, den der Oktoberabend auszubreiten begann, als drei Raketen, welche von einem unserer Kanonenböte kerzengrade in die Höhe stiegen, das Zeichen zum Beginn des Sturmes gaben. Die Musik des 1. Jäger-Korps und die unsrige, welche hinter den Schanzkörben der 84pfündigen Batterie aufgestellt waren, begannen gemeinschaftlich unser Nationallied zu spielen. Dazu donnerten, wie auf ein Kommandowort, unsere sämtlichen Geschütze und auch die feindlichen, die so lange ihr hartnäckiges Schweigen beobachtet hatten, ließen nicht lange auf sich warten. Es war ein Lärm, als ob die Hölle losgelassen sei. Wir rückten langsam, aber geschlossen vor, einstimmend in die Melodie unserer Hymne, die immer wieder deutlich durch den Donner der Geschütze hervorschallte.

Als unsere 1. Kompanie die Schanzkörbe der 84pfündigen Batterie erreicht hatte, entstand eine zwar nur augenblickliche, aber für uns verhängnisvolle Stockung.

Der Durchgang war nämlich hier so eng, daß nur immer ein Mann zur Zeit ihn passieren konnte. Obgleich nun einige versuchten, die Hindernisse, Eggen und Schanzkörbe, bei Seite zu räumen, während andere durch das seichte Wasser der Eider wateten, so entstand dadurch nicht nur ein längerer Aufenthalt, sondern es wurde auch den Leuten schwer, nachdem die enge Stelle passiert war, sich wieder so schnell und so eng aneinander zu schließen, wie eine Sturmkolonne es verlangte.

Während dessen wüteten die feindlichen Kugeln in unseren Reihen. Der Hauptmann der ersten Kompanie, v. Basson, war einer der ersten, der verwundet wurde. Nächst der ersten hatte die dritte Kompanie am meisten zu leiden. Da sie nämlich an der Queue war, so schlugen alle Kartätschen und Granaten, die über unsere Köpfe hinweg gingen, in ihre Reihen ein. Auch ihrem Hauptmann, v. Erhardt, drang eine Spitzkugel mitten in die Stirn, an der er wenige Stunden darauf unter den unsäglichsten Schmerzen starb.

Endlich hatten wir alle den engen Durchgang passiert und nun ging es in raschem, entschlossenen Anlauf über den Eiderdeich, der kurz vor der feindlichen Schanze eine Biegung machte, hinweg mit donnerndem Hurra die Brustwehr zur Schanze hinauf.

Der Fähnrich der ersten Kompanie, Hans Harder aus Wiemersdorf bei Neumünster, war der erste, der sie betrat. Er pflanzte seine Kompanie-Fahne auf der Brustwehr auf. Ihm folgte unser Adjutant Leutnant Buschick, der aber schon nach wenigen Augenblicken verwundet vom Kampfplatze getragen werden mußte.

Unsere Leute stürmten mutig die Brustwehr hinan, aber oben angekommen, rief ihnen der Tod sein Halt entgegen. Der Feind war uns gegenüber durch seine Stellung in zu entschiedenem Vorteil. Während unsere Leute sich ganz und gar exponieren mußten, um in die Schanze hinein zu feuern, legten seine Jäger nur die Mündung ihrer Büchse auf die Brustwehr, drückten ab und die Kugel fehlte in unseren dicht gedrängten Reihen selten ihren Mann.

Die Brustwehr der Schanze bot ein fürchterliches Bild der Zerstörung und des Kampfes dar.

Die Pioniere hieben mit ihren Äxten die Palissaden nieder, unsere Leute warfen dieselben als Geschosse auf den Feind, den nur die 4 Fuß breite Brustwehrkrone von uns trennte. Dieser schleuderte sie wieder, Handgranaten dazwischen, aus der Schanze heraus. Dazu ein ununterbrochenes Gewehrfeuer, welches auf einer so nahen Distanze geführt wurde, daß oft das Feuer aus den feindlichen Büchsen uns das Haar versengte. Haufen von Toten und Verwundeten füllten bereits den Raum vor der Schanze. Immer wieder stürmten wir von neuem an und immer wieder stürzten die Vordersten, von dem tötlichen Blei getroffen, rücklings hinunter, die Lebenden mit sich in Moor und Sumpf hinabreißend. Ein Offizier nach dem anderen wurde tot oder verwundet vom Platze getragen.

Ein Musketier rief mich zu dem Leutnant Kirchhof von unserer Kompanie. Er war wieder und immer wieder die Brustwehr hinangestürmt, zuletzt hatte er selbst die Muskete eines Gefallenen ergriffen und in die Schanze hineingefeuert. Jetzt lag er am Fuße derselben; eine feindliche Kugel war ihm mitten durch die Stirn gedrungen. Aus der weiten, klaffenden Wunde drang das Gehirn hervor. Er war ohne Besinnung, ein Musketier verband ihn, so gut es ging, mit meinem Taschentuch, und mit Hülfe einiger anderer versuchte er, ihn nach dem Verbandplatz zu bringen. Aber schon unterwegs hatte er aufgehört, zu den Lebenden zu gehören.

Hauptmann Lettgau, der mit ausgezeichneter Bravour die erste Abteilung unseres Bataillons zum Sturm geführt hatte, *) wurde zwischen den Palissaden hervorgezogen, eine feindliche Spitzkugel war ihm hinter dem Ohr in den Kopf gedrungen und während er von mehreren Leuten aus dem Gefecht geschleppt wurde, ermahnte er noch die Zurückbleibenden, immer mutig wieder vorzudringen und nicht zu weichen.

Major Lüders blieb wie durch ein Wunder während der ganzen Affaire unverwundet. Er sprach mich mehrere Male an, immer war er guten Muts und immer feuerte er die Leute durch Wort und Beispiel an, auch den ihrigen nicht sinken zu lassen.

---

*) Er wurde später wegen besonderer Auszeichnung beim Sturm von der Statthalterschaft zum Major befördert.

So lagen wir mehrere Stunden vor der Schanze. Jeder neue Versuch, sie zu nehmen, scheiterte an der hartnäckigen Verteidigung des Feindes und seiner vorteilhaften Stellung.

Ich erhielt vom Hauptmann v. Eickstedt, der, eine leichte Schramme abgerechnet, die er an der Stirn bekam und erst am anderen Morgen bemerkte, wunderbarer Weise unverwundet blieb, den Auftrag, zu versuchen, ob das Werk nicht durch einen Angriff in der Kehle zu nehmen sei. Ich kletterte daher mit einigen Leuten über einige lose Bretter, welche über den Graben geworfen waren, der bei der Schanze vorbeifloß, allein das Feuer, von dem wir hier auf der offenen Wiese empfangen wurden und die Kugeln unserer eigenen Jäger, welche vom Deich her die Schanze in der Flanke beschossen, nötigten mich, nachdem ich bereits eine Anzahl meiner Leute verloren hatte, um die übrigen nicht nutzlos aufzuopfern, umzukehren.

Während sich dies auf dem Eiderdeich ereignete, war das elfte und ein Teil des dritten Bataillons auch auf der Chaussee vorgegangen, aber dort mit eben so wenigem Erfolg wie hier.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen. Der Kampf der Infanterie ließ in Folge gegenseitiger Anstrengung und Erschöpfung allgemach etwas nach; der größte Teil unserer Leute hatte sich fast verschossen, während die Artillerie von beiden Seiten trotz der eingetretenen Dunkelheit mit Heftigkeit weiter kanonierte.

Ich benutzte einen Augenblick der eingetretenen Ruhe, um auf den Deich zu steigen und mich umzusehen.

Ein furchtbar-schönes Schauspiel bot sich meinen Augen dar.

Die ganze bedauernswerte Stadt stand in Flammen. Ihre hellen, reinlichen Häuser, die wir so oft bewundert und in denen wir gute Quartiere zu finden gehofft hatten, glichen einem dunkelroten Feuermeer, dessen unheimlicher Schein der dichte Nebel noch vermehrte. Eine silberweiße, glänzende Lichtpyramide, die aus dem purpurnen Schein hervorragte, bezeichnete die Stelle, wo vor wenigen Stunden noch der schlanke hölzerne Turm der Remonstrantenkirche auf uns herabgeschaut hatte.

Dazu denke sich der Leser die aufgeregte Stimmung, in welche man durch den Kampf versetzt wird: eine Art Trunkenheit, die der Pulverdampf auf die Nerven hervorbringt; das Gewinsel und

Gejammer der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden, dazwischen den rollenden Donner von hundert Geschützen, das Geschrei der Kämpfer, untermischt mit Kommandoworten, das Gebrüll des Viehes, das auf dem Marschlande weidete und welches durch den Feuerschein und das anhaltende Schießen fast rasend geworden war, so hat er ein schwaches Abbild von der Szene, die vor meinen Blicken aufgeführt wurde.

Allmählich sahen wir alle das Nutzlose fernerer Anstrengungen ein. Wir beschränkten uns darauf, die Leute, welche noch Munition hatten, zu einem steten Feuer auf die Stadt und auf die Schanze anzuhalten, um dem Feind wenigstens so lange unsere gänzliche Erschöpfung zu verbergen, bis Verstärkung, die jeden Augenblick erwartet wurde, eingetroffen war. Auch auf der feindlichen Seite trat nach und nach Verminderung des Gewehrfeuers ein.

Unserer aller hatte sich eine fürchterliche Apathie und Gleichgültigkeit bemeistert. Mit der größten Ruhe stärkten wir uns an dem Inhalt einer Flasche Portwein, die mir mein treuer Bursche, ein Angeliter namens Kollenburg, durch den heftigsten Kugelregen nach der Schanze gebracht hatte.

Auch nach einer Zigarre trugen wir Verlangen und als Hauptmann v. Eickstedt aus seiner stets gefüllten Tasche uns solche mit gewohnter Freundlichkeit anbot, verfehlten wir nicht, zuzugreifen. Als wir aber eben damit beschäftigt waren, dieselben anzuzünden, schlug eine feindliche Kugel in unser schon so zusammengeschmolzenes Häuflein und riß abermals einen braven Kameraden, den Leutnant Hansen II. aus Husbye in Angeln, einen jovialen und gemütlichen Kameraden, der sich selbst gewöhnlich „einen rauhen Sohn der Steppe" nannte, aus unserer Mitte. Der Schuß war ihm durch Arm und Oberschenkel gegangen und er mußte nach dem Verbandplatz getragen werden.

Endlich langte das 15. Bataillon an, nachdem es auf dem Eiderdeich durch das feindliche Artilleriefeuer schon bedeutend gelitten hatte und die übrig gebliebenen Mannschaften des 6. erhielten Befehl, sich langsam zurückzuziehen.

Auch auf dem Rückzug, bevor wir die Biegung des Eiderdeiches passiert waren, hatten wir noch viel von den feindlichen Geschossen zu leiden.

Kaum hatten wir den engen Durchgang bei der 84pfündigen Schanze wieder hinter uns, als eine feindliche Granate in einen dort befindlichen Munitionswagen fuhr. Eine plötzliche Helle blendete unsere Augen, die meisten wurden durch den Luftdruck zu Boden geworfen, und eine furchtbare Explosion erfolgte, Tod und Verderben um sich her verbreitend.

Glücklicherweise waren wir schon ziemlich weit von dem Platz entfernt, wo sich dieselbe ereignete, so daß nur wenige von unseren Leuten verwundet wurden. Die Wirkung in der Nähe soll fürchterlich gewesen sein.

Endlich waren wir außerhalb des Bereiches der feindlichen Kugeln angelangt und erst hier, nachdem die Überreste des Bataillons sich gesammelt, waren wir imstande, die Größe unseres Verlustes zu ermessen.

Unser ganzes Offizier-Korps war auf 7 Personen zusammengeschmolzen. Dies waren der Kommandeur, Major Lüders, ein Schleswig-Holsteiner, der Hauptmann v. Eickstedt aus Stettin, der Premier-Leutnant v. Labunsky und ich aus Berlin, und die Leutnants Rahtlev aus Kiel, Stellfeldt aus Braunschweig und Redlich aus Königsberg in Preußen.

Gefallen waren: Hauptmann Erhardt aus Berlin, Premier-Leutnant v. Loga aus Ost-Preußen, die Leutnants v. Uslar-Gleichen aus Hannover, v. Tresenreuter, Kirchhof und Rheder, geborene Schleswig-Holsteiner, und der Fähnrich Göring aus Weimar.

Verwundet waren die Hauptleute v. Lettgau aus Breslau, Basson aus Hannover, v. Below aus Berlin, der Premier-Leutnant Graf Luckner und die Leutnants Sommer, Hansen I. und II., geborene Schleswig-Holsteiner. Außerdem waren verwundet der Adjutant, Leutnant Buschick aus Schlesien und der Dr. Ritter aus Kiel, dem beim Verbinden ein Stück einer Granate eine gefährliche Kopfwunde beigebracht hatte.

Unser Verlust an Unteroffizieren und Mannschaften betrug bei einer Stärke von etwa 1200 Mann an Toten und Verwundeten zusammen nahe an 300.

Dies waren die traurigen Resultate, die der erste Überblick, nachdem das Bataillon sich wieder gesammelt hatte, gewährte.

Es wurden sogleich wieder Patronen und Zündhütchen verteilt, und wir machten uns schon bereit, noch einmal wieder vorzurücken, als gegen Morgen das Feuern gänzlich verstummte und General Willisen, der nach begonnenem Sturm persönlich auf dem Kampfplatz erschienen war, den Befehl zum gänzlichen Abbruch des Gefechtes ergehen ließ.

Unser Bataillon erhielt Befehl, Kantonnements im Dorfe Drage zu beziehen und am anderen Morgen den Rückmarsch anzutreten.

Das 15. Bataillon nahm eine Vorpostenstellung ein und während das immer noch brennende Friedrichstadt unseren Weg beleuchtete, marschierten wir lautlos und niedergeschlagen nach Drage, wo die Überreste unseres heute Morgen noch so stolzen Bataillons die wenigen Stunden der Ruhe, die ihm vor dem morgenden Marsch noch vergönnt waren, verbrachte.

Es waren jedoch wieder Patrouillen und Bataillone [illegible] unsicher machten und jeden [illegible] noch einmal wieder verwundeten, als einen Morgen das Feuer gänzlich verstummte und General [illegible], der nach begonnenem Sturm [illegible] auf den Kampfplatz erschienen war, den Befehl zum gänzlichen Abbruch des Gefechts ergehen ließ.

Unser Bataillon erhielt Befehl, Kantonnements im Dorf [illegible] zu beziehen und am anderen Morgen den Rückmarsch anzutreten.

Das 15. Bataillon nahm eine Beobachtungsstellung ein und [illegible] das immer noch brennende [illegible] [illegible] marschierten wir ruhig und [illegible] nach [illegible] [illegible] unseres [illegible] [illegible] Stunden der Ruhe, [illegible] noch vergönnt waren, verbrachten.

Erinnerungsblätter an die schleswig-holsteinischen Feldzüge von 1848 - 51
Zum vierzigjährigen Gedächtnistage der Erhebung der Herzogtümer Schleswig-Holstein

Altona 1888